This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Ms 3513/1.

Stanford Uni[redacted]es

№ 962

H. Heine's

sämmtliche Werke.

Heinrich Heine's

sämmtliche Werke.

Rechtmäßige Original-Ausgabe.

Dreizehnter Band.

Vermischte Schriften. Erster Theil.

Hamburg.

Hoffmann und Campe.

1862.

MEH

PT2301
A1
1861
v. 13-14

Vermischte Schriften

von

Heinrich Heine.

Erster Theil.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1862.

Heinrich Heine's

sämmtliche Werke.

Rechtmäßige Original-Ausgabe.

Dreizehnter Band.

Vermischte Schriften. Erster Theil.

Hamburg.

Hoffmann und Campe.

1862.

MEH

PT2301
A1
1861
v. 13-14

Vermiſchte Schriften

von

Heinrich Heine.

Erſter Theil.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1862.

Inhalt.

Seite

Vorwort des Herausgebers VII

Vermischte Schriften.

Autobiographische Skizze 3
Die Romantik 13
Briefe aus Berlin.
Erster Brief 23
Zweiter Brief 49
Dritter Brief 94
Über Polen 131
Der Thee; Humoreske. 183

Recensionen.

Rheinisch-westfälischer Musen-Almanach 191
Gedichte und Poesien ꝛc. von J. B. Rousseau . . . 197
Tasso's Tod, Trauerspiel von W. Smets 204
Struensee, Trauerspiel von M. Beer 241
Die deutsche Literatur von W. Menzel 267
Vorbemerkung zu Lautenbacher's Paraphrase einer Stelle des Tacitus 290

Nachträge.

Die erste Aufführung von Meyerbeer's „Hugenotten". 293
Der Hamburger Brand 298

Vorwort des Herausgebers.

Die im vorliegenden Band enthaltenen Aufsätze erscheinen hier zum ersten Male gesammelt und in entsprechender Ordnung zusammengestellt. Sie gewähren ein interessantes Bild der frühreifen Entwicklung eines Schriftstellers, aus dessen ersten literarischen Versuchen schon die ganze Originalität, die kritische Schärfe und der epochemachende Stil seiner spätern Produktionen deutlich hervorblickt.

Die „Autobiographische Skizze“ wurde zuerst im Februar oder März 1835 in der „Revue de Paris“, und neuerdings in den „Études sur l'Allemagne au XIXe siècle, par Philarète Chasles“ (Paris, Amyot, 1861) abgedruckt.

Der Aufsatz über „Die Romantik“ — gewissermaßen das ästhetische Programm Heine's für die ersten Jahre seiner literarischen Thätigkeit — erschien in Nr. 31 des „Kunst- und Wissenschaftsblattes“ (Beiblatt zum „Sprecher“ oder „Rheinisch-westfälischen Anzeiger“), vom 18. August 1820.

Ebendaselbst wurden (in Nr. 6 und 7, 16—19

und 27—30, vom 8. und 15. Februar, 12. April bis 3. Mai, und 28. Juni bis 19. Juli 1822) die an den Herausgeber jener Zeitschrift, Dr. H. Schulz, gerichteten „Briefe aus Berlin“ veröffentlicht. Nur die wenigen, nicht von Klammern umschlossenen Stellen des zweiten und dritten Briefes finden sich in der ersten Auflage des zweiten Bandes der „Reisebilder“ (1827) wieder abgedruckt.

Den Reisebericht „Über Polen“ enthielt der Berliner „Gesellschafter,“ 10.—17. Blatt, vom 17. —29. Januar 1823.

Die Humoreske „Der Thee“ wurde in der „Wesernymphe,“ einem von Theodor v. Kobbe herausgegebenen novellistischen Almanach auf das Jahr 1831 (Bremen, Kaiser), mitgetheilt.

Die Besprechung des „Rheinisch-westfälischen Musen-Almanachs auf das Jahr 1821“ war im „Gesellschafter,“ 129. Blatt, vom 13. August 1821, — die Kritik der „Gedichte“ und der „Poesien für Liebe und Freundschaft, von J. B. Rousseau“ ebendaselbst, 112. Blatt, vom 14. Juli 1823, enthalten.

Den Aufsatz über die Tragödie „Tasso's Tod, von W. Smets“ brachte die von J. D. Sy-

manski herausgegebene Berliner Zeitschrift: „Der Zuschauer," Nr. 74—86, vom 21. Juni bis 19. Juli 1821.

Die Besprechung von Michael Beer's „Struensee" wurde im Stuttgarter „Morgenblatt," Nr. 88—97, vom 11.—22. April 1828, abgedruckt.

Die Recension von W. Menzel's „Die deutsche Literatur" findet sich in den „Neuen allgemeinen politischen Annalen," Jahrgang 1828, Bd. XXVII, 3. Heft, — die „Vorbemerkung zu Lautenbacher's Paraphrase einer Stelle des Tacitus" ebendaselbst, Bd. XXVII, 4. Heft.

Die nachträglich mitgetheilte Besprechung der ersten Aufführung von Meyerbeer's „Hugenotten" ist in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung," Nr. 68, vom 8. März 1836, — der Korrespondenzartikel über den Hamburger Brand in demselben Journal, Nr. 146, vom 26. Mai 1842, enthalten.

Außer den im vorliegenden und nächstfolgenden Bande gesammelten Aufsätzen, mögen noch einzelne

Jugendarbeiten Heine's in der „Rheinischen Flora“ (Aachen 1825), der „Hermione“ (Hamm, 1827 u. 1828) oder anderen mir bis jetzt nicht zugänglichen Zeitschriften zu finden sein.

So ist es mir unter Anderm nicht gelungen, Heine's Besprechung der Abhandlung von Karl Immermann „über den rasenden Ajax des Sophokles“ zu ermitteln. Nach Angabe des Herrn Dr. Wilhelm Hemsen in Köln, dem ich manchen schätzbaren Nachweis Betreffs der älteren Aufsätze Heine's verdanke, muss jene Kritik in einer Berliner Zeitschrift vom Jahre 1826 gedruckt worden sein.

Im „Gesellschafter“ vom 10. Januar 1821, 10. Juli, 11. September und 13. November 1822 und 12. März 1823 finden sich ein paar kleine, theils „H.,“ theils „H. H.“ unterzeichnete Aufsätze, die möglicherweise von H. Heine herstammen. Leider vermochte ich über die Autorschaft derselben keine Gewissheit zu erlangen, da der Herausgeber jener Zeitschrift, Herr Professor F. W. Gubitz in Berlin, aus eigennützigstem Grunde, wiederholentlich jede Auskunft über diesen Gegenstand verweigerte. Herr Gubitz gedenkt nämlich seine biographischen Erinnerungen dadurch interessant zu machen, dass er in denselben die von Heine im „Gesellschafter“ veröffentlichten Aufsätze nochmals wieder abdruckt.

Um dieſer geſchäftlichen Spekulation willen hat er nicht bloß die Beantwortung der obigen Anfrage abgelehnt, ſondern, mit einer in den Annalen der Literatur unerhörten Rückſichtsloſigkeit, mir nicht einmal den Einblick in ein paar frühere, ſchwer zu erlangende Jahrgänge des „Geſellſchafter“ geſtatten wollen, deren ich ſpäter nur nach langem und mühevollem Umherſuchen anderweitig habhaft ward.

Da ich ſämmtliche Jahrgänge der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“ von 1826—1849 Seite für Seite auf das genaueſte durchforſchen ließ, darf ich mit Beſtimmtheit behaupten, daſs, außer den in der vorliegenden Geſammtausgabe mitgetheilten, nur noch zwei Korreſpondenzartikel jenes Blattes möglicherweiſe von H. Heine geſchrieben ſind. Der eine (in Nr. 347 und 348 d. Bl., außerordentliche Beilage) iſt vom 30. November 1831 datiert und würde, wenn echt, die erſte Korreſpondenz ſein, welche Heine in der „Allgemeinen Zeitung“ drucken ließ. Er trägt daſſelbe Zeichen, wie der Bericht vom 28. December 1831 (Band VIII, S. 45 ff.). Der andere Bericht (in Nr. 135 d. Bl.) iſt vom 5. Mai 1836 datiert und trägt dieſelbe Chiffer wie der Artikel über die erſte Aufführung von Meyerbeer's „Hugenotten“ (Band XIII, S. 293 ff.). Leider vermag Herr Dr. Kolb, der Redakteur jener Zeitung, ſich nicht

mehr zu entsinnen, ob die beiden Korrespondenzen von Heine verfasst worden sind.

Ein Aufsatz über Goethe, den Heine im Jahre 1823 für Varnhagen's „Goethe in den Zeugnissen der Mitlebenden" schrieb, der aber zu spät eintraf, um in jenem Buche gedruckt zu werden, scheint verloren gegangen zu sein, wenn er sich nicht vielleicht noch in Varnhagen's Nachlasse vorfindet.

In „H. Schröder's Lexikon der hamburgischen Schriftsteller" (Bd. III, S. 145) ist Heine als der Verfasser einer Broschüre namhaft gemacht, die unter dem Titel: „Beleuchtung der Stimme des Volks über die Juden" (Niedersachsen, 1819) anonym veröffentlicht ward. Während einerseits schon der ganze wissenschaftlich gelehrte Ton dieser Broschüre mit einer solchen Annahme in Widerspruch steht, hat sich mir andererseits Herr Dr. med. F. A. Simon in Hamburg mündlich und schriftlich als alleinigen Verfasser des Büchleins genannt.

Was endlich die von H. Heine hinterlassenen drei Bände „Memoiren" betrifft, so befinden sich dieselben in Händen des Herrn Gustav Heine zu Wien, welcher das ohne Zweifel werthvolle und interessante Manuskript wohl noch lange dem Publikum vorenthalten wird, wenn es überhaupt jemals in unverstümmelter Form an die Öffentlichkeit gelangt.

Vermiſchte Schriften.

Autobiographische Skizze.

(1835.)

An Philarète Chasles.

Paris, den 11. Januar 1835.

So eben empfing ich das Schreiben, mit dem Sie mich beehrt haben, und ich beeile mich, Ihnen die gewünschte Auskunft zu geben.

Ich bin geboren im Jahre 1800*) zu Düsseldorf, einer Stadt am Rhein, die von 1806—1814 von den Franzosen occupiert war, so daſs ich schon in meiner Kindheit die Luft Frankreichs eingeathmet. Meine erste Ausbildung erhielt ich im Franciskanerkloster zu Düsseldorf. Späterhin besuchte ich das Gymnasium dieser Stadt, welches damals „Lyceum" hieß. Ich machte dort alle die Klassen durch, wo Humaniora gelehrt wurden, und ich

*) Über Heine's Geburtsjahr vergl. den Brief an René Tallandier vom Jahre 1852 im letzten Bande von H. Heine's sämmtlichen Werken.

Der Herausgeber.

habe mich in der obern Klasse ausgezeichnet, wo der Rektor Schallmeyer Philosophie, der Professor Brewer Mathematik, der Abbé Daulnoie die französische Rhetorik und Dichtkunst lehrte, und Professor Kramer die klassischen Dichter explicierte. Diese Männer leben noch jetzt, mit Ausnahme des Ersteren, eines katholischen Priesters, der sich meiner ganz besonders annahm, wahrscheinlich des Bruders meiner Mutter, des Hofraths von Geldern wegen, der sein Universitätsfreund war, und auch, wie ich glaube, meines Großvaters wegen, des Doktors von Geldern, eines berühmten Arztes, der ihm das Leben gerettet.

Mein Vater war Kaufmann und ziemlich vermögend; er ist todt. Meine Mutter, eine treffliche Frau, lebt noch jetzt, zurückgezogen von der großen Welt. Ich habe eine Schwester, Frau Charlotte von Embden, und zwei Brüder, von welchen der Eine, Gustav von Geldern (er hat den Namen der Mutter angenommen) Dragonerofficier in Diensten Sr. Majestät des Kaisers von Östreich ist; der Andre, Dr. Maximilian Heine, ist Arzt in der russischen Armee, mit welcher er den Übergang über den Balkan gemacht.

Meine, durch romantische Launen, durch Etablissementsversuche, durch Liebe und durch andre

Krankheiten unterbrochenen Studien wurden seit dem Jahre 1819 zu Bonn, zu Göttingen und zu Berlin fortgesetzt. Ich habe viertehalb Jahre in Berlin gelebt, wo ich mit den ausgezeichnetsten Gelehrten auf freundschaftlichem Fuße stand, und wo ich von Krankheiten aller Art, unter andern von einem Degenstich in die Lenden heimgesucht worden bin, den mir ein gewisser Scheller aus Danzig beigebracht, dessen Namen ich nie vergessen werde, weil er der einzige Mensch ist, der es verstanden hat, mich aufs empfindlichste zu verwunden.

Ich habe sieben Jahre lang auf den obgenannten Universitäten studiert, und zu Göttingen war es, wo ich, dorthin zurückgekehrt, den Grad als Doktor der Rechte nach einem Privatexamen und einer öffentlichen Disputation erhielt, bei welcher der berühmte Hugo, damals Dekan der juristischen Fakultät, mir auch nicht die kleinste scholastische Formalität erließ. Obgleich dieser letztere Umstand Ihnen sehr geringfügig erscheinen mag, bitte ich Sie doch, davon Notiz zu nehmen, weil man in einem wider mich geschriebenen Buche die Behauptung aufgestellt hat, ich hätte mir mein akademisches Diplom nur erkauft. Unter all' den Lügen, die man über mein Privatleben hat drucken lassen, ist dies die einzige, die ich niederschlagen möchte. Da

ſehen Sie den Gelehrtenſtolz! Man ſage von mir, ich ſei ein Baſtard, ein Henkersſohn, ein Straßenräuber, ein Atheiſt, ein ſchlechter Poet — ich lache darüber; aber es zerreißt mir das Herz, meine Doktorwürde beſtritten zu ſehn! (Unter uns geſagt, obgleich ich Doktor der Rechte bin, iſt die Jurisprudenz grade die Wiſſenſchaft, von welcher ich unter allen am wenigſten weiß.)

Von meinem ſechzehnten Jahre an habe ich Verſe gemacht. Meine erſten Poeſien wurden im Jahre 1821 zu Berlin gedruckt. Zwei Jahre ſpäter gab ich neue Gedichte nebſt zwei Tragödien heraus. Die eine der letzteren ward zu Braunſchweig, der Hauptſtadt des gleichnamigen Herzogthums, aufgeführt und ausgepfiffen*). Im Jahre 1826 erſchien der erſte Band der „Reiſebilder;“ die drei andern Bände kamen einige Jahre ſpäter bei den Herren Hoffmann und Campe heraus, welche ſtets meine Verleger ſind. Während der Jahre 1826—1831 habe ich abwechſelnd zu Lüneburg, zu Hamburg und zu München gelebt, wo

*) Am 20. Auguſt 1823. Über die äußeren Gründe der ungünſtigen Aufnahme des „Almanſor“ in Braunſchweig vgl. die nächſtens erſcheinende Schrift: „Heinrich Heine. Sein Leben und ſeine Werke. Von A. Strodtmann.“

Der Herausgeber.

ich mit meinem Freunde Lindner die „Politiſchen Annalen“ herausgab. In der Zwiſchenzeit habe ich Reiſen in fremde Länder gemacht. Seit zwölf Jahren habe ich die Herbſtmonate ſtets am Meeresufer zugebracht, gewöhnlich auf einer der kleinen Inſeln der Nordſee. Ich liebe das Meer wie eine Geliebte, und ich habe ſeine Schönheit und ſeine Launen beſungen. Dieſe Dichtungen befinden ſich in der deutſchen Ausgabe der „Reiſebilder;“ in der franzöſiſchen Ausgabe habe ich ſie weggelaſſen, ſo wie auch den polemiſchen Theil, der ſich auf den Geburtsadel, auf die Teutomanen und auf die katholiſche Propaganda bezieht. Was den Adel betrifft, ſo habe ich dieſen noch in der Vorrede zu den „Briefen von Kahldorf“ beſprochen, die nicht von mir verfaſſt ſind, wie das deutſche Publikum irrthümlich glaubt. Was die Teutomanen, dieſe deutſchen alten Weiber (ces vieilles Allemagnes), betrifft, deren Patriotismus nur in einem blinden Haſſe gegen Frankreich beſtand, ſo habe ich ſie in all' meinen Schriften mit Erbitterung verfolgt. Es iſt Dies eine Animoſität, die noch von der Burſchenſchaft herdatiert, zu welcher ich gehörte. Ich habe zur ſelben Zeit die katholiſche Propaganda, die Jeſuiten Deutſchlands, bekämpft, ſowohl um Verleumder zu züchtigen, die mich zuerſt angegriffen,

als um einem protestantischen Sinne zu genügen. Dieser mag mich freilich bisweilen zu weit fortgerissen haben, denn der Protestantismus war mir nicht bloß eine liberale Religion, sondern auch der Ausgangspunkt der deutschen Revolution, und ich gehörte der lutherischen Konfession nicht nur durch den Taufakt an, sondern auch durch eine Kampfeslust, die mich an den Schlachten dieser Ecclesia militans theilnehmen ließ. Aber während ich die socialen Interessen des Protestantismus vertheidigte, habe ich aus meinen pantheistischen Sympathien niemals ein Hehl gemacht. Deßhalb bin ich des Atheismus beschuldigt worden. Schlecht unterrichtete oder böswillige Landsleute haben seit lange das Gerücht verbreitet, ich hätte den saintsimonistischen Rock angezogen; Andere beehren mich mit dem Judenthum. Es thut mir leid, daſs ich nicht immer in der Lage bin, dergleichen Liebesdienste zu vergelten.

Ich habe nie geraucht; eben so wenig bin ich ein Freund des Bieres, und erst in Frankreich habe ich zum erstenmal Sauerkraut gegessen. In der Literatur habe ich mich in Allem versucht. Ich habe lyrische, epische und dramatische Gedichte verfaſst; ich habe über Kunst, über Philosophie, über Theologie, über Politik geschrieben . . . Gott ver-

zeih's! Seit zwölf Jahren bin ich in Deutſchland beſprochen worden; man lobt mich oder man tadelt mich, aber ſtets mit Leidenſchaft und ohne Ende. Da haſſt, da verabſcheut, da vergöttert, da beleidigt man mich. Seit dem Monat Mai 1831 lebe ich in Frankreich. Seit faſt vier Jahren habe ich keine deutſche Nachtigall gehört.

Aber genug! ich werde traurig. Wenn Sie noch andere Auskunft wünſchen, will ich ſie Ihnen mit Vergnügen ertheilen. Ich ſehe es immer gern, wenn Sie mich ſelbſt darum angehen. Reden Sie gut von mir, reden Sie gut von Ihrem Nächſten, wie das Evangelium es gebeut, und genehmigen Sie die Verſicherung der ausgezeichneten Hochachtung, mit welcher ich bin, ꝛc.

Heinrich Heine.

Die Romantik.

(1820.)

Die Romantik.

Was Ohnmacht nicht begreift, sind Träumereien
A. W. v. Schlegel.

No. 12, 14 und 27 des „Kunst- und Unterhaltungsblatts“ enthält eine alte, aber neu aufgewärmte und glossierte Satire wider Romantik und romantische Form*). Ob man zwar einer solchen Satire eigentlich nur mit einer Gegensatire entgegnen sollte, so ist es dennoch die Frage, ob man hiedurch der Sache selbst nützen würde. No. 124 der „Hall. allgem. Literatur-Zeitung“ enthält die Recension einer solchen Gegensatire, deren Wirkung auf die Gegenpartei dieselbe zu

*) Der in Rede stehende Aufsatz war eine von W. v. Blomberg verfasste „Erklärung des im Jahrgange 1810 des Heidelberger Taschenbuchs enthaltenen Sonett-Dramas, betitelt: „Des sinnreichen himmlischen Boten Phosphorus Confunculus Solaris jüngste Komödie, von ihm selbst geboren, gegeben und geschaut.“

Der Herausgeber.

ſein ſcheint, welche auch jene Karfunkel- und Solaris-Satiren auf die Romantiker ausgeübt haben, nämlich Achſelzucken. Ich wenigſtens möchte daher nicht ohne Ausſicht, dadurch nutzen zu können, alſo bloß des Scherzes halber, von einer Sache ſprechen, von der die Ausbildung des deutſchen Wortes faſt ausſchließlich abhängt. Denn wenn man auf den Rock ſchlägt, ſo trifft der Hieb auch den Mann, der im Rocke ſteckt, und wenn man über die poetiſche Form des deutſchen Wortes ſpöttelt, ſo läuft auch Manches mit unter, wodurch das deutſche Wort ſelbſt verletzt wird. Und dieſes Wort iſt ja eben unſer heiligſtes Gut, ein Grenzſtein Deutſchlands, den kein ſchlauer Nachbar verrücken kann, ein Freiheitswecker, dem kein fremder Gewaltiger die Zunge lähmen kann, eine Oriflamme in dem Kampfe für das Vaterland, ein Vaterland ſelbſt Demjenigen, dem Thorheit und Argliſt ein Vaterland verweigern. — Ich will daher mit wenigen Worten, ohne polemiſche Ausfälle, und ganz unbefangen, meine ſubjektiven Anſichten über Romantik und romantiſche Form hier mittheilen.

Im Alterthum, das heißt eigentlich bei Griechen und Römern, war die Sinnlichkeit vorherrſchend. Die Menſchen lebten meiſtens in äußern Anſchauungen, und ihre Poeſie hatte vorzugsweiſe

das Äußere, das Objektive, zum Zweck und zugleich zum Mittel der Verherrlichung. Als aber ein schöneres und milderes Licht im Orient aufleuchtete, als die Menschen anfingen zu ahnen, daſs es noch etwas Besseres giebt als Sinnenrausch, als die unüberschwänglich beseligende Idee des Christenthums, die Liebe, die Gemüther zu durchschauern begann: da wollten auch die Menschen diese geheimen Schauer, diese unendliche Wehmuth und zugleich unendliche Wollust mit Worten aussprechen und besingen. Vergebens suchte man nun durch die alten Bilder und Worte die neuen Gefühle zu bezeichnen. Es mussten jetzt neue Bilder und neue Worte erdacht werden, und just solche, die durch eine geheime sympathetische Verwandtschaft mit jenen neuen Gefühlen diese letztern zu jeder Zeit im Gemüthe erwecken und gleichsam heraufbeschwören konnten. So entstand die sogenannte romantische Poesie, die in ihrem schönsten Lichte im Mittelalter aufblühete, späterhin vom kalten Hauch der Kriegs- und Glaubensstürme traurig dahinwelkte, und in neuerer Zeit wieder lieblich aus dem deutschen Boden aufsprosste und ihre herrlichsten Blumen entfaltete. Es ist wahr, die Bilder der Romantik sollten mehr erwecken als bezeichnen. Aber nie und nimmermehr ist Dasjenige die wahre Romantik, was

so Viele dafür ausgeben, nämlich ein Gemengsel von spanischem Schmelz, schottischen Nebeln und italiänischem Geklinge, verworrene und verschwimmende Bilder, die gleichsam aus einer Zauberlaterne ausgegossen werden und durch buntes Farbenspiel und frappante Beleuchtung seltsam das Gemüth erregen und ergötzen. Wahrlich, die Bilder, wodurch jene romantischen Gefühle erregt werden sollen, dürfen eben so klar und mit eben so bestimmten Umrissen gezeichnet sein, als die Bilder der plastischen Poesie. Diese romantischen Bilder sollen an und für sich schon ergötzlich sein; sie sind die kostbaren goldenen Schlüssel, womit, wie alte Märchen sagen, die hübschen verzauberten Feengärten aufgeschlossen werden. — So kommt es, dass unsere zwei größten Romantiker, Goethe und A. W. von Schlegel, zu gleicher Zeit auch unsere größten Plastiker sind. In Goethe's „Faust" und Liedern sind dieselben reinen Umrisse, wie in der „Iphigenie", in „Hermann und Dorothea", in den Elegien u. s. w.; und in den romantischen Dichtungen Schlegel's sind dieselben sicher und bestimmt gezeichneten Kontouren, wie in Dessen wahrhaft plastischem „Rom." O, möchten Dies doch endlich Diejenigen beherzigen, die sich so gern Schlegelianer nennen.

Viele aber, die bemerkt haben, welchen ungeheuren Einfluſs das Chriſtenthum, und in deſſen Folge das Ritterthum, auf die romantiſche Poeſie ausgeübt haben, vermeinen nun Beides in ihre Dichtungen einmiſchen zu müſſen, um denſelben den Charakter der Romantik aufzudrücken. Doch glaube ich, Chriſtenthum und Ritterthum waren nur Mittel, um der Romantik Eingang zu verſchaffen; die Flamme derſelben leuchtet ſchon längſt auf dem Altar unſerer Poeſie; kein Prieſter braucht noch geweihtes Öl hinzuzugießen, und kein Ritter braucht mehr bei ihr die Waffenwacht zu halten. Deutſchland iſt jetzt frei; kein Pfaffe vermag mehr die deutſchen Geiſter einzukerkern; kein adeliger Herrſcherling vermag mehr die deutſchen Leiber zur Frohn zu peitſchen, und deſshalb ſoll auch die deutſche Muſe wieder ein freies, blühendes, unaffektiertes, ehrlich deutſches Mädchen ſein, und kein ſchmachtendes Nönnchen und kein ahnenſtolzes Ritterfräulein.

Möchten doch Viele dieſe Anſicht theilen! dann gäbe es bald keinen Streit mehr zwiſchen Romantikern und Plaſtikern. Doch mancher Lorber muſs welken, ehe wieder das Ölblatt auf unſerem Parnaſſus hervorgrünt.

Briefe aus Berlin.

(1822.)

Seltſam! — Wenn ich der Dei von Tunis wäre,
Schlüg' ich bei ſo zweideut'gem Vorfall Lärm.

Kleist's „Prinz von Homburg."

Erſter Brief.

Berlin, den 26. Januar 1822.

Ihr ſehr lieber Brief vom 5. d. M. hat mich mit der größten Freude erfüllt, da ſich darin Ihr Wohlwollen gegen mich am unverkennbarſten ausſprach. Es erquickt mir die Seele, wenn ich erfahre, daſs ſo viele gute und wackere Menſchen mit Intereſſe und Liebe meiner gedenken. Glauben Sie nur nicht, daſs ich unſeres Weſtfalens ſo bald vergeſſen hätte. Der September 1821 ſchwebt mir noch zu ſehr im Gedächtnis. Die ſchönen Thäler um Hagen, der freundliche Overweg in Unna, die angenehmen Tage in Hamm, der herrliche Fritz v. B., Sie, W., die Alterthümer in Soeſt, ſelbſt die Paderborner Heide, Alles ſteht noch lebendig vor mir. Ich höre noch immer, wie die alten Eichenwälder mich umrauſchen, wie jedes Blatt mir zuflüſtert: Hier wohnten die alten Sachſen, die

am spätesten Glauben und Germanenthum einbüßten. Ich höre noch immer, wie ein uralter Stein mir zuruft: „Wandrer, steh, hier hat Armin den Varus geschlagen!“ — Man muss zu Fuß, und zwar wie ich, in östreichischen Landwehrtagemärschen Westfalen durchwandern, wenn man den kräftigen Ernst, die biedere Ehrlichkeit und anspruchslose Tüchtigkeit seiner Bewohner kennen lernen will. — Es wird mir gewiss recht viel Vergnügen machen, wenn ich, wie Sie mir schreiben, durch Mittheilungen aus der Residenz mir so viele liebe Menschen verpflichte. Ich habe mir gleich bei Empfang Ihres Briefes Papier und Feder zurechtgelegt, und bin schon jetzt — im Schreiben.

An Notizen fehlt es nicht, und es ist nur die Aufgabe: Was soll ich nicht schreiben? d. h. was weiß das Publikum schon längst, was ist demselben ganz gleichgültig, und was darf es nicht wissen? Und dann ist die Aufgabe: Vielerlei zu schreiben, so wenig als möglich vom Theater und solchen Gegenständen, die in der Abendzeitung, im Morgenblatte, im Wiener Konversationsblatte ꝛc. ꝛc. die gewöhnlichen Hebel der Korrespondenz sind und dort ihre ausführliche und systematische Darstellung finden. Den Einen interessiert's, wenn ich erzähle, dass Jagor die Zahl genialer Erfindungen kürzlich

durch ſein Trüffeleis vermehrt hat; den Andern intereſſiert die Nachricht, daſs Spontini beim letzten Ordensfeſt Rock und Hoſen trug von grünem Sammet mit goldenen Sternchen. Nur verlangen Sie von mir keine Syſtematik; das iſt der Würgengel aller Korreſpondenz. Ich ſpreche heute von den Redouten und den Kirchen, morgen von Savigny und den Poſſenreißern, die in ſeltſamen Aufzügen durch die Stadt ziehen, übermorgen von der Giuſtinianiſchen Galerie, und dann wieder von Savigny und den Poſſenreißern. Aſſociation der Ideen ſoll immer vorwalten. Alle 4 oder 6 Wochen ſoll ein Brief folgen. Die zwei erſten werden unverhältnismäßig lang werden, da ich doch vorher das äußere und das innere Leben Berlin's andeuten muſs. Nur andeuten, nicht ausmalen. Aber womit fange ich an bei dieſer Maſſe von Materialien? Hier hilft eine franzöſiſche Regel: Commencez par le commencement.

Ich fange alſo mit der Stadt an und denke mir, ich ſei wieder ſo eben an der Poſt auf der Königſtraße abgeſtiegen, und laſſe mir den leichten Koffer nach „dem ſchwarzen Adler“ auf der Poſtſtraße tragen. Ich ſehe Sie ſchon fragen: Warum iſt denn die Poſt nicht auf der Poſtſtraße und der „ſchwarze Adler“ auf der Königſtraße? Ein andermal beant-

worte ich dieſe Frage; aber jetzt will ich durch die Stadt laufen, und ich bitte Sie, mir Geſellſchaft zu leiſten. Folgen Sie mir nur ein paar Schritte, und wir ſind ſchon auf einem ſehr intereſſanten Platze. Wir ſtehen auf der langen Brücke. Sie wundern ſich: — „Die iſt aber nicht ſehr lang!“ Es iſt Ironie, mein Lieber. Laſſt uns hier einen Augenblick ſtehen bleiben und die große Statue des großen Kurfürſten betrachten. Er ſitzt ſtolz zu Pferde, und gefeſſelte Sklaven umgeben das Fußgeſtell. Es iſt ein herrlicher Metallguſs, und unſtreitig das größte Kunſtwerk Berlin's. Und iſt ganz umſonſt zu ſehen, weil es mitten auf der Brücke ſteht. Es hat die meiſte Ähnlichkeit mit der Statue des Kurfürſten Johann Wilhelm auf dem Markte zu Düſſeldorf, nur daſs hier in Berlin der Schwanz des Pferdes nicht ſo bedeutend dick iſt. Aber ich ſehe, Sie werden von allen Seiten geſtoßen. Auf dieſer Brücke iſt ein ewiges Menſchengedränge. Sehen Sie ſich mal um. Welche große, herrliche Straße! Das iſt eben die Königſtraße, wo ein Kaufmannsmagazin ans andre grenzt, und die bunten, leuchtenden Waarenausſtellungen faſt das Auge blenden. Laſſt uns weiter gehen, wir gelangen hier auf den Schloſsplatz. Rechts das Schloſs, ein hohes, großartiges Gebäude. Die Zeit hat es

grau gefärbt, und gab ihm ein düſteres, aber deſto majeſtätiſcheres Anſehen. Links wieder zwei ſchöne Straßen, die Breiteſtraße und die Brüderſtraße. Aber gerade vor uns iſt die Stechbahn, eine Art Boulevard. Und hier wohnt Joſty! — Ihr Götter des Olymps, wie würde ich euch eu'r Ambroſia verleiden, wenn ich die Süßigkeiten beſchriebe, die dort aufgeſchichtet ſtehen. O, kenntet ihr den Inhalt dieſer Baiſers! O Aphrodite, wäreſt du ſolchem Schaum entſtiegen, du wäreſt noch viel ſüßer! Das Lokal iſt zwar eng und dumpfig, und wie eine Bierſtube dekoriert. Doch das Gute wird immer den Sieg über das Schöne behaupten; zuſammengedrängt wie die Bückinge ſitzen hier die Enkel der Brennen und ſchlürfen Krême, und ſchnalzen vor Wonne, und lecken die Finger.

Fort, fort von hier!
Das Auge ſieht die Thüre offen,
Es ſchwelgt das Herz in Seligkeit.

Wir können durch das Schloſs gehen, und ſind augenblicklich im Luſtgarten. „Wo iſt aber der Garten?“ fragen Sie. Ach Gott! merken Sie denn nicht, Das iſt wieder die Ironie. Es iſt ein viereckiger Platz, der von einer Doppelreihe Pappeln eingeſchloſſen iſt. Wir ſtoßen hier auf eine Marmorſtatue, wobei

eine Schildwache steht. Das ist der alte Dessauer. Er steht ganz in altpreußischer Uniform, durchaus nicht idealisiert, wie die Helden auf dem Wilhelmsplatze. Diese will ich Ihnen nächstens zeigen, es sind Keith, Ziethen, Seidlitz, Schwerin und Winterfeld, beide Letztere in römischem Kostüm mit einer Allongeperücke. Hier stehen wir just vor der Domkirche, die ganz kürzlich von außen neu verziert wurde und auf beiden Seiten des großen Thurms zwei neue Thürmchen erhielt. Der große, oben gerundete Thurm ist nicht übel. Aber die beiden jungen Thürmchen machen eine höchst lächerliche Figur. Sehen aus wie Vogelkörbe. Man erzählt auch, der große Philolog W. sei vorigen Sommer mit dem hier durchreisenden Orientalisten H. spazieren gegangen, und als Letzterer, nach dem Dome zeigend, fragte: „Was bedeuten denn die beiden Vogelkörbe da oben?“ habe der gelehrte Witzbold geantwortet: „Hier werden Dompfaffen abgerichtet.“ In zwei Nischen des Doms sollen die Statuen von Luther und Melanchthon aufgestellt werden. — Wollen wir in den Dom hineingehen, um dort das wunderschöne Bild von Begasse zu bewundern? Sie können sich dort auch erbauen an dem Prediger Theremin. Doch lasst uns drauß bleiben, es wird auf die Paulusianer gestichelt. Das macht mir keinen Spaß.

Betrachten Sie lieber gleich rechts neben dem Dom die vielbewegte Menſchenmaſſe, die ſich in einem viereckigen, eiſenumgitterten Platz herumtreibt. Das iſt die Börſe. Dort ſchachern die Bekenner des alten und des neuen Teſtaments. Wir wollen ihnen nicht zu nahe kommen. O Gott, welche Geſichter! Habſucht in jeder Muſkel. Wenn ſie die Mäuler öffnen, glaub' ich mich angeſchrieen: „Gieb mir all dein Geld!“ Mögen ſchon Viel zuſammengeſcharrt haben. Die Reichſten ſind gewiſs Die, auf deren fahlen Geſichtern die Unzufriedenheit und der Miſsmuth am tiefſten eingeprägt liegt. Wie viel glücklicher iſt doch mancher arme Teufel, der nicht weiß, ob ein Louisd'or rund oder eckig iſt. Mit Recht iſt hier der Kaufmann wenig geachtet. Deſto mehr ſind es die Herren dort mit den großen Federhüten und den roth ausgeſchlagenen Röcken. Denn der Luſtgarten iſt auch der Platz, wo täglich die Parole ausgegeben und die Wachtparade gemuſtert wird. Ich bin zwar kein ſonderlicher Freund vom Militärweſen, doch muſs ich geſtehen, es iſt mir immer ein freudiger Anblick, wenn ich im Luſtgarten die preußiſchen Officiere zuſammenſtehen ſehe. Schöne, kräftige, rüſtige, lebensluſtige Menſchen. Zwar hier und da ſieht man ein aufgeblaſenes, dummſtolzes Ariſtokratengeſicht aus der Menge hervorglotzen.

Doch findet man beim größern Theile der hiesigen Officiere, besonders bei den jüngern, eine Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit, die man um so mehr bewundern muss, da, wie gesagt, der Militärstand der angesehenste in Berlin ist. Freilich, der ehemalige schroffe Kastengeist desselben wurde schon dadurch sehr gemildert, dass jeder Preuße wenigstens ein Jahr Soldat sein muss, und vom Sohn des Königs bis zum Sohn des Schuhflickers Keiner davon verschont bleibt. Letzteres ist gewiss sehr lästig und drückend, doch in mancher Hinsicht auch sehr heilsam. Unsere Jugend ist dadurch geschützt vor der Gefahr der Verweichlichung. In manchen Staaten hört man weniger klagen über das Drückende des Militärdienstes, weil man dort alle Last desselben auf den armen Landmann wirft, während der Adlige, der Gelehrte, der Reiche und, wie z. B. in Holstein der Fall ist, sogar jeder Bewohner einer Stadt von allem Militärdienste befreit ist. Wie würden alle Klagen über letztern bei uns verstummen, wenn unsere lautmauligen Spießbürger, unsere politisierenden Ladenschwengel, unsere genialen Auskultatoren, Bureauschreiber, Poeten und Pflastertreter vom Dienste befreit würden. Sehen Sie dort, wie der Bauer exerciert? Er schultert, präsentiert und — schweigt.

Doch vorwärts! Wir müſſen über die Brücke. Sie wundern ſich über die vielen Baumaterialien, die hier herumliegen, und die vielen Arbeiter, die hier ſich herumtreiben und ſchwatzen und Branntewein trinken und Wenig thun. Hier nebenbei war ſonſt die Hundebrücke; der König ließ ſie niederreißen, und läſſt an ihrer Stelle eine prächtige Eiſenbrücke verfertigen. Schon dieſen Sommer hat die Arbeit angefangen, wird ſich noch lange herumziehn, aber endlich wird ein prachtvolles Werk daſtehen. Schauen Sie jetzt mal auf. In der Ferne ſehen Sie ſchon die Linden!

Wirklich, ich kenne keinen impoſantern Anblick, als, vor der Hundebrücke ſtehend, nach den Linden hinauf zu ſehen. Rechts das hohe, prächtige Zeughaus, das neue Wachthaus, die Univerſität und Akademie. Links das königliche Palais, das Opernhaus, die Bibliothek u. ſ. w. Hier drängt ſich Prachtgebäude an Prachtgebäude. Überall verzierende Statuen; doch von ſchlechtem Stein und ſchlecht gemeißelt, außer die auf dem Zeughauſe. Hier ſtehn wir auf dem Schloßplatz, dem breiteſten und größten Platze in Berlin. Das königliche Palais iſt das ſchlichteſte und unbedeutendſte von allen dieſen Gebäuden. Unſer König wohnt hier, einfach und bürgerlich. Hut ab! Da fährt der König ſelbſt

vorbei. Es ist nicht der prächtige Sechsspänner; der gehört einem Gesandten. Nein, er sitzt in dem schlechten Wagen mit zwei ordinären Pferden. Das Haupt bedeckt eine gewöhnliche Officiersmütze, und die Glieder umhüllt ein grauer Regenmantel. Aber das Auge des Eingeweihten sieht den Purpur unter diesem Mantel und das Diadem unter dieser Mütze. Sehen Sie, wie der König Jeden freundlich wiedergrüßt. Hören Sie! „Es ist ein schöner Mann," flüstert dort die kleine Blondine. „Es war der beste Ehemann," antwortet seufzend die ältere Freundin. „Ma foi!" brüllt der Husarenofficier, „es ist der beste Reiter in unserer Armee."

Wie gefällt Ihnen aber die Universität? Fürwahr, ein herrliches Gebäude! Nur Schade, die wenigsten Hörsäle sind geräumig, die meisten düster und unfreundlich, und, was das Schlimmste ist, bei vielen gehen die Fenster nach der Straße, und da kann man schrägüber das Opernhaus bemerken. Wie muss der arme Bursche auf glühenden Kohlen sitzen, wenn die ledernen, und zwar nicht saffian- oder maroquinledernen, sondern schweinsledernen Witze eines langweiligen Docenten ihm in die Ohren dröhnen, und seine Augen unterdessen auf der Straße schweifen und sich ergötzen an dem pittoresken Schauspiel der leuchtenden Equipagen,

der vorüberziehenden Soldaten, der dahin hüpfenden Nymphen und der bunten Menschenwoge, die sich nach dem Opernhause wälzt. Wie müssen dem armen Burschen die 16 Groschen in der Tasche brennen, wenn er denkt: Diese glücklichen Menschen sehen gleich die Eunike als Seraphim, oder die Milder als Iphigeneia. „Apollini et Musis“ steht auf dem Opernhause, und der Musensohn sollte draußen bleiben? — Aber sehen Sie, das Kollegium ist eben ausgegangen, und ein Schwarm Studenten schlendert nach den Linden. „Gehn denn so viele Philister ins Kollegium?“ fragen Sie. Still, still, Das sind keine Philister. Der hohe Hut à la Bolivar und der Überrock à l'Anglaise machen noch lange nicht den Philister. Eben so wenig wie die rothe Mütze und der Flausch den Burschen macht. Ganz im Kostüm des Letztern geht hier mancher sentimentale Barbiergesell, mancher ehrgeizige Laufjunge und mancher hochherzige Schneider. Es ist dem anständigen Burschen zu verzeihen, wenn er mit solchen Herren nicht gern verwechselt sein möchte. Kurländer sind wenige hier. Desto mehr Polen, über 70, die sich meistens burschikose tragen. Diese haben obige Verwechselung nicht zu befürchten. Man sieht's diesen Gesichtern gleich an, daß keine Schneiderseele unterm Flausche sitzt. Viele dieser Sarmaten könnten den Söhnen

Hermann's und Thusnelda's als Muſter von Liebenswürdigkeit und edelm Betragen dienen. Es iſt wahr. Wenn man ſo viele Herrlichkeiten bei Fremden ſieht, gehört wirklich eine ungeheure Doſis Patriotismus dazu, ſich noch immer einzubilden: das Vortrefflichſte und Köſtlichſte, was die Erde trägt, ſei ein — Deutſcher! Zuſammenleben iſt wenig unter den hieſigen Studierenden. Die Landsmannſchaften ſind aufgehoben. Die Verbindung, die unter dem Namen „Arminia“ aus alten Anhängern der Burſchenſchaft beſtand, ſoll ebenfalls aufgelöſt ſein. Wenige Duelle fallen jetzt vor. Ein Duell iſt kürzlich ſehr unglücklich abgelaufen. Zwei Mediciner, Liebſchütz und Febus, geriethen im Kollegium der Semiotik in einen unbedeutenden Streit, da Beide gleichen Anſpruch machten an den Sitz No. 4. Sie wuſſten nicht, daſs es in dieſem Auditorium zwei mit No. 4 bezeichnete Sitze gab; und Beide hatten dieſe Nummer vom Profeſſor erhalten. „Dummer Junge!“ rief der Eine, und der leichte Wortwechſel war geendigt. Sie ſchlugen ſich den andern Tag, und Liebſchütz rannte ſich den Schläger ſeines Gegners in den Leib. Er ſtarb eine Viertelſtunde darauf. Da er ein Jude war, wurde er von ſeinen akademiſchen Freunden nach dem jüdiſchen Gottesacker

gebracht. Febus, ebenfalls ein Jude, hat die Flucht ergriffen, und —

Aber ich ſehe, Sie hören ſchon nicht mehr, was ich erzähle, und ſtaunen die Linden an. Ja, Das ſind die berühmten Linden, wovon Sie ſo Viel gehört haben. Mich durchſchauert's, wenn ich denke, auf dieſer Stelle hat vielleicht Leſſing geſtanden, unter dieſen Bäumen war der Lieblingsſpaziergang ſo vieler großer Männer, die in Berlin gelebt; hier ging der große Fritz, hier wandelte — Er! Aber iſt die Gegenwart nicht auch herrlich? Es iſt juſt Zwölf, und die Spaziergangszeit der ſchönen Welt. Die geputzte Menge treibt ſich die Linden auf und ab. Sehen Sie dort den Elegant mit zwölf bunten Weſten? Hören Sie die tiefſinnigen Bemerkungen, die er ſeiner Donna zuliſpelt? Riechen Sie die köſtlichen Pomaden und Eſſenzen, womit er parfümiert iſt? Er fixiert Sie mit der Lorgnette, lächelt und kräuſelt ſich die Haare. Aber ſchauen Sie die ſchönen Damen! Welche Geſtalten! Ich werde poetiſch!

Ja, Freund, hier unter den Linden
Kannſt du dein Herz erbaun,
Hier kannſt du beiſammen finden
Die allerſchönſten Fraun.

Sie blühn ſo hold und minnig
Im farbigen Seidengewand;
Ein Dichter hat ſie ſinnig
Wandelnde Blumen genannt.

Welch ſchöne Federhüte!
Welch ſchöne Türkenſhawls!
Welch ſchöne Wangenblüthe!
Welch ſchöner Schwanenhals!

Nein, Dieſe dort iſt ein wandelndes Paradies, ein wandelnder Himmel, eine wandelnde Seligkeit. Und dieſen Schöps mit dem Schnauzbarte ſieht ſie ſo zärtlich an! Der Kerl gehört nicht zu den Leuten, die das Pulver erfunden haben, ſondern zu Denen, die es gebrauchen, d. h. er iſt Militär. Sie wundern ſich, daſs alle Männer hier plötzlich ſtehen bleiben, mit der Hand in die Hoſentaſche greifen und in die Höhe ſchauen? Mein Lieber, wir ſtehen juſt vor der Akademieuhr, die am richtigſten geht von allen Uhren Berlin's, und jeder Vorübergehende verfehlt nicht, die ſeinige darnach zu richten. Es iſt ein poſſierlicher Anblick, wenn man nicht weiß, daſs dort eine Uhr ſteht. In dieſem Gebäude iſt auch die Singakademie. Ein Billett kann ich Ihnen nicht verſchaffen; der Vorſteher derſelben, Profeſſor Zelter,

ſoll bei ſolchen Gelegenheiten nicht ſonderlich zuvorkommend ſein. Doch betrachten Sie die kleine Brünette, die Ihnen ſo vielverheißend zulächelt. Und einem ſolchen niedlichen Ding wollten Sie eine Art Hundezeichen umhängen laſſen? Wie ſie allerliebſt das Lockenköpfchen ſchüttelt, mit den kleinen Füßchen trippelt, und wieder lächelnd die weißen Zähnchen zeigt. Sie muſs es Ihnen angemerkt haben, daſs Sie ein Fremder ſind. Welch eine Menge beſternter Herren! Welch eine Unzahl Orden! Wenn man ſich einen Rock anmeſſen läſſt, frägt der Schneider: „Mit oder ohne Einſchnitt (für den Orden)?“ Aber Halt! Sehen Sie das Gebäude an der Ecke der Charlottenſtraße? Das iſt das Café Royal! Bitte, laſſt uns hier einkehren, ich kann nicht gut vorbeigehen, ohne einen Augenblick hineinzuſehen. Sie wollen nicht? Doch beim Umkehren müſſen Sie mit hinein. Hier ſchrägüber ſehen Sie das Hôtel de Rome, und hier wieder links das Hôtel de Pétersbourg, die zwei angeſehenſten Gaſthöfe. Nahebei iſt die Konditorei von Teichmann. Die gefüllten Bonbons ſind hier die beſten Berlin's; aber in den Kuchen iſt zu viel Butter. Wenn Sie für 8 Groſchen ſchlecht zu Mittag eſſen wollen, ſo gehen Sie in die Reſtauration neben Teichmann auf die erſte Etage. Jetzt ſehen Sie mal rechts und links. Das iſt die große

Friedrichſtraße. Wenn man dieſe betrachtet, kann man ſich die Idee der Unendlichkeit veranſchaulichen. Laſſt uns hier nicht zu lange ſtehen bleiben. Hier bekömmt man den Schnupfen. Es weht ein fataler Zugwind zwiſchen dem Halliſchen und dem Oranienburger Thore. Hier links drängt ſich wieder das Gute; hier wohnt Sala Tarone, hier iſt das Café de Commerce, und hier wohnt — Jagor! Eine Sonne ſteht über dieſer Paradieſespforte. Treffendes Symbol! Welche Gefühle erregt dieſe Sonne in dem Magen eines Gourmands! Wiehert er nicht bei ihrem Anblick wie das Roſs des Darius Hyſtaspis? Kniet nieder, ihr modernen Peruaner, hier wohnt — Jagor! Und dennoch, dieſe Sonne iſt nicht ohne Flecken. Wie zahlreich auch die ſeltenen Delikateſſen ſind, die hier auf der täglich neu gedruckten Karte angezeigt ſtehen, ſo iſt die Bedienung doch oft ſehr langſam, nicht ſelten iſt der Braten alt und zähe, und die meiſten Gerichte finde ich im Café Royal weit ſchmackhafter zubereitet. Aber der Wein? O, wer doch den Säckel des Fortunatus hätte! — Wollen Sie die Augen ergötzen, ſo betrachten Sie die Bilder, die hier im Glaskaſten des Jagor'ſchen Parterre ausgeſtellt ſind. Hier hängen neben einander die Schauſpielerin Stich, der Theolog Neander und der Violiniſt Boucher. Wie die Holde lächelt! O ſähen

Sie ſie als Julie, wenn ſie dem Pilger Romeo den erſten Kuſs erlaubt. Muſik ſind ihre Worte:

Grace is in all her steps, heav'n in her eye,
In every gesture dignity and love.

(Milton.)

Wie ſieht Neander wieder zerſtreut aus! Er denkt gewiſs an die Gnoſtiker, an Baſilides, Valentinus, Bardeſanes, Karpokrates und Markus. Boucher hat wirklich eine auffallende Ähnlichkeit mit dem Kaiſer Napoleon. Er nennt ſich Kosmopolit, Sokrates der Violiniſten, ſcharrt ein raſendes Geld zuſammen, und nennt Berlin aus Dankbarkeit la Capitale de la Musique. — Doch laſſt uns ſchnell vorbeigehn; hier iſt wieder eine Konditorei und hier wohnt Lebeufve, ein magnetiſcher Name. Betrachten Sie die ſchönen Gebäude, die auf beiden Seiten der Linden ſtehn. Hier wohnt die vornehmſte Welt Berlin's. Laſſt uns eilen. Das große Haus links iſt die Konditorei von Fuchs. Wunderſchön iſt dort Alles dekoriert, überall Spiegel, Blumen, Marcipanfiguren, Vergoldungen, kurz die ausgezeichnetſte Eleganz. Aber Alles, was man dort genießt, iſt am ſchlechteſten und theuerſten in Berlin. Unter den Konditorwaaren iſt wenig Auswahl, und das Meiſte iſt alt. Ein paar alte verſchimmelte Zeitſchriften liegen auf dem Tiſche. Und das lange, auf-

wartende Fräulein ist nicht mal hübsch. Lasst uns nicht zu Fuchs gehen. Ich esse keine Spiegel und seidene Gardinen, und wenn ich Etwas für die Augen haben will, so gehe ich in Spontini's Cortez oder Olympia. — Hier rechts können Sie etwas Neues sehen. Hier werden Boulevards gebaut, wodurch die Wilhelmstraße mit der Letztenstraße in Verbindung gesetzt wird. Hier wollen wir stille stehn, und das Brandenburger Thor und die darauf stehende Viktoria betrachten. Ersteres wurde von Langhans nach den Propyläen zu Athen gebaut, und besteht aus einer Kolonnade von zwölf großen dorischen Säulen. Die Göttin da oben wird Ihnen aus der neuesten Geschichte genugsam bekannt sein. Die gute Frau hat auch ihre Schicksale gehabt; man sieht's ihr nicht an, der muthigen Wagenlenkerin. Lasst uns durchs Thor gehen. Was Sie jetzt vor sich sehen, ist der berühmte Thiergarten, in der Mitte die breite Chaussée nach Charlottenburg. Auf beiden Seiten zwei kolossale Statuen, wovon die eine einen Apoll vorstellen möchte. Erzniederträchtige, verstümmelte Klötze. Man sollte sie herunterwerfen; denn es hat sich gewiss schon manche schwangere Berlinerin dran versehen. Daher die vielen scheußlichen Gesichter, denen wir unter den Linden begegnet. Die Polizei sollte sich drein mischen.

Jetzt lasst uns umkehren, ich habe Appetit, und sehne mich nach dem Café Royal. Wollen Sie fahren? Hier gleich am Thore stehen Droschken. So heißen unsere hiesigen Fiaker. Man zahlt 4 Groschen Kourant für eine Person und 6 Gr. K. für zwei Personen, und der Kutscher fährt wohin man will. Die Wagen sind alle gleich, und die Kutscher tragen alle graue Mäntel mit gelben Aufschlägen. Wenn man just pressiert ist, oder wenn es entsetzlich regnet, so ist keine einzige von allen Droschken aufzutreiben. Doch wenn es schönes Wetter ist, wie heute, oder wenn man sie nicht sonderlich nöthig hat, sieht man die Droschken haufenweis beisammen stehen. Lasst uns einsteigen. Schnell, Kutscher! Wie Das unter den Linden wogt! Wie Mancher läuft da herum, der noch nicht weiß, wo er heut zu Mittag essen kann! Haben Sie die Idee eines Mittagessens begriffen, mein Lieber? Wer diese begriffen hat, Der begreift auch das ganze Treiben der Menschen. Schnell, Kutscher! — Was halten Sie von der Unsterblichkeit der Seele? Wahrhaftig, es ist eine große Erfindung, eine weit größere, als das Pulver. Was halten Sie von der Liebe? Schnell, Kutscher! Nicht wahr, es ist bloß das Gesetz der Attraktion? — Wie gefällt Ihnen Berlin? Finden Sie nicht, obschon die Stadt neu, schön und regelmäßig gebaut ist, so

macht ſie doch einen etwas nüchternen Eindruck. Die Frau von Staël bemerkt ſehr ſcharfſinnig: „Berlin, cette ville toute moderne, quelque belle qu'elle soit, ne fait pas une impression assez sérieuse; on n'y apperçoit point l'empreinte de l'histoire du pays, ni du caractère des habitants, et ces magnifiques demeures nouvellement construites ne semblent destinées qu'aux rassemblements commodes des plaisirs et de l'industrie.“ Herr von Pradt ſagt noch etwas weit Pikanteres. — Aber Sie hören kein Wort wegen des Wagengeraſſels. Gut, wir ſind am Ziel. Halt! Hier iſt das Café Royal. Das freundliche Menſchengeſicht, das an der Thüre ſteht, iſt Beyermann. Das nenne ich einen Wirth! Kein kriechender Katzenbuckel, aber doch zuvorkommende Aufmerkſamkeit; feines, gebildetes Betragen, aber doch unermüdlicher Dienſteifer, kurz eine Prachtausgabe von Wirth. Laſſt uns hineingehn. Ein ſchönes Lokal; vorn das ſplendideſte Kaffehaus Berlin's, hinten die ſchöne Reſtauration. Ein Verſammlungsort eleganter, gebildeter Welt. Sie können hier oft die intereſſanteſten Menſchen ſehen. Bemerken Sie dort den großen breitſchultrigen Mann im ſchwarzen Oberrock? Das iſt der berühmte Cosmeli, der heut in London iſt und morgen in Ispahan. So ſtelle ich mir den Peter

Schlemihl von Chamisso vor. Er hat eben ein Paradoxon auf der Zunge. Bemerken Sie den großen Mann mit der vornehmen Miene und der hohen Stirne? Das ist der Wolf, der den Homer zerrissen hat, und der deutsche Hexameter machen kann. Aber dort am Tisch das kleine bewegliche Männchen mit den ewig vibrierenden Gesichtsmuskeln, mit den possierlichen und doch unheimlichen Gesten? Das ist der Kammergerichtsrath Hoffmann, der den Kater Murr geschrieben, und die hohe feierliche Gestalt, die ihm gegenüber sitzt, ist der Baron von Lüttwitz, der in der Vossischen Zeitung die klassische Recension des Katers geliefert hat. Bemerken Sie den Elegant, der sich so leicht bewegt, kurländisch lispelt, und sich jetzt wendet gegen den hohen, ernsthaften Mann im grünen Oberrock? Das ist der Baron von Schilling, der im Mindener Sonntagsblatte „die lieben Teutsenkel" so sehr touchiert hat*).

---

*) Wahrscheinlich mit Bezug auf diese Stelle veröffentlichte Heine im „Bemerker" Nr. 9 (Beilage zum 85. Blatte des Berliner „Gesellschafter"), vom 29. Mai 1822, folgende Erklärung:

„Mit Bedauern habe ich erfahren, dass zwei Aufsätze von mir, überschrieben: „Briefe aus Berlin" (in Nr. 6, 7, 16 ꝛc. des zum „Rheinisch-Westf. Anzeiger" gehörigen „Kunst- und Wissenschaftsblattes") auf eine Art ausgelegt worden,

Der Ernſthafte iſt der Dichter Baron von Maltitz. Aber rathen Sie mal, wer dieſe determinierte Figur iſt, die am Kamine ſteht? Das iſt Ihr Antagoniſt Hartmann vom Rheine; hart und ein Mann, und zwar aus einem einzigen Eiſenguſſe. Aber was kümmern mich alle dieſe Herren, ich habe Hunger. Garçon, la charte! Betrachten Sie mal dieſe Menge herrlicher Gerichte. Wie die Namen derſelben melodiſch und ſchmelzend klingen, as music on the waters! Es ſind geheime Zauberformeln, die uns das Geiſterreich aufſchließen. Und Champagner da-

---

die dem Herrn Baron von Schilling verletzend erſcheinen muſs; da es nie meine Abſicht war, ihn zu kränken, ſo erkläre ich hiermit, daſs es mir herzlich leid iſt, wenn ich zufälligerweiſe dazu Anlaſs gegeben hätte; daſs ich alles dahin Gehörige zurücknehme, und daſs es bloß der Zufall war, wodurch jetzt einige Worte auf den Herrn Baron von Schilling bezogen werden konnten, die ihn nie hätten treffen können, wenn eine Stelle in jenem Briefe gedruckt worden wäre, die aus Delikateſſe unterdrückt werden muſſte. Dieſes kann der geehrte Redakteur jener Zeitſchrift bezeugen, und ich fühle mich verpflichtet, durch dieſes freimüthige Bekenntnis der Wahrheit allen Stoff zu Miſsverſtändnis und öffentlichem Federkriege fortzuräumen.

„Berlin, den 3. Mai 1822.

„Heinrich Heine."

Der Herausgeber.

bei! Erlauben Sie, daſs ich eine Thräne der Rührung weine. Doch Sie, Gefühlloſer, haben gar keinen Sinn für alle dieſe Herrlichkeit, und wollen Neuigkeiten, armſelige Stadtneuigkeiten. Sie ſollen befriedigt werden. Mein lieber Herr Gans, was giebt es Neues? Er ſchüttelt das graue ehrwürdige Haupt und zuckt mit den Achſeln. Wir wollen uns an das kleine rothbäckige Männlein wenden; der Kerl hat immer die Taſchen voll Neuigkeiten, und wenn er mal anfängt zu erzählen, ſo geht's wie ein Mühlrad. Was giebt's Neues, mein lieber Herr Kammermuſikus?

Gar Nichts. Die neue Oper von Hellwig: „Die Bergknappen," ſoll nicht ſehr angeſprochen haben. Spontini komponiert jetzt eine Oper, wozu ihm Koreff den Text geſchrieben. Er ſoll aus der preußiſchen Geſchichte ſein. Auch erhalten wir bald Koreff's „Aucaſſin und Nicolette," wozu Schneider die Muſik ſetzt. Letztere wird erſt noch etwas zuſammengeſtrichen. Nach Karneval erwartet man auch Bernhard Klein's „Dido," eine heroiſche Oper. Die Bohrer und Boucher haben wieder Koncerte angekündigt. Wenn der „Freiſchütz" gegeben wird, iſt es noch immer ſchwer, Billette zu erhalten. Der Baſſiſt Fiſcher iſt hier, wird nicht auftreten, ſingt aber viel in Geſellſchaften. Graf Brühl iſt noch immer ſehr krank; er

hat sich das Schlüsselbein zerbrochen. Wir fürchteten schon, ihn zu verlieren, und noch so ein Theaterintendant, der Enthusiast ist für deutsche Kunst und Art, wäre nicht leicht zu finden gewesen. Der Tänzer Antonini war hier, verlangte 100 Louisd'or für jeden Abend, welche ihm aber nicht bewilligt wurden. Adam Müller, der Politiker, war ebenfalls hier; auch der Tragödienverfertiger Houwald. Madame Woltmann ist wahrscheinlich noch hier; sie schreibt Memoiren. An den Reliefs zu Blücher's und Scharnhorst's Statuen wird bei Rauch immer noch gearbeitet. Die Opern, die im Karneval gegeben werden, stehn in der Zeitung verzeichnet. Doktor Kuhn's Tragödie: „Die Damascener" wird noch diesen Winter gegeben. Wach ist mit einem Altarblatt beschäftigt, das unser König der Siegeskirche in Moskau schenken wird. Die Stich ist längst aus den Wochen und wird morgen wieder in „Romeo und Julie" auftreten. Die Karoline Fouqué hat einen Roman in Briefen herausgegeben, wozu sie die Briefe des Helden und der Prinz Karl von Meklenburg die der Dame schrieb. Der Staatskanzler erholt sich von seiner Krankheit. Rust behandelt ihn. Doktor Bopp ist hier angestellt als Professor der orientalischen Sprachen, und hat vor einem großen Auditorium seine erste Vorlesung über das Sanskrit

gehalten. Vom Brockhauſiſchen Konverſationsblatte werden hier noch dann und wann Blätter konfisciert. Von Görres' neueſter Schrift: „In Sachen der Rheinlande ꝛc. ꝛc.“ ſpricht man gar Nichts; man hat faſt keine Notiz davon genommen. Der Junge, der ſeine Mutter mit dem Hammer todtgeſchlagen hat, war wahnſinnig. Die myſtiſchen Umtriebe in Hinterpommern machen großes Aufſehn. Hoffmann giebt jetzt bei Willmanns in Frankfurt, unter dem Titel: „Der Floh“, einen Roman heraus, der ſehr viele politiſche Sticheleien enthalten ſoll. Profeſſor Gubitz beſchäftigt ſich noch immer mit Überſetzungen aus dem Neugriechiſchen, und ſchneidet jetzt Vignetten zu dem „Feldzug Suwarow's gegen die Türken“, ein Werk, welches der Kaiſer Alexander als Volksbuch für die Ruſſen drucken läſſt. Bei Chriſtiani hat C. L. Blum eben herausgegeben: „Klagelieder der Griechen“, die viel Poeſie enthalten. Der Künſtlerverein in der Akademie iſt ſehr glänzend ausgefallen, und die Einnahme zu einem wohlthätigen Zwecke verwendet worden. Der Hofſchauſpieler Walter aus Karlsruhe iſt eben angekommen, und wird in „Staberle's Reiſeabenteuer“ auftreten. Die Neumann ſoll im März wieder herkommen, und die Stich alsdann auf Reiſen gehen. Julius von Voß hat wieder ein Stück geſchrieben: „Der neue Markt.“ Sein Luſt-

ſpiel: „Quintin Meſſys“ wird nächſte Woche gegeben. Heinrich von Kleiſt's: „Prinz von Homburg“ wird nicht gegeben werden. An Grillparzer iſt das Manuſkript ſeiner Trilogie: „Die Argonauten,“ welches er unſerer Intendanz geſchickt hatte, wieder zurück geſandt worden. Markör, ein Glas Waſſer! Nicht wahr, der Kammermuſikus Der weiß Neuigkeiten! An Den wollen wir uns halten. Er ſoll Weſtfalen mit Neuigkeiten verſorgen, und was er nicht weiß, Das braucht auch Weſtfalen nicht zu wiſſen. Er gehört zu keiner Partei, zu keiner Schule, iſt weder ein Liberaler noch ein Romantiker, und wenn er etwas Mediſantes ſagt, ſo iſt er ſo unſchuldig dabei wie das unglückſelige Rohr, dem der Wind die Worte entlockte: „König Midas hat Eſelsohren!“]

Zweiter Brief.

Berlin, den 16. März 1822.*)

[Ihr sehr werthes Schreiben vom 2. Februar habe ich richtig erhalten, und ersah daraus mit Vergnügen, dass mein erster Brief Ihren Beifall hat. Ihr leise angedeuteter Wunsch, bestimmte Persönlichkeiten nicht zu sehr hervortreten zu lassen, soll in etwa erfüllt werden. Es ist wahr, man kann mich leicht missverstehen. Die Leute betrachten nicht das Gemälde, das ich leicht hinskizziere, sondern die Figürchen, die ich hineingezeichnet, um es zu beleben, und glauben vielleicht gar, dass es mir um diese Figürchen besonders zu thun war. Aber man kann auch Gemälde ohne Figuren malen, so wie

*) Ein Theil dieses Briefes ist bei dem späteren Abdruck im zweiten Bande der „Reisebilder", 1. Aufl., vom 1. März 1822 datiert.

Der Herausgeber.

man Suppe ohne Salz essen kann. Man kann verblümt sprechen, wie unsere Zeitungsschreiber. Wenn Sie von einer großen norddeutschen Macht reden, so weiß Jeder, daſs Sie Preußen meinen. Das finde ich lächerlich. Es kommt mir vor, als wenn die Masken im Redoutensaale ohne Gesichtslarven herumgingen. Wenn ich von einem großen norddeutschen Juristen spreche, der das schwarze Haar so lang als möglich von der Schulter herabwallen lässt, mit frommen Liebesaugen gen Himmel schaut, einem Christusbilde ähnlich sehen möchte, übrigens einen französischen Namen trägt, von französischer Abstammung ist, und doch gar gewaltig deutsch thut, so wissen die Leute, wen ich meine. Ich werde Alles bei seinem Namen nennen; ich denke darüber wie Boileau. Ich werde auch manche Persönlichkeit schildern; ich kümmre mich wenig um den Tadel jener Leutchen, die sich im Lehnstuhle der Konvenienz-Korrespondenz behaglich schaukeln, und jederzeit liebreich ermahnen: „Lobt uns, aber sagt nicht, wie wir aussehn.“

Ich habe es längst gewusst, daſs eine Stadt wie ein junges Mädchen ist, und ihr holdes Angesicht gern wieder sieht im Spiegel fremder Korrespondenz. Aber ich hätte nie gedacht, daſs Berlin bei einem solchen Bespiegeln sich wie ein altes Weib,

wie eine echte Klatſchliſe gebärden würde. Ich machte bei dieſer Gelegenheit die Bemerkung: Berlin iſt ein großes Krähwinkel.

Ich bin heute ſehr verdrießlich, mürriſch, ärgerlich, reizbar; der Miſsmuth hat der Phantaſie den Hemmſchuh angelegt, und ſämmtliche Witze tragen ſchwarze Trauerflöre. Glauben Sie nicht, daſs etwa eine Weiberuntreue die Urſache ſei. Ich liebe die Weiber noch immer; als ich in Göttingen von allem weiblichen Umgange abgeſchloſſen war, ſchaffte ich mir wenigſtens eine Katze an; aber weibliche Untreue könnte nur noch auf meine Lachmuſkeln wirken. Glauben Sie nicht, daſs etwa meine Eitelkeit ſchmerzlich beleidigt worden ſei; die Zeit iſt vorbei, wo ich des Abends meine Haare mühſam in Papillotten zu drehen pflegte, einen Spiegel beſtändig in der Taſche trug, und mich 25 Stunden des Tages mit dem Knüpfen der Halsbinde beſchäftigte. Denken Sie auch nicht, daſs vielleicht Glaubensſkrupel mein zartes Gemüth quälend beunruhigten; ich glaube jetzt nur noch an den pythagoräiſchen Lehrſatz und ans königl. preuß. Landrecht. Nein, eine weit vernünftigere Urſache bewirkt meine Betrübnis: mein köſtlichſter Freund, der Liebenswürdigſte der Sterblichen, Eugen von B., iſt vorgeſtern abgereiſt! Das war der einzigſte Menſch, in deſſen Geſellſchaft ich mich nicht

langweilte, der Einzige, dessen originelle Witze mich zur Lebenslustigkeit aufzuheitern vermochten, und in dessen süßen, edeln Gesichtszügen ich deutlich sehen konnte, wie einst meine Seele aussah, als ich noch ein schönes, reines Blumenleben führte und mich noch nicht befleckt hatte mit dem Hass und mit der Lüge.

Doch Schmerz bei Seite; ich muss jetzt davon sprechen, was die Leute singen und sagen bei uns an der Spree. Was sie klüngeln und was sie züngeln, was sie kichern und was sie klatschen, Alles sollen Sie hören, mein Lieber.

Boucher, der längst sein aller — aller — allerletztes Koncert gegeben, und jetzt vielleicht Warschau oder Petersburg mit seinen Kunststücken auf der Violine entzückt, hat wirklich Recht, wenn er Berlin la capitale de la musique nennt. Es ist hier den ganzen Winter hindurch ein Singen und Klingen gewesen, dass Einem fast Hören und Sehen vergeht. Ein Koncert trat dem andern auf die Ferse.

Wer nennt die Fiedler, nennt die Namen,
Die gastlich hier zusammenkamen?
— — — — — — — — —
Selbst von Hispanien kamen sie,
Und spielten auf dem Schaugerüste
Gar manche schlechte Melodie.

Der Spanier war Escudero, ein Schüler Baillot's, ein wackerer Violinſpieler, jung, blühend, hübſch, und dennoch kein Protegé der Damen. Ein ominöſes Gerücht ging ihm voran, als habe das italiäniſche Meſſer ihn unfähig gemacht, dem ſchönen Geſchlechte gefährlich zu ſein. Ich will Sie nicht ermüden mit dem Aufzählen aller jener muſikaliſchen Abendunterhaltungen, die uns dieſen Winter entzückten und langweilten. Ich will nur erwähnen, daſs das Koncert der Seidler drückend voll war, und daſs wir jetzt auf Drouet's Koncert geſpannt ſind, weil der junge Mendelsſohn darin zum erſten Male öffentlich ſpielen wird. —]

Haben Sie noch nicht Maria von Weber's „Freiſchütz" gehört? Nein? Unglücklicher Mann! Aber haben Sie nicht wenigſtens aus dieſer Oper das „Lied der Brautjungfern" oder [kurzweg] den „Jungfernkranz" gehört? Nein? Glücklicher Mann!

Wenn Sie vom Halliſchen nach dem Oranienburger Thore, und vom Brandenburger nach dem Königsthore, ja ſelbſt, wenn Sie vom Unterbaum nach dem Köpnicker Thore gehen, hören Sie jetzt immer und ewig dieſelbe Melodie, das Lied aller Lieder: — den „Jungfernkranz."

Wie man in den Goethe'ſchen Elegien den armen Britten von dem „Marlborough s'en va-t-en

guerre“ durch alle Länder verfolgt ſieht, ſo werde auch ich von Morgens früh bis ſpät in die Nacht verfolgt durch das Lied:

Wir winden dir den Jungfernkranz
Mit veilchenblauer Seide;
Wir führen dich zu Spiel und Tanz,
Zu Luſt und Hochzeitfreude.

Chor:

Schöner, ſchöner, ſchöner grüner Jungfernkranz,
Mit veilchenblauer Seide, mit veilchenblauer Seide!

Lavendel, Myrt' und Thymian,
Das wächſt in meinem Garten.
Wie lange bleibt der Freiersmann?
Ich kann ihn kaum erwarten!

Chor:

Schöner, ſchöner, ſchöner, u. ſ. w.

Bin ich mit noch ſo guter Laune des Morgens aufgeſtanden, ſo wird doch gleich alle meine Heiterkeit fortgeärgert, wenn ſchon früh die Schuljugend, den „Jungfernkranz“ zwitſchernd, meinem Fenſter vorbeizieht. Es dauert keine Stunde, und die Tochter meiner Wirthin ſteht auf mit ihrem „Jungfernkranz.“

Ich höre meinen Barbier den „Jungfernkranz“ die Treppe heraufſingen. Die kleine Wäſcherin kommt „mit Lavendel, Myrt' und Thymian.“ So geht's fort. Mein Kopf dröhnt. Ich kann's nicht aushalten, eile aus dem Hauſe, und werfe mich mit meinem Ärger in eine Droſchke. Gut, daſs ich durch das Rädergeraſſel nicht ſingen höre. Bei ***li ſteig' ich ab. Iſt's Fräulein zu ſprechen? Der Diener läuft. „Ja.“ Die Thüre fliegt auf. Die Holde ſitzt am Pianoforte, und empfängt mich mit einem ſüßen:

„Wo bleibt der ſchmucke Freiersmann?
Ich kann ihn kaum erwarten.“ —

Sie ſingen wie ein Engel! ruf' ich mit krampfhafter Freundlichkeit. „Ich will noch mal von vorne anfangen,“ liſpelt die Gütige, und ſie windet wieder ihren „Jungfernkranz,“ und windet, und windet, bis ich ſelbſt vor unſäglichen Qualen wie ein Wurm mich winde, bis ich vor Seelenangſt ausrufe: „Hilf, Samiel!“

Sie müſſen wiſſen, ſo heißt der böſe Feind im „Freiſchützen;“ der Jäger Kaſpar, der ſich ihm ergeben hat, ruft in jeder Noth: „Hilf, Samiel!“ Es wurde hier Mode, in komiſcher Bedrängnis dieſen Ausruf zu gebrauchen, und Boucher, der ſich den Sokrates der Violiniſten nennt, hat einſt ſogar im

Koncerte, als ihm eine Violinſaite ſprang, laut ausgerufen: „Hilf, Samiel!“

Und Samiel hilft. Die beſtürzte Donna hält plötzlich ein mit dem rädernden Geſange, und liſpelt: „Was fehlt Ihnen?“ Es iſt pures Entzücken, ächze ich mit forciertem Lächeln. „Sie ſind krank,“ liſpelt ſie, „gehen Sie nach dem Thiergarten, genießen Sie das ſchene Wetter und beſchauen Sie die ſchene Welt.“ Ich greife nach Hut und Stock, küſſe der Gnädigen die gnädige Hand, werfe ihr noch einen ſchmachtenden Paſſionsblick zu, ſtürze zur Thür hinaus, ſteige wieder in die erſte, beſte Droſchke, und rolle nach dem Brandenburger Thore. Ich ſteige aus, und laufe hinein in den Thiergarten.

Ich rathe Ihnen, wenn Sie mal her kommen, ſo verſäumen Sie nicht, an ſolchen ſchönen Vorfrühlingstagen um dieſe Zeit, um halb Eins, in den Thiergarten zu gehen.

Gehen Sie links hinein, und eilen Sie nach der Gegend, wo unſerer ſeligen Luiſe von den Einwohnerinnen des Thiergartens ein kleines, einfaches Monument geſetzt iſt. Dort pflegt unſer König oft ſpazieren zu gehen. Es iſt eine ſchöne, edle, ehrfurchtgebietende Geſtalt, die allen äußeren Prunk verſchmäht. Er trägt faſt immer einen ſcheinlos grauen Mantel, und einem Tölpel habe ich weisgemacht, der König

müſſe ſich oft mit dieſer Kleidung etwas behelfen, weil ſein Garderobemeiſter außer Landes wohnt und nur ſelten nach Berlin kömmt. Die ſchönen Königskinder ſieht man ebenfalls zu dieſer Zeit im Thiergarten, ſo wie auch den ganzen Hof und die allernobelſte Nobleſſe. Die fremdartigen Geſichter ſind Familien auswärtiger Geſandten. Ein oder zwei Livréebediente folgen den edeln Damen in einiger Entfernung. Officiere auf den ſchönſten Pferden galoppieren vorbei. Ich habe ſelten ſchönere Pferde geſehen, als hier in Berlin. Ich weide meine Augen an dem Anblick der herrlichen Reitergeſtalten. Die Prinzen unſeres Hauſes ſind darunter. Welch ein ſchönes, kräftiges Fürſtengeſchlecht! An dieſem Stamme iſt kein mißgeſtalteter, verwahrloſter Aſt. In freudiger Lebensfülle, Muth und Hoheit auf den edeln Geſichtern, reiten dort die zwei ältern Königsſöhne vorbei. Jene ſchöne jugendliche Geſtalt, mit frommen Geſichtszügen und liebeklaren Augen, iſt der dritte Sohn des Königs, Prinz Karl. Aber jenes leuchtende, majeſtätiſche Frauenbild, das mit einem buntglänzenden Gefolge auf hohem Roſſe vorbeifliegt, das iſt unſre — Alexandrine. Im braunen, feſt anliegenden Reitkleide, ein runder Hut mit Federn auf dem Haupte, und eine Gerte in der Hand, gleicht ſie jenen ritterlichen Frauengeſtalten,

die uns aus dem Zauberspiegel alter Märchen so lieblich entgegenleuchten, und wovon wir nicht entscheiden können, ob sie Heiligenbilder sind oder Amazonen. Ich glaube, der Anblick dieser reinen Züge hat mich besser gemacht; andächtige Gefühle durchschauern mich, ich höre Engelstimmen, unsichtbare Friedenspalmen fächeln, in meine Seele steigt ein großer Hymnus — da erklirren plötzlich schnarrende Harfensaiten, und eine Alteweiberstimme quäkt: „Wir winden dir den Jungfernkranz u. s. w.“

Und nun den ganzen Tag verlässt mich nicht das vermaledeite Lied. Die schönsten Momente verbittert es mir. Sogar wenn ich bei Tische sitze, wird es mir vom Sänger Heinsius als Dessert vorgedudelt. Den ganzen Nachmittag werde ich mit „veilchenblauer Seide“ gewürgt. Dort wird der „Jungfernkranz“ von einem Lahmen abgeorgelt, hier wird er von einem Blinden heruntergefiedelt. Am Abend geht der Spuk erst recht los. Das ist ein Flöten und ein Gröhlen und ein Fistulieren und ein Gurgeln, und immer die alte Melodie. Das Kasparlied und der Jägerchor wird wohl dann und wann von einem illuminierten Studenten oder Fähndrich zur Abwechselung in das Gesumme hineingebrüllt, aber der „Jungfernkranz“ ist permanent; wenn der Eine ihn beendigt hat, fängt ihn der Andre wieder von

vorn an; aus allen Häuſern klingt er mir entgegen; Jeder pfeift ihn mit eigenen Variationen; ja, ich glaube faſt, die Hunde auf der Straße bellen ihn.

Wie ein zu Tode gehetzter Rehbock lege ich Abends mein Haupt auf den Schoß der ſchönſten Boruſſin; ſie ſtreichelt mir zärtlich das borſtige Haar, liſpelt mir ins Ohr: „Ich liebe dir, und deine Lawiſe wird dich ooch immer jut ſind“, und ſie ſtreichelt und hätſchelt ſo lange, bis ſie glaubt, daſs ich am Einſchlummern ſei, und ſie ergreift leiſe die „Katharre“ und ſpielt und ſingt die „Kravatte“ aus Tankred: „Nach ſo viel' Leiden“, und ich ruhe aus nach ſo vielen Leiden, und liebe Bilder und Töne umgaukeln mich, — da weckt's mich wieder gewaltſam aus meinen Träumen, und die Unglückſelige ſingt: „Wir winden dir den Jungfernkranz —“

In wahnſinniger Verzweiflung reiße ich mich los aus der lieblichſten Umarmung, eile die enge Treppe hinunter, fliege wie ein Sturmwind nach Hauſe, werfe mich knirſchend ins Bett, höre noch die alte Köchin mit ihrem Jungfernkranze herumtrippeln, und hülle mich tiefer in die Decke.

[Sie begreifen jetzt, mein Lieber, warum ich Sie einen glücklichen Mann nannte, wenn Sie jenes Lied noch nicht gehört haben. Doch glauben Sie nicht, daſs die Melodie deſſelben wirklich ſchlecht ſei. Im

Gegentheil, sie hat eben durch ihre Vortrefflichkeit jene Popularität erlangt. Mais toujours perdrix! Sie verstehen mich. Der ganze „Freischütz“ ist vortrefflich, und verdient gewiss jenes Interesse, womit er jetzt in ganz Deutschland aufgenommen wird. Hier ist er jetzt vielleicht schon zum dreißigsten Male gegeben, und noch immer wird es erstaunlich schwer, zu einer Vorstellung desselben gute Billette zu bekommen. In Wien, Dresden, Hamburg macht er ebenfalls Furore. Dieses beweist hinlänglich, dass man Unrecht hatte, zu glauben: als ob diese Oper hier nur durch die antispontinische Partei gehoben worden sei. Antispontinische Partei? Ich sehe, der Ausdruck befremdet Sie. Glauben Sie nicht, diese sei eine politische. Der heftige Parteikampf von Liberalen und Ultras, wie wir ihn in andern Hauptstädten sehen, kann bei uns nicht zum Durchbruch kommen, weil die königliche Macht, kräftig und parteilos schlichtend, in der Mitte steht. Aber dafür sehen wir in Berlin oft einen ergötzlicheren Parteikampf, den in der Musik. Wären Sie Ende des vorigen Sommers hier gewesen, hätten Sie es sich in der Gegenwart veranschaulichen können, wie einst in Paris der Streit der Gluckisten und Piccinisten ungefähr ausgesehen haben mag. — Aber ich sehe, ich muss hier etwas ausführlicher von der hiesigen Oper sprechen; erstens,

weil ſie doch in Berlin ein Hauptgegenſtand der Unterhaltung iſt, und zweitens, weil Sie ohne nachfolgende Bemerkungen den Geiſt mancher Notizen gar nicht faſſen können. Von unſern Sängerinnen und Sängern will ich hier gar nicht ſprechen. Ihre Apologien ſind ſtereotyp in allen Berliner Korreſpondenzartikeln und Zeitungsrecenſionen; täglich lieſt man: die Milder-Hauptmann iſt unübertrefflich, die Schulz iſt vortrefflich, und die Seidler iſt trefflich. Genug, es iſt unbeſtritten, daſs man die Oper hier auf eine erſtaunliche Kunſthöhe gebracht hat, und daſs ſie keiner andern deutſchen Oper nachzuſtehen braucht. Ob Dieſes durch die emſige Wirkſamkeit des verſtorbenen Weber's geſchehen iſt, oder ob Ritter Spontini, nach dem Ausſpruch ſeiner Anhänger, wie mit dem Schlag einer Zauberruthe alle dieſe Herrlichkeit ins Leben hervorgerufen habe, wage ich ſehr zu bezweifeln. Ich wage ſogar zu glauben, daſs die Leitung des großen Ritters auf einige Theile der Oper höchſt nachtheilig gewirkt habe. Aber ich behaupte durchaus, daſs ſeit der völligen Trennung der Oper vom Schauſpiele und Spontini's unumſchränkter Beherrſchung derſelben dieſe täglich mehr und mehr Schaden erleiden muſs durch die natürliche Vorliebe des großen Ritters für ſeine eignen großen Produkte und die Produkte verwandter oder

befreundeter Genies, und durch ſeine eben ſo natürliche Abneigung gegen die Muſik ſolcher Komponiſten, deren Geiſt den ſeinigen nicht anſpricht oder dem ſeinigen nicht huldigt, oder gar — horribile dictu — mit dem ſeinigen wetteifert.

Ich bin zu ſehr Laie im Gebiete der Tonkunſt, als daſs ich mein eignes Urtheil über den Werth der Spontini'ſchen Kompoſitionen ausſprechen dürfte, und Alles, was ich hier ſage, ſind bloß fremde Stimmen, die im Gewoge des Tagesgeſprächs beſonders hörbar ſind.

„Spontini iſt der größte aller lebenden Komponiſten. Er iſt ein muſikaliſcher Michel Angelo. Er hat in der Muſik neue Bahnen gebrochen. Er hat ausgeführt, was Gluck nur geahnet. Er iſt ein großer Mann, er iſt ein Genie, er iſt ein Gott!" So ſpricht die Spontiniſche Partei, und die Wände der Palläſte ſchallen wider von dem unmäßigen Lobe. — Sie müſſen nämlich wiſſen, es iſt die Nobleſſe, die beſonders von Spontini's Muſik angeſprochen wird und demſelben ausgezeichnete Zeichen ihrer Gunſt angedeihen läſſt. An dieſe edlen Gönner lehnt ſich die wirkliche Spontiniſche Partei, die natürlicher Weiſe aus einer Menge Menſchen beſteht, die dem vornehmen und legitimen Geſchmacke blindlings huldigt, aus einer Menge Enthuſiaſten für das Aus-

ländiſche, aus einigen Komponiſten, die ihre Muſik gern auf die Bühne brächten, und endlich aus einer Handvoll wirklicher Verehrer.

Woraus ein Theil der Gegenpartei beſteht, iſt wohl leicht zu errathen. Viele ſind auch dem guten Ritter gram, weil er ein Welſcher iſt. Andre, weil ſie ihn beneiden. Wieder Andre, weil ſeine Muſik nicht deutſch iſt. Aber endlich der größte Theil ſieht in ſeiner Muſik nur Pauken- und Trompetenſpektakel, ſchallenden Bombaſt und geſpreizte Unnatur. Hierzu kam noch der Unwille Vieler — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Jetzt, mein Lieber, können Sie ſich den Lärm erklären, der dieſen Sommer ganz Berlin erfüllte, als Spontini's „Olympia“ auf unſrer Bühne zuerſt erſchien. Haben Sie die Muſik dieſer Oper nicht in Hamm hören können? An Pauken und Poſaunen war kein Mangel, ſo daſs ein Witzling den Vorſchlag machte, im neuen Schauſpielhauſe die Haltbarkeit der Mauern durch die Muſik dieſer Oper zu probieren. Ein anderer Witzling kam eben aus der brauſenden „Olympia,“ hörte auf der Straße den Zapfenſtreich trommeln, und rief, Athem ſchöpfend: „Endlich hört man doch ſanfte Muſik!“ Ganz Berlin witzelte über die vielen Poſaunen und über den großen Elephanten in den Prachtaufzügen dieſer Oper.

Die Tauben aber waren ganz entzückt von so vieler Herrlichkeit, und versicherten, daſs sie diese schöne dicke Musik mit den Händen fühlen konnten. Die Enthusiasten aber riefen: „Hosianna! Spontini ist selbst ein musikalischer Elephant! Er ist ein Posaunenengel!“

Kurz darauf kam Karl Maria von Weber nach Berlin, sein „Freischütz“ wurde im neuen Theater aufgeführt und entzückte das Publikum. Jetzt hatte die antispontinische Partei einen festen Punkt, und am Abend der ersten Vorstellung seiner Oper wurde Weber aufs herrlichste gefeiert. In einem recht schönen Gedichte, das den Doktor Förster zum Verfasser hatte, hieß es vom Freischützen: „er jage nach edlerm Wilde, als nach Elephanten.“ Weber ließ sich über diesen Ausdruck den andern Tag im Intelligenzblatte sehr kläglich vernehmen, und kajolierte Spontini und blamierte den armen Förster, der es doch so gut gemeint hatte. Weber hegte damals die Hoffnung, hier bei der Oper angestellt zu werden, und würde sich nicht so unmäßig bescheiden gebärdet haben, wenn ihm schon damals alle Hoffnung des Hierbleibens abgeschnitten gewesen wäre. Weber verließ uns nach der dritten Vorstellung seiner Oper, reiste nach Dresden zurück, erhielt dort einen glänzenden Ruf nach Kassel, wies ihn zurück, dirigierte

wieder vor wie nach die Dresdner Oper, wird dort einem guten General ohne Soldaten verglichen, und ist jetzt nach Wien gereist, wo eine neue komische Oper von ihm gegeben werden soll. — Über den Werth des Textes und der Musik des Freischützen verweise ich Sie auf die große Recension desselben vom Professor Gubitz im „Gesellschafter". Dieser geistreiche und scharfsinnige Kritiker hat das Verdienst, dass er der Erste war, der die romantischen Schönheiten dieser Oper ausführlich entwickelte und ihre großen Triumphe am bestimmtesten voraussagte.

Weber's Äußere ist nicht sehr ansprechend. Kleine Statur, ein schlechtes Untergestell und ein langes Gesicht ohne sonderlich angenehme Züge. Aber auf diesem Gesichte liegt ganz verbreitet der sinnige Ernst, die bestimmte Sicherheit und das ruhige Wollen, das uns so bedeutsam anzieht in den Gesichtern altdeutscher Meister. Wie kontrastiert dagegen das Äußere Spontini's! Die hohe Gestalt, das tiefliegende dunkle Flammenauge, die pechschwarzen Locken, von welchen die gefurchte Stirne zur Hälfte bedeckt wird, der halb wehmüthige, halb stolze Zug um die Lippen, die brütende Wildheit dieses gelblichen Gesichtes, worin alle Leidenschaften getobt haben und noch toben, der ganze Kopf, der einem Kalabresen zu gehören scheint, und der dennoch schön und edel

genannt werden muſs: — Alles läſst uns gleich den Mann erkennen, aus deſſen Geiſte die „Veſtalin“, „Cortez“ und „Olympia“ hervorgingen.

Von den hieſigen Komponiſten erwähne ich gleich nach Spontini unſern Bernhard Klein, der ſich ſchon längſt durch einige ſchöne Kompoſitionen rühmlichſt bekannt gemacht hat, und deſſen große Oper „Dido“ vom ganzen Publikum mit Sehnſucht erwartet wird. Dieſe Oper ſoll, nach dem Ausſpruche aller Kenner, denen der Komponiſt Einiges daraus mittheilte, die wunderbarſten Schönheiten enthalten und ein geniales deutſches Nationalwerk ſein. Klein's Muſik iſt ganz originell. Sie iſt ganz verſchieden von der Muſik der oben beſprochenen zwei Meiſter, ſowie neben den Geſichtern derſelben das heitere, angenehme, lebensluſtige Geſicht des gemüthlichen Rheinländers einen anffallenden Kontraſt bildet. Klein iſt ein Kölner und kann als der Stolz ſeiner Vaterſtadt betrachtet werden.

G. A. Schneider darf ich hier nicht übergehn. Nicht als ob ich ihn für einen ſo großen Komponiſten hielte, ſondern weil er als Komponiſt von Koreff's „Aucaſſin und Nicolette“ vom 26. Februar bis auf dieſe Stunde ein Gegenſtand des öffentlichen Geſprächs war. Wenigſtens acht Tage lang hörte man von Nichts ſprechen, als von Koreff und Schneider,

und Schneider und Koreff. Hier ſtanden geniale Dilettanten und riſſen die Muſik herunter; dort ſtand ein Haufen ſchlechter Poeten und ſchulmeiſterte den Text. Was mich betrifft, ſo amüſierte mich dieſe Oper ganz außerordentlich. Mich erheiterte das bunte Märchen, das der kunſtbegabte Dichter ſo lieblich und kindlich ſchlicht entfaltete, mich ergötzte der anmuthige Kontraſt vom ernſten Abendlande und dem heitern Orient, und wie die verwunderlichſten Bilder in loſer Verknüpfung abenteuerlich dahingaukelten, regte ſich in mir der Geiſt der blühenden Romantik*). — Es iſt immer ein ungeheurer Spektakel in Berlin, wenn eine neue Oper gegeben wird, und hier kam noch der Umſtand hinzu, daſs der Muſikdirektor Schneider und der Geheimrath Ritter Koreff ſo allgemein bekannt ſind. Letztern verlieren wir bald, da er ſich ſchon längſt zu einer großen Reiſe ins Ausland vorbereitet. Das iſt ein Verluſt für unſere Stadt, da dieſer Mann ſich auszeichnet durch geſellige Tugenden, angenehme Perſönlichkeit und Großartigkeit der Geſinnung.

Was man in Berlin ſingt, Das wiſſen Sie jetzt, und ich komme zur Frage: Was ſpricht man

*) Vergl. das Sonett an J. F. Koreff, Band XV, S. 111 ff. Der Herausgeber.

in Berlin? — Ich habe vorſätzlich erſt vom Singen geſprochen, da ich überzeugt bin, daſs die Menſchen erſt geſungen haben, ehe ſie ſprechen lernten, ſo wie die metriſche Sprache der Proſa voranging. Wirklich, ich glaube, daſs Adam und Eva ſich in ſchmelzenden Adagios Liebeserklärungen machten und in Recitativen ausſchimpften. Ob Adam auch zu letztern den Takt ſchlug? Wahrſcheinlich. Dieſes Taktſchlagen iſt bei unſerm Berliner Pöbel durch Tradition noch geblieben, obſchon das Singen dabei außer Gebrauch kam. Wie die Kanarienvögel zwitſcherten unſre Ureltern in den Thälern Kaſchemir's. Wie haben wir uns ausgebildet! Ob die Vögel einſt ebenfalls zum Sprechen gelangen werden? Die Hunde und die Schweine ſind auf gutem Wege; ihr Bellen und Grunzen iſt ein Übergang vom Singen zum ordentlichen Sprechen. Erſtere werden reden die Sprache von Oc, die andern die Sprache von Oui. Die Bären ſind gegen uns übrige Deutſche in der Kultur noch ſehr zurückgeblieben, und obſchon ſie in der Tanzkunſt mit uns wetteifern, ſo iſt ihr Brummen, wenn wir es mit andern deutſchen Mundarten vergleichen, durchaus noch keine Sprache zu nennen. Die Eſel und die Schafe hatten es einſt ſchon bis zum Sprechen gebracht, hatten ihre klaſſiſche Literatur, hielten vortreffliche Reden über die reine

Eſelhaftigkeit im geſchloſſenen Hammelthume, über die Idee eines Schafskopfs und über die Herrlichkeit des Altböckiſchen. Aber wie es nach dem Kreislauf der Dinge zu geſchehen pflegt, ſie ſind in der Kultur wieder ſo tief geſunken, daſs ſie ihre Sprache verloren, und bloß das gemüthliche „I-A“ und das kindlich fromme „Bäh“ behielten.

Wie komme ich aber vom I-A der Langohrigen und vom Bäh der Dickwolligen zu den Werken von Sir Walter Scott? Denn von Dieſen muſs ich jetzt ſprechen, weil ganz Berlin davon ſpricht, weil ſie der „Jungfernkranz“ der Leſewelt ſind, weil man ſie überall lieſt, bewundert, bekrittelt, herunterreißt und wieder lieſt. Von der Gräfin bis zum Nähmädchen, vom Grafen bis zum Laufjungen lieſt Alles die Romane des großen Schotten; beſonders unſre gefühlvollen Damen. Dieſe legen ſich nieder mit „Waverley“, ſtehen auf mit „Robin dem Rothen“, und haben den ganzen Tag den „Zwerg“ in den Fingern. Der Roman „Kenilworth“ hat gar beſonders Furore gemacht. Da hier ſehr Wenige mit vollkommener Kenntnis des Engliſchen geſegnet ſind, ſo muſs ſich der größte Theil unſerer Leſewelt mit franzöſiſchen und deutſchen Überſetzungen behelfen. Daran fehlt es auch nicht. Von dem letzten Scott'ſchen Roman: „Der Pirat“ ſind vier Überſetzungen

auf einmal angekündigt. Zwei davon kommen hier heraus; die der Frau von Montenglant bei Schlesinger, und die des Doktor Spieker bei Duncker und Humblot. Die dritte Übersetzung ist die von Lotz in Hamburg, und die vierte wird in der Taschenausgabe der Gebr. Schumann in Zwickau enthalten sein. Dass es bei solchen Umständen an einiger Reibung nicht fehlen wird, ist vorauszusehen. Frau von Hohenhausen ist jetzt mit der Übersetzung des Scott'schen „Ivanhoe" beschäftigt, und von der trefflichen Übersetzerin Byron's können wir auch eine treffliche Übersetzung Scott's erwarten. Ich glaube sogar, dass diese noch vorzüglicher ausfallen wird, da in dem sanften, für reine Ideale empfänglichen Gemüthe der schönen Frau die frömmig heitern, unverzerrten Gestalten des freundlichen Schotten sich weit klarer abspiegeln werden, als die düstern Höllenbilder des mürrischen, herzkranken Engländers. In keine schönern und zartern Hände konnte die schöne, zarte Rebekka gerathen, und die gefühlvolle Dichterin braucht hier nur mit dem Herzen zu übersetzen.

Auf eine ausgezeichnete Weise wurde Scott's Name kürzlich hier gefeiert. Bei einem Feste war eine glänzende Maskerade, wo die meisten Helden der Scott'schen Romane in ihrer charakteristischen

Äußerlichkeit erſchienen. Von dieſer Feſtlichkeit und dieſen Bildern ſprach man hier wieder acht Tage lang. Beſonders trug man ſich damit herum, daſs der Sohn von Walter Scott, der ſich juſt hier befindet, als ſchottiſcher Hochländer gekleidet und, ganz wie es jenes Koſtüm verlangt, nacktbeinig, ohne Hoſen, bloß ein Schurz tragend, das bis auf die Mitte der Lenden reichte, bei dieſem glänzenden Feſte paradierte. Dieſer junge Menſch, ein engliſcher Huſarenofficier, wird hier ſehr gefeiert und genießt hier den Ruhm ſeines Vaters. — Wo ſind die Söhne Schiller's? Wo ſind die Söhne unſerer großen Dichter, die, wenn auch nicht ohne Hoſen, doch vielleicht ohne Hemd herumgehn? Wo ſind unſre großen Dichter ſelbſt? Still, ſtill, Das iſt eine partie honteuse.

Ich will nicht ungerecht ſein und hier unerwähnt laſſen die Verehrung, die man hier dem Namen Goethe zollt, — der deutſche Dichter, von dem man hier am meiſten ſpricht. Aber, Hand aufs Herz, mag das feine, weltkluge Betragen unſeres Goethe nicht das Meiſte dazu beigetragen haben, daſs ſeine äußere Stellung ſo glänzend iſt und daſs er in ſo hohem Maße die Affektion unſerer Großen genießt? Fern ſei es von mir, den alten Herrn eines kleinlichen Charakters zu zeihen. Goethe iſt ein großer

Mann in einem seidnen Rock. Am großartigsten hat er sich noch kürzlich bewiesen gegen seine kunstsinnigen Landsleute, die ihm im edeln Weichbilde Frankfurt's ein Monument setzen wollten, und ganz Deutschland zu Geldbeiträgen aufforderten. Hier wurde über diesen Gegenstand erstaunlich viel diskutiert, und meine Wenigkeit schrieb Folgendes mit Beifall beehrte Sonett:

Hört zu, ihr deutschen Männer, Mädchen, Frauen,
Und sammelt Subskribenten unverdrossen;
Die Bürger Frankfurt's haben jetzt beschlossen,
Ein Ehrendenkmal Goethen zu erbauen.

„Zur Meßzeit wird der fremde Krämer schauen," —
So denken sie — „daß wir des Manns Genossen,
Daß unserm Miste solche Blum' entsprossen,
Und blindlings wird man uns im Handel trauen."

O, lasst dem Dichter seine Lorberreiser,
Ihr Handelsherrn! Behaltet euer Geld.
Ein Denkmal hat sich Goethe selbst gesetzt.

Im Windelnschmutz war er euch nah, doch jetzt
Trennt euch von Goethe eine ganze Welt,
Euch, die ein Flüßlein trennt vom Sachsenhäuser!

Der große Mann machte, wie bekannt ist, allen Diskussionen dadurch ein Ende, daß er seinen Lands-

leuten mit der Erklärung, „er sei gar kein Frankfurter“ das Frankfurter Bürgerrecht zurückschickte.

Letzteres soll seitdem — um Frankfurtisch zu sprechen — 99 Procent im Werthe gesunken sein, und die Frankfurter Juden haben jetzt bessere Aussicht zu dieser schönen Acquisition. Aber — um wieder Frankfurtisch zu sprechen — stehen die Rothschilde und die Bethmänner nicht längst al pari? Der Kaufmann hat in der ganzen Welt dieselbe Religion. Sein Komptoir ist seine Kirche, sein Schreibpult ist sein Betstuhl, sein Memorial ist seine Bibel, sein Waarenlager ist sein Allerheiligstes, die Börsenglocke ist seine Betglocke, sein Gold ist sein Gott, der Kredit ist sein Glauben.

Ich habe hier Gelegenheit, von zwei Neuigkeiten zu sprechen: erstens von der neuen Börsenhalle, die nach dem Vorbilde der Hamburger eingerichtet ist und vor einigen Wochen eröffnet wurde, und zweitens von dem alten, neu aufgewärmten Projekte der Judenbekehrung. Aber ich übergehe Beides, da ich in der neuen Halle noch nicht war, und die Juden ein gar zu trauriger Gegenstand sind. Ich werde freilich am Ende auf Dieselben zurückkommen müssen, wenn ich von ihrem neuen Kultus spreche, der von Berlin besonders ausgegangen ist. Ich kann es jetzt noch nicht, weil ich es immer versäumt habe, dem

neuen mosaischen Gottesdienste einmal beizuwohnen. Auch über die neue Liturgie, die schon längst in der Domkirche eingeführt und Hauptgegenstand des Stadtgespräches ist, will ich nicht schreiben, weil sonst mein Brief zu einem Buche anschwellen würde. Sie hat eine Menge Gegner. Schleiermacher nennt man als den vorzüglichsten. Ich habe unlängst einer seiner Predigten beigewohnt, wo er mit der Kraft eines Luther's sprach, und wo es nicht an verblümten Ausfällen gegen die Liturgie fehlte. Ich muss gestehen, keine sonderlich gottseligen Gefühle werden durch seine Predigten in mir erregt; aber ich finde mich im bessern Sinne dadurch erbaut, erkräftigt und wie durch Stachelworte aufgegeißelt vom weichen Flaumenbette des schlaffen Indifferentismus. Dieser Mann braucht nur das schwarze Kirchengewand abzuwerfen, und er steht da als Priester der Wahrheit.

Ungemeines Aufsehen erregten die heftigen Ausfälle gegen die hiesige theologische Fakultät in der Anzeige der Schrift: „Gegen die De-Wette'sche Aktensammlung" (in der Vossischen Zeitung) und in der Entgegnung auf die Erklärung der Fakultät (ebendaselbst). Als Verfasser jener Schrift nennt man allgemein Beckendorf. Aus wessen Feder jene Anzeige und Entgegnung geflossen ist, weiß man nicht genau. Einige nennen Kamptz, Andere Beckendorf selbst, An-

dere Klindworth, Andere Buchholz, Andere Andere. Die Hand eines gewandten Diplomaten ist in jenen Aufsätzen nicht zu verkennen. Wie man sagt ist Schleiermacher mit einer Entgegnung beschäftigt, und es wird dem gewaltigen Sprecher leicht werden, seinen Antagonisten nieder zu reden. Dass die theologische Fakultät auf solche Angriffe antworten muss, versteht sich von selbst, und das ganze Publikum sieht mit gespannter Erwartung dieser großen Antwort entgegen.

Man ist hier sehr gespannt auf die zwei Supplementbände zum Brockhausischen Konversationslexikon, aus dem sehr natürlichen Grunde, weil sie, laut dem Inhaltsverzeichnisse der Ankündigung, die Biographien einer Menge öffentlicher Charaktere enthalten werden, die, theils in Berlin, theils im Auslande lebend, gewöhnliche Gegenstände der hiesigen Konversation sind. So eben erhalte ich die erste Lieferung von A bis Bomz (ausgegeben den 1. März 1822), und falle mit Begierde auf die Artikel: Albrecht (Geh. Kabinettsrath), Alopäus, Altenstein, Ancillon, Prinz August (v. Preußen) ꝛc. ꝛc. Unter den Namen, die unsere dortigen Freunde interessieren möchten, nenne ich: Akkum, Arndt, Begasse, Benzenberg und Beugnot, der brave Franzose, der den Bewohnern des Großherzogthums Berg, trotz seiner hasserregenden Stellung, so manche schöne Beweise eines

edeln und großen Charakters gegeben hat, und jetzt in Frankreich so wacker kämpft für Wahrheit und Recht.

Die Maßregeln gegen den Brockhausischen Verlag sind noch immer in Wirksamkeit. Brockhaus war vorigen Sommer hier, und suchte seine Differenzen mit unserer Regierung auszugleichen. Seine Bemühungen müssen fruchtlos gewesen sein. — Brockhaus ist ein Mann von angenehmer Persönlichkeit. Seine äußere Repräsentation, sein scharfblickender Ernst und seine feste Freimüthigkeit lassen in ihm jenen Mann erkennen, der die Wissenschaften und den Meinungskampf nicht mit gewöhnlichen Buchhändleraugen betrachtet.

Die griechischen Angelegenheiten sind hier, wie überall, tüchtig durchgesprochen worden, und das Griechenfeuer ist ziemlich erloschen. Die Jugend zeigte sich am meisten enthusiastisch für Hellas; alte, vernünftigere Leute schüttelten die grauen Köpfe. Gar besonders glühten und flammten die Philologen. Es muss den Griechen sehr Viel geholfen haben, dass sie von unsern Tyrtäen auf eine so poetische Weise erinnert wurden an die Tage von Marathon, Salamis und Platäa. Unser Professor Zeune, der, wie der Optikus Amuel bemerkt, nicht allein eine Brille trägt, sondern auch Brillen zu beurtheilen weiß, hatte sich am meisten thätig gezeigt. Der Haupt-

mann Fabeck, der, wie Sie aus öffentlichen Blättern erſehn hatten, von hier aus, ohne viel' Tyrtäiſche Lieder zu ſingen, nach Griechenland gereiſt iſt, ſoll dort ganz erſtaunliche Thaten verrichtet haben, und iſt, um auf ſeinen Lorbern zu ruhen, wieder nach Deutſchland zurück gekommen.

Es iſt jetzt beſtimmt, daſs das Kleiſt'ſche Schauſpiel: „Der Prinz von Homburg, oder die Schlacht bei Fehrbellin“ nicht auf unſerer Bühne erſcheinen wird, und zwar, wie ich höre, weil eine edle Dame glaubt, daſs ihr Ahnherr in einer unedeln Geſtalt darin erſcheine. Dieſes Stück iſt noch immer ein Erisapfel in unſern äſthetiſchen Geſellſchaften. Was mich betrifft, ſo ſtimme ich dafür, daſs es gleichſam vom Genius der Poeſie ſelbſt geſchrieben iſt, und daſs es mehr Werth hat, als all' jene Farcen und Spektakelſtücke und Houwald'ſche Rührеier, die man uns täglich auftiſcht. „Anna Boleyn“, die Tragödie des ſehr talentvollen Dichters Gehe, der ſich jetzt juſt hier befindet, wird einſtudiert. Herr Rellſtab hat unſerer Intendanz ein Trauerſpiel angeboten, das den Titel führen wird: „Karl der Kühne von Burgund.“ Ob dieſes Stück angenommen worden, weiß ich nicht.

Es wurde hier Viel darüber geſchwatzt, als man hörte, daſs bei Willmans in Frankfurt der neue

Hoffmann'sche Roman: „Meister Floh und seine Gesellen“ auf Requisition unserer Regierung konfisciert worden sei. Letztere hatte nämlich erfahren, das fünfte Kapitel dieses Romans persiffliere die Kommission, welche die Untersuchung der demagogischen Umtriebe leitet. Daſs unserer Regierung an solchen Persifflagen Wenig gelegen sei, hatte sie längst bewiesen, da unter ihren Augen hier in Berlin bei Reimer der Jean Paul'sche „Komet“ mit Erlaubnis der Censur gedruckt wurde, und, wie Ihnen vielleicht bekannt ist, in der Vorrede zum zweiten Theile dieses Romans die Umtriebe-Untersuchungen aufs heillosesте lächerlich gemacht werden. Bei unserm Hoffmann mochte man aber höheren Ortes gegründetes Recht gehabt haben, einen ähnlichen Spaß übel zu nehmen. Durch das Zutrauen des Königs war der Kammergerichtsrath Hoffmann selbst Mitglied jener Untersuchungskommission; er wenigstens durfte durch keine unzeitigen Späße das Ansehn derselben zu schwächen suchen, ohne eine tadelhafte Unziemlichkeit zu begehen. Hoffmann ist daher jetzt zur Rechenschaft gezogen worden; „Der Floh“ wird aber jetzt mit einigen Abänderungen gedruckt werden. Hoffmann ist jetzt krank und leidet an einem schlimmen Nasenübel. — In meinen nächsten Briefen schreibe ich Ihnen vielleicht mehr über diesen Schriftsteller, den

ich zu sehr liebe und verehre, um schonend von ihm zu sprechen.

Herr von Savigny wird diesen Sommer Institutionen lesen. Die Possenreißer, die vorm Brandenburger Thor ihr Wesen trieben, haben schlechte Geschäfte gemacht und sind längst abgereist. Blondin ist hier, und wird reiten und springen. Der Kopfabschneider Schuhmann erfüllt die Berliner mit Verwunderung und Entsetzen. Aber Bosko, Bosko, Bartolomeo Bosko sollten Sie sehen! Das ist ein echter Schüler Pinetti's! Der kann zerbrochene Uhren noch schneller kurieren, als der Uhrmacher Labinski, Der weiß die Karten zu mischen und Puppen tanzen zu lassen! Schade, daſs der Kerl keine Theologie studiert hat. Er ist ein ehemaliger italiänischer Officier, noch sehr jung, männlich, kräftig, trägt anliegende Jacke und Hosen von schwarzem Seidenzeug, und, was die Hauptsache ist, wenn er seine Künste macht, sind seine Arme fast ganz entblößt. Weibliche Augen sollen sich an letztern noch weit mehr als an seinen Kunststücken erbauen. Er ist wirklich ein netter Kerl, Das muſs man gestehen, wenn man die bewegliche Figur sieht im Scheine einiger fünfzig langen Wachskerzen, die wie ein funkelnder Lichterwald vor seinem, mit seltsamem Gauklerapparate besetzten langen Tische aufgepflanzt stehen. Er hat

seinen Schauplatz vom Zagor'schen Saale nach dem englischen Hause verlegt, und ist noch immer mit erstaunlich vielem Zuspruche gesegnet.

Ich habe gestern im Café Royal den Kammermusikus gesprochen. Er hat mir eine Menge kleiner Neuigkeiten erzählt, wovon ich die wenigsten im Gedächtnis behielt. Versteht sich, dass die meisten aus der musikalischen Chronique scandaleuse sind. Den 20. ist Prüfung bei Dr. Stöpel, der nach der Logier'schen Methode Klavierspielen und Generalbass lehrt. Graf Brühl wird von seiner Krankheit bald ganz hergestellt sein. Walter aus Karlsruhe wird noch in einer neuen Posse: „Staberle's Hochzeit," auftreten. Herr und Madame Wolf geben jetzt Gastrollen in Leipzig und Dresden. Michael Beer hat in Italien eine neue Tragödie geschrieben: „Die Bräute von Arragonien," und von Meyerbeer wird jetzt in Mailand eine neue Oper gegeben. Spontini komponiert jetzt Koreff's „Sappho." Mehrere Menschenfreunde wollen hier eine Anstalt für verwahrloste Knaben stiften, ähnlich der des Geheimrath Falk in Weimar. Cosmeli hat in der Schüppel'schen Buchhandlung „Harmlose Bemerkungen auf einer Reise durch einen Theil Russlands und der Türkei" herausgegeben, die so ganz harmlos nicht sein sollen, weil dieser priginelle Kopf überall mit eignen Augen

die Dinge ſieht, und das Geſehene unverblümt und freiſinnig ausſpricht. Die Leſebibliotheken werden von Seiten der Polizei einer Reviſion unterworfen, und ſie müſſen ihre Kataloge einliefern; alle ganz obſcöne Bücher, wie die meiſten Romane von Althing, A. v. Schaden u. dgl. werden weggenommen. Letzterer, der jetzt nach Prag gereiſt iſt, hat ſo eben herausgegeben: „Licht- und Schattenſeiten von Berlin,“ eine Broſchüre, die viele Unwahrheiten enthalten ſoll und vielen Unwillen erregt. Der Fabrikant Fritſche hat eine neue Art Wachslichter erfunden, die ein Drittel wohlfeiler ſind, als die gewöhnlichen. Auch für die nächſte Ziehung der Prämien-Staatsſchuldſcheine werden bedeutende Geſchäfte in Promeſſen gemacht. Das Bankierhaus L. Lipke & Komp. hat allein ſchon beinahe 10000 Stück abgeſetzt. Böttiger und Tieck werden hier erwartet. Die geiſtreiche Fanny Tarnow lebt jetzt hier. Die neue Berliner Monatſchrift iſt ſeit Januar eingegangen. Der General Menu Menutuli hat aus Italien das Manuſkript ſeines Reiſejournals hergeſchickt an den Prof. Ideler, damit Derſelbe es zum Druck befördere. Prof. Bopp, deſſen Vorleſungen über das Sanskrit noch immer viel Aufſehen erregen, ſchreibt jetzt ein großes Werk über allgemeine Sprachkunde. Ungefähr dreißig Studenten, worunter ſehr viele Polen, ſind

wegen demagogiſcher Umtriebe arretiert worden. Schadow hat ein Modell zu einer Statue des großen Friedrich's vollendet. Der Tod des jungen Schadow in Rom hat hier viel Theilnahme erregt. Wilhelm Schadow, der Maler, lieferte neulich ein vortreffliches Bild, die Prinzeſſin Wilhelmine mit ihren Kindern darſtellend. Wilhelm Henſel wird erſt dieſen Mai nach Italien reiſen. Kolbe iſt beſchäftigt mit den Zeichnungen der Glasmalereien für das Schloſs zu Marienburg. Schinkel zeichnet die Skizzen der Dekorationen zu Spontini's „Milton.“ Dieſes iſt eine ſchon alte Oper in einem Akte, die hier nächſtens zum erſten Mal gegeben werden ſoll. Der Bildhauer Tiek arbeitet am Modell der Statue des Glaubens, welche in einer von den beiden Niſchen am Eingang des Doms aufgeſtellt wird. Rauch iſt noch immer beſchäftigt mit den Basreliefs zu Bülow's Statue; dieſe und die ſchon fertige Statue Scharnhorſt's werden an beiden Seiten des neuen Wachthauſes (zwiſchen dem Univerſitätsgebäude und dem Zeughauſe) aufgeſtellt. — Die ſtändiſchen Arbeiten gehn, dem äußern Anſcheine nach, raſch vorwärts. Die Notabeln von Oſt- und Weſtpreußen werden dieſer Tage von unſerer Regierung entlaſſen, und alsdann durch die Notabeln unſerer ſächſiſchen Provinzen erſetzt werden. Die Notabeln der Rheinprovinzen,

ſagt man, ſollen die Letzten ſein, die herberufen werden. Von den Verhandlungen der Notabeln mit der Regierung erfährt man Nichts, da ſie, wie man ſagt, Juramenta silentii abgelegt haben. — Unſere Differenzen mit Heſſen wegen Verletzung des Territorialrechts bei dem Prinzeſſinraube in Bonn ſcheinen nicht beigelegt zu ſein; es will ſogar verlauten, als ſei unſer Geſandter am Kaſſeler Hofe zurückberufen. — Es wird hier ein neuer ſächſiſcher Geſandte erwartet. Der hieſige portugieſiſche Geſandte, Graf Lobrau, iſt jetzt definitiv von ſeiner Regierung entlaſſen; ein neuer portugieſiſcher Geſandte wird täglich erwartet. Unſer preußiſcher Geſandte für Portugal, Graf von Flemming, der Neffe des Staatskanzlers, iſt noch immer hier. Unſere Geſandten bei dem königl. ſächſiſchen und bei dem großherzoglich darmſtädtiſchen Hofe, Herr von Jordan und Baron von Otterſtädt, ſind ebenfalls noch hier. Ein neuer franzöſiſcher Geſandte wird hier erwartet. — Von der Heirath des ſchwediſchen Prinzen Oskar mit der ſchönen Fürſtin Eliſe Radziwill wird hier Viel geſprochen. Von der Verbindung unſeres Kronprinzen mit einer deutſchen Fürſtentochter verlautet Nichts weiter. Großen Feſtlichkeiten ſieht man hier entgegen bei Gelegenheit der Vermählung der Prinzeſſin Alexandrine. Spontini komponiert zu dieſen Feſt-

lichkeiten: „Das Roſenfeſt in Kaſchemir“, worin zwei Elephanten erſcheinen. — Die Aſſembléen bei den Miniſtern ſind jetzt geſchloſſen; die einzigen, die noch fortdauern, ſind die, welche Dienstags bei dem Fürſten Wittgenſtein ſtattfinden. Unſer Staatskanzler befindet ſich jetzt ganz hergeſtellt und iſt theils hier, theils in Glienicke. — Zur Oſtermeſſe erſcheinen: „Jahrbücher der königl. preuß. Univerſitäten“. Der Bibliothekar Spieker giebt das Feſtſpiel: „Lalla Rookh“ heraus. — Der Rieſe, der auf der Königſtraße zu ſehen war, iſt jetzt auf der Pfaueninſel. — Devrient iſt noch immer nicht ganz hergeſtellt. Boucher und ſeine Frau geben jetzt Koncerte in Wien. Maria von Weber's neue Opern heißen: „Euryanthe“, Text von Helmine von Chezy, und: „Die beiden Pintos“, Text von Hofrath Winkler. Bernhard Romberg iſt hier.

Ach Gott! es iſt eine ſchlimme Sache mit Notizenſchreiben. Die wichtigſten darf man oft nicht mittheilen, wenn man ſie nicht verbürgen kann. Kleine Klatſchereien darf man ebenfalls nicht ſchreiben; erſtens, weil ſie oft zu tief in Familienverhältniſſe eingreifen, und zweitens und hauptſächlich, weil die, welche in Berlin am amüſanteſten ſind, oft in der Provinz langweilig und läppiſch klingen. Um des lieben Himmels willen, was intereſſiert es die Damen in Dülmen, wenn ich erzähle, daſs jene

Tänzerin jetzt im Dualis ſprechen könnte, und jener Lieutenant auffallend falſche Waden und Lenden trägt? Was kümmert's dieſe Damen, ob ich in jener Tänzerin eine oder zwei Perſonen annehme, und ob ich jenen Lieutenant aus zwei Drittel Watte und ein Drittel Fleiſch, oder aus zwei Drittel Fleiſch und ein Drittel Watte beſtehen laſſe? Was ſoll man endlich Notizen über Menſchen ſchreiben, von denen man gar keine Notiz nehmen ſollte?]

Wie man dieſen Winter hier lebte, läſſt ſich von ſelbſt errathen. Das bedarf keiner beſondern Schilderung, da Winterunterhaltungen in jeder Reſidenz dieſelben ſind. Oper, Theater, Koncerte, Aſſembléen, Bälle, Thés (ſowohl dansant als médisant), kleine Maſkeraden, Liebhaberei-Komödien, große Redouten u. ſ. w., Das ſind wohl unſre vorzüglichſten Abendunterhaltungen im Winter. Es iſt hier ungemein viel geſelliges Leben, aber es iſt in lauter Fetzen zerriſſen. Es iſt ein Nebeneinander vieler kleiner Kreiſe, die ſich immer mehr zuſammen zu ziehen, als auszubreiten ſuchen. Man betrachte nur die verſchiedenen Bälle hier; man ſollte glauben, Berlin beſtände aus lauter Innungen. Der Hof und die Miniſter, das diplomatiſche Korps, die Civilbeamten, die Kaufleute, die Officiere ꝛc. ꝛc., Alle geben ſie eigene Bälle, worauf nur ein zu ihrem Kreiſe gehö-

riges Personal erscheint. Bei einigen Ministern und Gesandten sind die Assemblées eigentlich große Thés, die an bestimmten Tagen in der Woche gegeben werden, und woraus sich durch einen mehr oder minder großen Zusammenfluss von Gästen ein wirklicher Ball entwickelt. Alle Bälle der vornehmen Klasse streben mit mehr oder minderm Glücke, den Hofbällen oder fürstlichen Bällen ähnlich zu sein. Auf letztern herrscht jetzt fast im ganzen gebildeten Europa derselbe Ton, oder vielmehr, sie sind den Pariser Bällen nachgebildet. Folglich haben unsre hiesigen Bälle nichts Charakteristisches; wie verwunderlich es auch oft aussehen mag, wenn vielleicht ein von seiner Gage lebender Seconde-Lieutenant, und ein mit Läppchen und Geflitter mosaikartig aufgeputztes Kommissbrot-Fräulein sich auf solchen Bällen in entsetzlich vornehmen Formen bewegen, und die rührend kümmerlichen Gesichter puppenspielmäßig kontrastieren mit dem angeschnallten, steifen Hofkothurn.

[Einen einzigen, allen Ständen gemeinsamen Ball giebt es hier seit einiger Zeit, nämlich die Subskriptionsbälle, oder die scherzhaft „unmaskierte Maskeraden" genannten Bälle im Koncertsaale des neuen Schauspielhauses. Der König und der Hof beehren dieselben mit ihrer Gegenwart, Letzterer eröffnet sie

gewöhnlich, und für ein geringes Entrée kann jeder anständige Mensch daran Theil nehmen. Über diese Bälle und die Hoffestlichkeiten spricht sehr schön die geist- und gemüthreiche Baronin Karoline Fouqué in ihren Briefen über Berlin, die ich wegen der Tiefe der Anschauung, die darin herrscht, Ihnen nicht genug empfehlen kann. Dieses Jahr fielen die Subskriptionsbälle nicht so glänzend aus, wie voriges Jahr, da sie damals noch den Reiz der Neuheit hatten. Die Bälle der großen Staatsbeamten hingegen waren diesen Winter besonders brillant. Meine Wohnung liegt zwischen lauter Fürsten- und Ministerhôtels, und ich habe deßhalb oft des Abends nicht arbeiten können vor all dem Wagengerassel und Pferdegetrampel und Lärmen. Da war zuweilen die ganze Straße gesperrt von lauter Equipagen; die unzähligen Laternchen der Wagen beleuchteten die galonnierten Rothröcke, die rufend und fluchend dazwischen herumliefen, und aus den Bel-Etagefenstern des Hôtels, wo die Musik rauschte, gossen krystallene Kronleuchter ihr freudiges Brillantlicht.]

Wenig Schnee und folglich auch fast gar kein Schlittengeklingel und Peitschengeknall hatten wir dieses Jahr. Wie in allen [großen] protestantischen Städten spielt hier Weihnachten die Hauptrolle in der großen Winterkomödie. Schon eine Woche vorher ist Alles

beschäftigt mit Einkauf von Weihnachtsgeschenken. Alle Modemagazine und Bijouterie- und Quinkaillerie-Handlungen haben ihre schönsten Artikel — wie unsere Stutzer ihre gelehrten Kenntnisse — leuchtend ausgestellt; auf dem Schlossplatze stehen eine Menge hölzerner Buden mit Putz-, Haushaltungs- und Spielsachen; und die beweglichen Berlinerinnen flattern wie Schmetterlinge von Laden zu Laden, und kaufen, und schwatzen, und äugeln, und zeigen ihren Geschmack, und zeigen sich selber den lauschenden Anbetern. Aber des Abends geht der Spaß erst recht los; dann sieht man unsere Holden oft mit der ganzen respektiven Familie, mit Vater, Mutter, Tante, Schwesterchen und Brüderchen, von einem Konditorladen nach dem andern wallfahrten, als wären es Passionsstationen. Dort zahlen die lieben Leutchen ihre zwei Kourantgroschen Entrée, und besehen sich con amore die „Ausstellung", eine Menge Zucker- oder Dragée-Puppen, die, harmonisch neben einander aufgestellt, rings beleuchtet und von vier perspektivisch bemalten Wänden eingepfercht, ein hübsches Gemälde bilden. Der Hauptwitz ist nun, dass diese Zuckerpüppchen zuweilen wirkliche, allgemein bekannte Personen vorstellen.

[Ich habe eine Menge dieser Konditorladen mit durchgewandert, da ich nichts Ergötzlicheres kenne,

als unbemerkt zuzuſchauen, wie ſich die Berlinerinnen freuen, wie dieſe gefühlvollen Buſen vor Entzücken ſtürmiſch wallen, und wie dieſe naiven Seelen himmelhoch aufjauchzen: „Ne, Des iſt ſchene!“ Bei Fuchs waren in der heurigen Ausſtellung Bilder aus „Lalla Rookh“, wie man ſie vorig Jahr auf dem bekannten Hoffeſte im Schloſſe ſah. Es war mir unmöglich, von dieſer Herrlichkeit bei Fuchs Etwas zu ſehen, da die holden Damenköpfchen eine undurchdringliche Mauer bildeten vor dem viereckigen Zuckergemälde. Ich will Sie nicht langweilen, mein Lieber, mit der Beurtheilung der Ausſtellung bei allen Konditoren; der Kriegsrath Karl Müchler, der, wie man ſagt, Berliner Korreſpondent in der „Eleganten Welt“ iſt, hat bereits in dieſem Blatte eine ſolche Recenſion geliefert.

Von den Redouten im Jagor'ſchen Saale läſſt ſich nichts Erhebliches ſagen, außer daſs bei denſelben die ſchöne Einrichtung getroffen iſt: daſs es Jedem, der ſich dort zu Tode zu ennuyiren fürchtet, ganz unverwehrt bleibt, ſich wieder zu entfernen.]

Die Redouten im Opernhauſe ſind ſehr herrlich und großartig. Wenn Dergleichen gegeben werden, iſt das ganze Parterre mit der Bühne vereinigt, und Das giebt einen ungeheuern Saal, der oben durch eine Menge ovaler Lampenleuchter erhellt wird. Dieſe

brennenden Kreiſe ſehen faſt aus wie Sonnenſyſteme, die man in aſtronomiſchen Kompendien abgebildet findet, ſie überraſchen und verwirren das Auge des Hinaufſchauenden, und gießen ihren blendenden Schimmer auf die buntſcheckige, funkelnde Menſchenmenge, die, faſt die Muſik überlärmend, tänzelnd und hüpfend und drängend im Saale hin und her wogt. Jeder muſs hier in einem Maſkenanzuge erſcheinen, und Niemanden iſt es erlaubt, unten im großen Tanzſaale die Maſke vom Geſicht zu nehmen. Ich weiß nicht, in welchen Städten Dieſes auch der Fall wäre. Nur in den Gängen und in den Logen des erſten und zweiten Ranges darf man die Larve ablegen. Die niedre Volksklaſſe bezahlt ein kleines Entrée, und kann von der Galerie aus auf all dieſe Herrlichkeit herabſchauen. In der großen königlichen Loge ſieht man den Hof, größtentheils unmaſkiert; dann und wann ſteigen Glieder deſſelben in den Saal hinunter und miſchen ſich in die rauſchende Maſkenmenge. [Dieſe beſteht aus Menſchen von allen Ständen. Schwer iſt hier zu unterſcheiden, ob der Kerl ein Graf oder ein Schneidergeſell iſt; an der äußern Repräſentation würde Dieſes wohl zu erkennen ſein, nimmermehr an dem Anzuge.] Faſt alle Männer tragen hier nur einfache ſeidene Dominos und lange Klapphüte. Dieſes läſſt

ſich leicht aus dem großſtädtiſchen Egoismus erklären. Jeder will ſich hier amüſieren und nicht als Charaktermaſke Andern zum Amüſement dienen. Die Damen ſind aus demſelben Grunde ganz einfach maſkiert, meiſtens als Fledermäuſe. Eine Menge Femmes entretenues und Prieſterinnen der ordinären Venus ſieht man in dieſer Geſtalt herumflirren und Erwerbsintrigen anknüpfen. „Ich kenne dir,“ flüſtert dort eine ſolche Vorbeiflirrende. „Ich kenne dir auch,“ iſt die Antwort. „Je te connais, beau masque,“ ruft hier eine Chauve-souris einem jungen Wüſtlinge entgegen. „Si tu me connais, ma belle, tu n'es pas grande chose,“ entgegnet der Böſewicht ganz laut, und die blamierte Donna verſchwindet wie ein Wind.

Aber was iſt daran gelegen, wer unter der Maſke ſteckt? Man will ſich freuen, und zur Freude bedarf man nur Menſchen. Und Menſch iſt man erſt recht auf dem Maſkenballe, wo die wächſerne Larve unſre gewöhnliche Fleiſchlarve bedeckt, wo das ſchlichte Du die urgeſellſchaftliche Vertraulichkeit herſtellt, wo ein alle Anſprüche verhüllender Domino die ſchönſte Gleichheit hervorbringt, und wo die ſchönſte Freiheit herrſcht — Maſkenfreiheit. Für mich hat eine Redoute immer etwas höchſt Ergötzliches. Wenn die Pauken donnern und die Trompeten er-

ſchmettern, und liebliche Flöten- und Geigenſtimmen lockend dazwiſchen tönen, dann ſtürze ich mich, wie ein toller Schwimmer, in die toſende, buntbeleuchtete Menſchenfluth, und tanze, und renne, und ſcherze, und necke Jeden, und lache, und ſchwatze, was mir in den Kopf kömmt. Auf der letzten Redoute war ich beſonders freudig, ich hätte auf dem Kopfe gehen mögen, und wäre mein Todfeind mir in den Weg gekommen, ich hätte ihm geſagt: „Morgen wollen wir uns ſchießen, aber heute will ich dich recht herzlich abküſſen.“ Die reinſte Luſtigkeit iſt die Liebe, Gott iſt die Liebe, Gott iſt die reinſte Luſtigkeit! Tu es beau! tu es charmant! tu es l'objet de ma flamme! je t'adore, ma belle!“ Das waren die Worte, die meine Lippen hundertmal unwillkürlich wiederholten. Und allen Leuten drückte ich die Hand, und zog vor allen hübſch den Hut ab; und alle Menſchen waren auch ſo höflich gegen mich. Nur ein deutſcher Jüngling wurde grob, und ſchimpfte über mein Nachäffen des welſchen Babelthums, und donnerte im urteutoniſchen Bierbaſs: „Auf einer teutſchen Mummerei ſoll der Teutſche Teutſch ſprechen!“ O deutſcher Jüngling, wie finde ich dich und deine Worte ſündlich und läppiſch in ſolchen Momenten, wo meine Seele die ganze Welt mit Liebe umfaſſt, wo ich Ruſſen und Türken

jauchzend umarmen würde, und wo ich weinend hinſinken möchte an die Bruderbruſt des gefeſſelten Afrikaners! Ich liebe Deutſchland und die Deutſchen; aber ich liebe nicht minder die Bewohner des übrigen Theils der Erde, deren Zahl vierzigmal größer iſt, als die der Deutſchen. Die Liebe giebt dem Menſchen ſeinen Werth. Gottlob! ich bin alſo vierzigmal mehr werth, als Jene, die ſich nicht aus dem Sumpfe der Nationalſelbſtſucht hervorwinden können, und die nur Deutſchland und Deutſche lieben.

Dritter Brief.

Berlin, den 7. Juni 1822.*)

Ich habe eben meinen Galarock, ſchwarzſeidene Hoſen und dito Strümpfe angezogen, und melde Ihnen allerfeierlichſt:

die hohe Vermählung Ihrer königl. Hoheit der Prinzeſſin Alexandrine mit Sr. königl. Hoheit dem Erbgroßherzoge von Mecklenburg-Schwerin.

[Die ausführliche Beſchreibung der Hochzeitfeierlichkeiten ſelbſt laſen Sie gewiſs ſchon in der Voſſiſchen oder Haude- und Spener'ſchen Zeitung, und was ich darüber zu ſagen habe, wird alſo ſehr Wenig ſein. Es hat aber auch noch einen andern wichtigen Grund, warum ich ſehr Wenig darüber

*) Bei dem ſpätern Abdruck in der erſten Auflage des zweiten Bandes der „Reiſebilder" iſt dieſer Brief vom 8. Mai 1822 datiert.

Der Herausgeber.

ſage, und Das iſt: weil ich wirklich Wenig davon geſehen. Da ich oft mehr den Geiſt als die Notiz referiere, ſo hat Das ſo ſehr Viel nicht zu bedeuten. Ich hatte mich auch nicht genug vorbereitet, ſehr viele Notizen einzuſammeln. Es war freilich ſchon ſehr lange vorher beſtimmt, daſs am 25. die Vermählung jener hohen Perſonen ſtattfinden ſollte. Aber] man trug ſich damit herum, daſs ſolche noch etwas länger aufgeſchoben werde, und wahrhaftig, Freitag (den 24.) wollte ich es noch nicht recht glauben, daſs ſchon am andern Tage die Trauung ſtattfände. Es ging Manchem ſo. Sonnabendmorgen war es nicht ſehr lebhaft auf der Straße. Aber auf den Geſichtern lag Eilfertigkeit und geheimnisvolle Erwartung. Herumlaufende Bedienten, Friſeure, Schachteln, Putzmacherinnen u. ſ. w. Ein ſchöner Tag, nicht ſehr ſchwül; aber die Menſchen ſchwitzten. Gegen ſechs Uhr begann das Wagengeraſſel.

Ich bin kein Adeliger, kein hoher Staatsbeamter und kein Officier — folglich bin ich nicht kourfähig und konnte den Vermählungsfeierlichkeiten auf dem Schloſſe ſelbſt nicht beiwohnen. Dennoch ging ich nach dem Schloſshof, um mir wenigſtens das ganze kourfähige Perſonal zu beſchauen. Ich habe nie ſo viel' prächtige Equipagen beiſammen geſehen. Die Bedienten hatten ihre beſten Livréen an, und

in ihren ſchreiend hellfarbigen Röcken und kurzen Hoſen mit weißen Strümpfen ſehen ſie aus wie holländiſche Tulpen. Mancher von ihnen trug mehr Gold und Silber auf dem Leibe, als das ganze Hausperſonal des Bürgermeiſters von Nordamerika. Aber dem Kutſcher des Herzogs von Cumberland gebührt der Preis. Wahrlich, dieſe Blume der Kutſcher auf ihrem Bocke paradieren zu ſehen, iſt ſchon allein werth, daſs man deſshalb nach Berlin reiſt. Was iſt Salomo in ſeiner Königspracht, was iſt Harun-al-Raſchid in ſeinem Kalifenſchmuck, ja was iſt der Triumph-Elephant in der „Olympia“ gegen die Herrlichkeit dieſes Herrlichen? An minder feſtlichen Tagen imponiert er ſchon hinlänglich durch ſeine echt chineſiſche Porzellanhaftigkeit, durch die pendulartigen Bewegungen ſeines gepuderten, ſchwerbezopften, mit einem dreieckigen Wünſchelhütchen bedeckten Kopfes, und durch die wunderliche Beweglichkeit ſeiner Arme beim Pferdelenken. Aber heute trug er ein karmoiſinrothes Kleid, das halb Frack, halb Überrock war, Hoſen von derſelben Farbe, Alles mit breiten goldnen Treſſen beſetzt. Sein edles Haupt, kreideweiß gepudert und mit einem unmenſchlich großen ſchwarzen Haarbeutel geziert, war von einem ſchwarzen Sammtkäppchen mit langem Schirm bedeckt. Ganz auf gleiche Weiſe waren die vier Be-

dienten gekleidet, die hinten auf dem Wagen ſtanden, ſich mit brüderlicher Umſchlingung Einer an dem Andern feſthielten, und dem gaffenden Publikum vier wackelnde Haarbeutel zeigten. Aber Er trug die gewöhnliche Herrſcherwürde im Antlitz, Er dirigierte die ſechsſpännige Staatskaroſſe, zerrend zog er die Zügel,

„und raſch hinflogen die Roſſe.“

Es war ein furchtbares Menſchengewühl auf dem Schloſshofe. Das muſs man ſagen, die Berlinerinnen ſind nicht neugierig. Die zarteſten Mägdlein gaben mir Stöße in die Seiten, die ich noch heute fühle. Es war ein Glück, daſs ich keine ſchwangere Frau bin. Ich quetſchte mich aber ehrlich durch, und gelangte glücklich ins Portal des Schloſſes. Der zurückdrängende Polizeibeamte ließ mich durch, weil ich einen ſchwarzen Rock trug, und weil er mir es wohl anſah, daſs die Fenſter meines Logis mit rothſeidenen Gardinen behangen ſind. Ich konnte jetzt ganz gut die hohen Herren und Damen ausſteigen ſehen, und mich amüſierten recht ſehr die vornehmen Hofkleider und Hofgeſichter. Erſtere kann ich nicht beſchreiben, weil ich zu wenig Schneidergenie bin, und letztere will nicht beſchreiben, aus ſtadtvogteilichen Gründen. Zwei hübſche Berliner-

innen, die neben mir ſtanden, bewunderten mit Enthuſiasmus die ſchönen Diamanten und Goldſtickereien und Blumen und Gaze und Atlaſſe und langen Schleppen und Friſuren. Ich hingegen bewunderte noch mehr die ſchönen Augen dieſer ſchönen Bewunderinnen, und wurde etwas ärgerlich, als mir von hinten Jemand freundſchaftlich auf die Achſel ſchlug, und mir das rothbäckige Geſichtlein des Kammermuſici entgegenleuchtete. Er war in ganz beſonderer Bewegung und hüpfte wie ein Laubfroſch. „Carissime," quäkte er, „ſehen Sie dort die ſchöne Komteſſe? Cypreſſenwuchs, Hyacinthenlocken, der Mund iſt Roſ' und Nachtigall zu gleicher Zeit, die ganze Frau iſt eine Blume, und wie eine arme Blume, die zwiſchen zwei Blättern Löſchpapier gepreſſt wird, ſteht ſie da zwiſchen ihren grauen Tanten. Der Herr Gemahl, der ſolche Blumen ſtatt Diſteln verzehrt, um uns glauben zu machen, er ſei kein Eſel, muſſte heute zu Hauſe bleiben, hat den Schnupfen, liegt auf dem Sopha, ich habe ihn unterhalten müſſen, wir ſchwatzten zwei Stunden lang von der neuen Liturgie, und die Zunge iſt mir ordentlich dünner geworden durch das viele Schwatzen, und die Lippen thun mir weh vor lauter Lächeln —" Bei dieſen Worten zog ſich um die Mundwinkel des Kammermuſici ein ſauerhöfliches Lächeln, das er mit dem

feinen Zünglein wieder fortleckte, und plötzlich rief er: „Die Liturgie! die Liturgie! ſie wird auf den Flügeln des rothen Adlers dritter Klaſſe von Kirchthurm zu Kirchthurm fliegen, jusqu' à la tour de Notre-Dame! Doch laſſt uns etwas Vernünftiges ſprechen — betrachten Sie die beiden geputzten Herren, die eben vorgefahren ſind, ein zerquetſchtes, eingemachtes Geſichtchen, ein feines Köpfchen mit weichen, baumwollenen Gedanken, buntgeſtickte Weſte, Galanteriedegen, weißſeidene, lächelnde Beinchen, und er parliert Franzöſiſch, und wenn man es ins Deutſche überſetzt, iſt es eine Dummheit — Dagegen der Andre, der Große mit dem Schnurrbart, der Titane, der alle Betthimmel ſtürmen will! ich wette, er hat ſo viel Verſtand wie der Apoll von Belvedere —" Um den Raiſonneur auf andre Gedanken zu bringen, zeigte ich ihm meinen Barbier, der uns gegenüber ſtand und ſeinen neuen altdeutſchen Rock angezogen hatte. Kirſchbraun wurde jetzt das Geſicht des Kammermuſici, und er fletſchte mit den Zähnen: „O Sankt Marat! ſo ein Lump will den Freiheitshelden ſpielen! O Danton, Callot d'Herbois, Robespierre —" Vergebens trällerte ich das Liedchen:

Eine feſte Burg, o lieber Gott,
Iſt Spandau, u. ſ. w.

Vergebens, ich hatte das Ding noch verschlimmert, der Mensch gerieth jetzt in seine alten Revolutionsgeschichten, und schwatzte von Nichts als Guillotinen, Laternen, Septembrisieren, bis mir zu meinem Glücke seine lächerliche Pulverfurcht in den Sinn kam, und ich sagte ihm: Wissen Sie auch, dass gleich im Lustgarten zwölf Kanonen losgeschossen werden? Kaum hatte ich diese Worte ausgesprochen, und verschwunden war der Kammermusikus.

Ich wischte mir den Angstschweiß aus dem Gesichte, als ich den Kerl vom Halse hatte, sah noch die letzten Aussteigenden, machte meinen schönen Nachbarinnen eine mit einem holden Lächeln accompagnierte Verbeugung, und begab mich nach dem Lustgarten. Da standen wirklich zwölf Kanonen aufgepflanzt, die dreimal losgeschossen werden sollten in dem Augenblicke, wo das fürstliche Brautpaar die Ringe wechseln würde. An einem Fenster des Schlosses stand ein Officier, der den Kanonieren im Lustgarten das Zeichen zum Abfeuern geben sollte. Hier hatte sich eine Menge Menschen versammelt. Auf ihren Gesichtern waren ganz eigne, fast sich widersprechende Gedanken zu lesen.

Es ist einer der schönsten Züge im Charakter der Berliner, dass sie den König und das königliche Haus ganz unbeschreiblich lieben. Die Prinzen und

Prinzeſſinnen ſind hier ein Hauptgegenſtand der Unterhaltung in den geringſten Bürgerhäuſern. Ein echter Berliner wird auch nie anders ſprechen, als „unſre“ Charlotte, „unſre“ Alexandrine, „unſer“ Prinz Karl u. ſ. w. [Der Berliner lebt gleichſam in die königliche Familie hinein, alle Glieder derſelben kommen ihm wie gute Bekannte vor, er kennt den beſondern Charakter eines Jeden, und iſt immer entzückt, neue ſchöne Seiten Deſſelben zu bemerken. So wiſſen die Berliner zum Beiſpiel, daſs der Kronprinz ſehr witzig iſt, und deſshalb kurſiert jeder gute Einfall gleich unter dem Namen des Kronprinzen, und einem Herkules mit der ſchlagenden Witzkeule werden die Witze aller übrigen Herkuleſſe zugeſchrieben.]

Sie können ſich alſo vorſtellen, wie ſehr hier die ſchöne, leuchtende Alexandrine vom Volke geliebt ſein muſs; und aus dieſer Liebe können Sie ſich auch den Widerſpruch erklären, der auf den Geſichtern der Berliner lag, als ſie erwartungsvoll nach den hohen Schloſsfenſtern ſahen, wo unſre Alexandrine vermählt wurde. Verdruſs durften ſie nicht zeigen; denn es war der Ehrentag der geliebten Prinzeſſin. Recht freuen konnten ſie ſich auch nicht; denn ſie verloren Dieſelbe. Neben mir ſtand ein Mütterchen, auf deſſen Geſicht zu leſen war: „Jetzt habe ich ſie freilich verheirathet, aber ſie verläſſt mich jetzt.“ Auf dem Geſichte meines

jugendlichen Nachbars ſtand: „Als Herzogin von Mecklenburg iſt ſie doch nicht ſo Viel, wie ſie als Königin aller Herzen war.“ Auf den rothen Lippen einer hübſchen Brünette las ich: „Ach! wär' ich ſchon ſo weit!“ — Da donnerten plötzlich die Kanonen, die Damen zuckten zuſammen, die Glocken läuteten, Staub- und Dampfwolken erhoben ſich, die Zungen ſchrieen, die Leute trabten nach Hauſe, und die Sonne ging blutroth unter hinter Monbijou.

[Beſonders lärmig waren die Vermählungsfeierlichkeiten nicht. Den Morgen nach der Trauung wohnten die hohen Neuvermählten dem Gottesdienſte in der Domkirche bei. Sie fuhren in der achtſpännigen goldnen Kutſche mit großen Glasfenſtern, und wurden von einer gewaltigen Menſchenmenge beſtaunt. Wenn ich nicht irre, trugen die obigen Bedienten an dieſem Tage keine Haarbeutel. Des Abends war Gratulationskour, und hierauf Polonaiſenball im weißen Saale. Den 27. war Mittagstafel im Ritterſaale, und des Abends verfügten ſich die hohen und höchſten Perſonen nach dem Opernhauſe, wo die von Spontini zu dieſem Feſte eigens komponierte Oper: „Nurmahal, oder das Roſenfeſt im Kaſchemir“ gegeben wurde. Es koſtete den meiſten Leuten viele Mühe, Billette zu dieſer Oper zu erlangen. Ich bekam eins geſchenkt; aber ich ging doch nicht hin.

Ich hätte es zwar thun ſollen, um Ihnen darüber zu referieren. Aber glauben Sie, daſs ich mich für meine Korreſpondenz aufopfern ſoll? Mit Grauſen denke ich noch an die „Olympia,“ der ich kürzlich aus einem beſondern Grunde nochmals beiwohnen muſſte, und die mich mit faſt zerſchlagenen Gliedern entließ. Ich bin aber zum Kammermuſikus gegangen, und fragte ihn, was an der Oper ſei? Der antwortete: „Das Beſte dran iſt, daſs kein Schuſs drin vorkömmt.“ Doch kann ich mich hierin auf den Kammermuſikus nicht verlaſſen; denn erſtens komponiert er auch, und nach ſeiner Meinung beſſer als Spontini, und zweitens hat man ihm weisgemacht, daſs Letzterer eine Oper mit obligaten Kanonen ſchreiben wolle. Man ſpricht aber überhaupt nicht viel Gutes von der „Nurmahal.“ Ein Meiſterſtück kann ſie nicht ſein. Spontini hat viele Muſikſtücke ſeiner ältern Oper hineingeflickt. Dadurch enthält dieſe Oper freilich ſehr gute Stellen, aber das Ganze hat ein zuſammengeſtoppeltes Anſehn, und entbehrt jene Konſequenz und Einheit, die das Hauptverdienſt der übrigen Spontini'ſchen Opern iſt. — Die hohen Neuvermählten wurden mit allgemeinem Aufjauchzen empfangen. Die Pracht, die in dieſem Stücke eingewebt iſt, ſoll unvergleichlich ſein. Der Dekorationsmaler und der Theaterſchneider haben ſich ſelbſt

übertroffen. Der Theaterdichter hat die Verse gemacht, folglich müssen sie gut sein. Elephanten sind keine zum Vorschein gekommen. Die Staatszeitung vom 4. Juni rügt einen Artikel der „Magdeburger Zeitung," worin stand, dass zwei Elephanten in der neuen Oper erscheinen sollten, und bemerkt mit Shakspeare'schem Witze: „Diese Elephanten sollen sich vorgeblich noch in Magdeburg verhalten." Hat die „Magdeb. Zeitung" diese Notiz aus meinem zweiten Briefe geschöpft, so bedauere ich mit tiefem Seelenschmerz, dass' ich Unglücklicher ihr diesen Witzblitz zugezogen. Ich widerrufe, und zwar mit so de- und wehmüthiger Gebärde, dass die „Staatszeitung" Thränen der Rührung weinen soll. Überhaupt erkläre ich ein- für allemal, dass ich bereit bin, Alles zu widerrufen, was man von mir verlangt; nur darf es mir nicht viele Mühe kosten. Dass zwei Elephanten im „Rosenfeste" vorkommen würden, hatte ich wirklich selbst gehört. Nachher sagte man mir, es wären nur zwei Kamele, später hieß es, zwei Studenten kämen drin vor, und endlich sollten es Unschuldsengel sein. — Den 28. war Freiredoute. Schon um halb Neun fuhren Masken nach dem Opernhause. — Ich habe im vorigen Briefe eine hiesige Redoute beschrieben. Sie unterschied sich diesmal nur dadurch, dass keine schwarze Dominos

zugelaſſen wurden, daſs alle Anweſende in Schuhen waren, daſs man ſich um ein Uhr im Saale demaſkieren konnte, und daſs die Einlaſsbillette und Erfriſchungen gratis gegeben wurden. Letzteres war wohl die Hauptſache. Wenn ich nicht den feſten Glauben in der Bruſt trüge, daſs die Berliner Muſter von Bildung und feinem Betragen ſind, und mit Recht auf die Ungeſchliffenheit meiner Landsleute verächtlich herabſchauen; wenn ich mich nicht bei vielen Gelegenheiten überzeugt hätte, daſs der poverſte Berliner es im anſtändigen Hungerleiden ſehr weit gebracht hat, und meiſterhaft darauf eingeübt iſt, den ſchreienden Magen in die Formen vornehmer Konvenienz einzuzwängen: ſo hätte ich von den Leuten hier ſehr leicht eine ungünſtige Meinung faſſen können, als ich bei dieſer Freiredoute ſah, wie ſie das Büffett ſechs Mann hoch umdrängten, ſich Glas nach Glas in den Schlund goſſen, ſich den Magen mit Kuchen anſtopften, und das Alles mit einer ungraciöſen Gefräßigkeit und heroiſchen Beharrlichkeit, daſs es einem ordentlichen Menſchenkinde faſt unmöglich war, jene Büffettphalanx zu durchbrechen, um bei der Schwüle, die im Saale herrſchte, mit einem Glaſe Limonade die Zunge zu kühlen. Der König und der ganze Hof waren auf dieſer Redoute. Der Anblick der Neuvermählten

entzückte alle Anwesende. Sie glänzte mehr durch ihre Liebenswürdigkeit, als durch ihren reichen Diamantenschmuck. Unser König trug ein bläulich-dunkles Domino. Die Prinzen trugen meistens altspanische und ritterliche Tracht.

Ich habe längst bemerkt, daſs über die Rangordnung, womit ich Ihnen die hiesigen Begebnisse melde, bloß meine Laune entscheidet, und nicht die Anciennetät. Wollte ich letzterer folgen, so hätte ich meinen Brief mit Geheimrath Heim's Jubiläum anfangen müssen. Aus den Zeitungen werden Sie hinlänglich erfahren haben, wie man hier diesen verdienten Arzt gefeiert. Zwei ganze Tage sprach man davon in Berlin; Das will Viel sagen. Überall hörte man Anekdoten aus Heim's Leben erzählen, von denen einige höchst ergötzlich sind. Die drolligste derselben schien mir die Art, wie er seinen Kutscher mystificiert, als ihm derselbe einstmals erklärte, er habe ihn jetzt so lange Zeit schon herumgefahren, er wünsche jetzt auch Arzt zu werden und das Kurieren zu lernen. Mehrere andere Dienstjubiläen fanden ebenfalls statt, und bei Zagor sprangen die Stöpsel der Champagnerflaschen. Überhaupt, ehe man sich Dessen versieht, haben die Leute hier 50 Jahre abgedient. Das thut das Klima. — Auch eine Dienstmagd hat ihr Jubiläum gehalten, und in der „Ele-

ganten“ ist zu lesen, wie die Jubelmagd gefeiert und besungen wurde. Sogar eine Matrone aus der Unschuldsgasse hat, wie ich gestern höre, ihr Jubiläum gefeiert. Sie wurde mit Rosen und Lilien bekränzt; ein gefühlvoller Porte-epée-Jüngling überreichte ihr ein Kraftsonett, ganz im Geiste der gewöhnlichen Jubelpoesie, worin Liebe, Triebe, riebe, schiebe sich reimten, und zwölf Jungfrauen sangen:

„Du Schwert an meiner Linken,
Was soll dein heitres Blinken?“ ꝛc. ꝛc.

Sie sehen, Theodor Körner's Gedichte werden noch immer gesungen. Freilich nicht in den Kreisen des guten Geschmacks, wo man es sich schon laut gestanden, dass es ein besonderes Glück war, dass Anno 1814 die Franzosen kein Deutsch verstanden, und nicht lesen konnten jene faden, schalen, flachen, poesielosen Verse, die uns gute Deutsche so sehr enthusiasmierten. Aber diese Befreiungsverse werden noch oft deklamiert und gesungen in jenen gemüthlichen Kränzchen, wo man sich des Winters wärmt an dem unschuldigen Strohfeuer, das in diesen patriotischen Liedern knistert; und wie der greise Schimmel des großen Friedrich's wieder jugendlich sich bäumte und das ganze Manöver machte, wenn er

eine Trompete hörte, ſo ſteigt das Hochgefühl mancher Berlinerin, wenn ſie ein Körner'ſches Lied hört; ſie legt die Hand graciöſe auf den Buſen, quietſcht einen bodenloſen Wonneſeufzer, erhebt ſich muthig wie Johanna von Montfaucon, und ſpricht: „Ich bin eine deutſche Jungfrau.“

Ich merke, mein Lieber, Sie ſehen mich etwas ſauer an wegen des bittern, ſpottenden Tones, womit ich zuweilen von Dingen ſpreche, die andern Leuten theuer ſind und theuer ſein ſollen. Ich kann aber nicht anders. Meine Seele glüht zu ſehr für die wahre Freiheit, als daſs mich nicht der Unmuth ergreifen ſollte, wenn ich unſere winzigen, breitſchwatzenden Freiheitshelden in ihrer aſchgrauen Armſeligkeit betrachte; in meiner Seele lebt zu ſehr Liebe für Deutſchland und Verehrung deutſcher Herrlichkeit, als daſs ich einſtimmen könnte in das unſinnige Gewäſche jener Pfennigsmenſchen, die mit dem Deutſchthume kokettieren; und zu mancher Zeit regt ſich in mir faſt krampfhaft das Gelüſte, mit kühner Hand der alten Lüge den Heiligenſchein vom Kopf zu reißen, und den Löwen ſelbſt an der Haut zu zerren, — weil ich einen Eſel darunter vermuthe.

Vom Schauſpiel will ich Ihnen auch diesmal Wenig ſchreiben. Der Komiker Walter hat hier einigen Beifall gehabt; was mich betrifft, ſo kann ich

seinen Humor nicht goutieren. Dagegen hat mich Lebrun aus Hamburg, der hier vor Kurzem einige Gastrollen gab, wahrhaft entzückt. Er ist einer unserer besten deutschen Komiker, unübertrefflich in jovialen Rollen, und verdient ganz jenen Beifall, den ihm hier alle Kenner zollten. Karl August Lebrun ist ganz wie zum Schauspieler geboren, die Natur hat ihn mit allen Talenten, die zu diesem Stande gehören, in vollem Maße ausgerüstet, und die Kunst hat dieselben ausgebildet. Aber was soll ich von der Neumann sagen, die alle Berliner bezaubert, und sogar die Recensenten? Was nicht Alles ein schönes Gesicht thut! Es ist ein Glück, daſs ich kurzsichtig bin, sonst hätte diese Circe mich eben so in ein graues Thierlein verwandelt, wie einen meiner Freunde. Dieser Unglückliche hat jetzt so lange Ohren, daſs das eine in der „Vossischen Zeitung," und das andre in der Haude- und Spener'schen zum Vorschein kommt. Einige Jünglinge hat diese Dame schon toll gemacht; Einer derselben ist schon wasserscheu und macht keine Verse mehr. Jeder fühlt sich glücklich, wenn er der schönen Frau näher kommen kann. Ein Gymnasiast hat sich in dieselbe platonisch verliebt, und hat ihr eine kalligraphische Probe seiner Handschrift zugeschickt. Ihr Mann ist auch Schauspieler, und glänzte wie Glanzleinen in

„Kabeljau und Hiebe.“ Die gute Frau muſs gewiſs vom vielen Zuſpruch ihrer Bewunderer beläſtigt werden. Man erzählt, ein kranker Mann, der neben ihr wohnt, habe keine Ruhe gehabt vor all' den Menſchen, die jeden Augenblick ſein Zimmer aufriſſen und fragten: „Wohnt hier Madame Neumann?“ und er habe endlich auf ſeine Thüre ſchreiben laſſen: „Hier wohnt Madame Neumann nicht.“

Man hat ſogar die ſchöne Frau in Eiſen gegoſſen, und verkauft kleine eiſerne Medaillen, worauf ihr Bildnis geprägt iſt. Ich ſage Ihnen, der Enthuſiasmus für die Neumann graſſiert hier wie eine Viehſeuche. Während ich dieſe Zeilen ſchreibe, fühle ich ſelbſt ſeine Einflüſſe. Mir klingen noch die begeiſterten Worte in die Ohren, womit geſtern ein Graukopf von ihr ſprach. Konnte doch Homer uns die Schönheit Helena's nicht ſtärker ſchildern, als indem er zeigt, wie Greiſe bei ihrem Anblick in Entzücken geriethen. Sehr viele Mediciner machen ebenfalls der ſchönen Frau den Hof, und man nennt ſie hier ſcherzweiſe die „Mediciniſche Venus.“ Aber was brauche ich ſo Viel zu erzählen, Sie haben ja gewiſs unſere Theaterkritiken genau geleſen und bemerkt, wie ſich ordentlich ein Metrum darin bewegt, und zwar das der Sapphiſchen Ode an die Venus. Ja, ſie iſt eine Venus, oder, wie ein Alto-

naer Kaufmann ſagte, eine Venuſſin. Nur der vermaledeite Setzer wirft zuweilen einen Weſpenſtachel in die Schale hymettiſchen Honigs, die der fromme Recenſent unſerer Göttin opfert. Das nachhelfende Intelligenzblatt (der Titel dieſes Blattes iſt Ironie) berichtigt folgenden Druckfehler: In der Recenſion über das Gaſtſpiel der Mad. Neumann Nr. 63 der „Spener'ſchen Zeitung" vom 25. Mai muſs Zeile 26 ſtatt „von leicht bewegtem Minneſpiel" „von leicht bewegtem Mienenſpiel" geleſen werden. — Geſtern ſpielte die ſchöne Frau in Clauren's neuem Luſtſpiele „Der Bräutigam aus Mexiko." In dieſem Stücke gaukelt auf eine höchſt anmuthige Weiſe eine leichte, originelle, faſt märchenhafte Heiterkeit, die jeden Freund froher Laune anſprechen muſs. Dieſes Stück hat auch Vielen gefallen, ſo wie überhaupt Alles, was aus der Feder dieſes Schriftſtellers kömmt, hier erſtaunlichen Beifall findet. Seine Schriften haben viele Gegner, aber ſie erleben eine Auflage nach der andern.

Auf dem Alexanderplatze wird ein Volkstheater errichtet. Ein Mann, der Cerf heißt, hatte ein Privilegium dazu erlangt, iſt aber davon abgetreten, und bekömmt ein Abtrittsgeld von 3000 Thalern jährlich. Der ehemalige Schauſpieler Bethmann hat die Leitung übernommen. Wie ich höre, iſt dem

Professor Gubitz die Direktion des poetischen Theils dieses Theaters angeboten worden. Es wäre zu wünschen, daſs sich Derselbe diesem Geschäfte unterzöge, da er die Bühne und ihre Ökonomie ganz genau kennt, zu gleicher Zeit berühmt ist als Theaterdichter, Kritiker und Meister der zeichnenden Künste, und in dieser Vielseitigkeit alles Das verbindet, was zu einer solchen Direktion nothwendig wäre. Aber man zweifelt, daſs er sie annehmen wird, da die Redaktion des „Gesellschafters," für den er ganz leibt und lebt, ihn zu sehr beschäftigt. Letzteres Blatt hat groſsen Absatz, ich glaube über 1500 Exemplare, wird hier mit erstaunlich groſsem Interesse gelesen, und kann wohl das gehaltreichste und beste in ganz Deutschland genannt werden. Gubitz redigiert es mit einem Eifer und einer Gewissenhaftigkeit, die oft an Ängstlichkeit grenzt. Nämlich in seiner Liebe für Korrektheit und Decenz ist er fast zu streng. Doch denken Sie sich hier keinen Pedanten. Es ist ein Mann in seinen besten Jahren, unbefangen, lebensfreudig, enthusiastisch für alles Herrliche, und auch in seiner Persönlichkeit lebt jener heitre, Anakreontische Geist, der in seinen Poesien so charakteristisch hervortritt. — Wir haben hier vor Kurzem noch eine Wochenschrift bekommen, die, in der Volkssphäre sich bewegend, vom Lieutenant Leithold, der

kürzlich ſeine Reiſe nach Braſilien herausgegeben, redigiert wird, „Kurioſitäten und Raritäten“ betitelt iſt, und ein naives Motto führt. „Der Beobachter an der Spree“ und „Der märkiſche Bote“ ſind hier die beſten Volksblätter. Letzteres iſt mehr für die gebildete Klaſſe. Ich fand mit Verwunderung, daſs ein Theil meines zweiten Briefes aus dem „Anzeiger“ darin nochmals abgedruckt war. Ich bin zwar empfindlich für dieſe Ehre und für das beigefügte Lob, aber ich wäre ſchier in groß Malheur dadurch gekommen, wenn nicht die hieſige galante Cenſur Das geſtrichen hätte, was ich von den Berlinerinnen geſagt. Wenn dieſe Engel Letzteres geleſen hätten, wären mir die Blumenkörbchen ſchockweiſe an den Kopf geflogen. Doch hätte ich mich auch in dieſem Falle nicht nach der Hundebrücke verfügt; das ſchöne Fräulein Fortuna hat mir längſt einen ſo großen eiſernen Korb gegeben, daſs ich ihn kaum füllen könnte mit den Körbchen aller Damen der Spreeſtadt. — Eine Schlange, und zwar eine höchſt ſeltene, iſt jetzt für acht Groſchen zu ſehen, No. 24 unter den Linden. Ich bemerke Ihnen bei dieſer Gelegenheit, daſs ich dort ausgezogen bin. Blondin mit ſeiner Geſellſchaft giebt vor dem Brandenburger Thore noch immer ſeine hübſchen und vielbeſuchten Vorſtellungen in der edleren Reitkunſt. Er läſſt Kolumbus in

Otaheiti landen. — Bosko hat endlich auch seine vorletzten, letzten und allerletzten Vorstellungen beendigt, und hat auch einige für die Armen gegeben. Man sagt, er ahmte Boucher nach; Das ist aber nicht wahr, Boucher hat ihn, den Jongleur, nachgeahmt. Die Statuen von Bülow und Scharnhorst werden diese Tage an beiden Seiten der neuen Wache aufgestellt. Sie sind jetzt in Rauch's Atelier zu sehen. Ich habe sie dort schon früher im Augenschein genommen und fand sie schön. Blücher's Bildsäule von Rauch, die in Breslau aufgestellt werden soll, ist jetzt dahin abgegangen. — Die neue Börsenhalle habe ich gesehn. Sie ist herrlich eingerichtet. Eine Menge geräumiger, prächtig dekorierter Zimmer, Alles großartig angelegt. Man sagte mir, daſs der edle, kunstsinnige Sohn des großen Mendelssohn, Joseph Mendelssohn, der Schöpfer dieses Instituts sei. Berlin hat lange ein solches entbehrt. Nicht allein Kaufleute, sondern auch Beamte, Gelehrte und Personen aus allen Ständen besuchen die Börsenhalle. — Besonders anziehend ist das Lesezimmer, worin ich über hundert deutsche und ausländische Journale vorfand. Auch unsern „Westf. Anzeiger" sah ich dort. Ein wissenschaftlich gebildeter Mann, Dr. Böhringer, führt die Aufsicht über dieses Zimmer, und weiß sich dem Besucher desselben durch zuvor-

kommende Artigkeit zu verpflichten. Josty besorgt die Restauration und die Konditorei. Die Aufwärter tragen alle braune Livréen mit goldnen Tressen, und der Portier imponiert besonders durch seinen großen Marschallstab. — Die Bauten unter den Linden, wodurch die Wilhelmstraße verlängert wird, haben raschen Fortgang. Es werden herrliche Säulengänge. Diese Tage wurde auch der Grundstein zu der neuen Brücke gelegt. — In der musikalischen Welt ist es sehr still. Es geht der Capitale de la musique wie jeder andern Capitale; man konsumiert in derselben, was in der Provinz produciert wird. Außer dem jungen Felix Mendelssohn, der nach dem Urtheile sämmtlicher Musiker ein musikalisches Wunder ist, und ein zweiter Mozart werden kann, wüsste ich unter den hierlebenden Autochthonen Berlin's kein einziges Musikgenie aufzufinden. Die meisten Musiker, die sich hier auszeichnen, sind aus der Provinz, oder gar Fremde. Es macht mir ein unaussprechliches Vergnügen, hier erwähnen zu müssen, dass unser Landsmann, Joseph Klein, der jüngere Bruder des Komponisten, von dem ich in meinem vorigen Briefe sprach, zu den größten Erwartungen berechtigt. Dieser hat Vieles komponiert, das von Kennern gelobt wird. Nächstens werden Liederkompositionen von ihm erscheinen, die hier großen Beifall finden

und in vielen Gesellschaften gesungen werden. Es liegt eine überraschende Originalität in den Melodien derselben, sie sprechen jedes Gemüth an, und es ist vorauszusehen, daſs dieser junge Künstler einst einer der berühmtesten deutschen Komponisten wird. — Spontini verlässt uns auf eine lange Zeit. Er reist nach Italien. Er hat seine „Olympia“ nach Wien geschickt, die aber dort nicht aufgeführt wird, weil sie zu viele Kosten verursache. — Die italiänischen Buffos haben sich hier nur noch einige Tage aufgehalten. — Unter den Linden sind Wachsfiguren zu sehen. — Auf der Königstraße, Poststraßenecke, werden wilde Thiere und eine Minerva gezeigt. — Fonk's Proceſs ist hier ebenfalls ein Thema der öffentlichen Unterhaltung. Die sehr schön geschriebene Broschüre von Kreuser hat hier zuerst die Aufmerksamkeit auf denselben geleitet. Hierauf kamen noch mehrere Broschüren her, die alle für Fonk sprachen. Hierunter zeichnete sich auch aus das Buch vom Freiherrn v. d. Leyen. Diese Bücher, nebst den in der „Abendzeitung“ und im „Konversationsblatte“ enthaltenen Aufsätzen über den Fonk'schen Proceſs und dem Werke des Angeklagten selbst, verbreiteten hier eine günstige Meinung für Fonk. Personen, die auch heimlich gegen Fonk sind, sprechen doch öffentlich für ihn, und zwar aus Mitleid gegen den Un-

glücklichen, der schon so viele Jahre gelitten. In einer Gesellschaft erwähnte ich die fürchterliche Lage seines schuldlosen Weibes und die Leiden ihrer rechtschaffenen, geachteten Familie, und wie ich erzählte: man sage, dass der Kölner Pöbel Fonk's arme, unmündige Kinder insultiert habe, wurde eine Dame ohnmächtig, und ein hübsches Mädchen fing bitterlich an zu weinen, und schluchzte: „Ich weiß, der König begnadigt ihn, wenn er auch verurtheilt wird.“ Ich bin ebenfalls überzeugt, dass unser gefühlvoller König sein schönstes und göttlichstes Recht ausüben wird, um so viele gute Menschen nicht elend zu machen; ich wünsche Dieses eben so herzlich, wie die Berliner, obschon ich ihre Ansichten über den Process selbst nicht theile. Über letztern habe ich erstaunlich viele Meinungen ins Blaue hineinraisonnieren hören. Am gründlichsten sprechen darüber die Herren, die von der ganzen Sache gar Nichts wissen. Mein Freund, der bucklichte Auskultator, meint: wenn Er am Rhein wäre, so wollte er die Sache bald aufklären. Überhaupt meint er, das dortige Gerichtsverfahren tauge Nichts. „Wozu“, sprach er gestern, „diese Öffentlichkeit? Was geht es den Peter und den Christoph an, ob Fonk oder ein Anderer den Cönen umgebracht. Man übergebe mir die Sache, ich zünde mir die Pfeife an, lese die Akten durch,

referiere darüber, bei verschlossenen Thüren urtheilt darüber das Kollegium und schreitet zum Spruch, und spricht den Kerl frei oder verurtheilt ihn, und es kräht kein Hahn darnach. Wozu diese Jury, diese Gevatter Schneider und Handschuhmacher? Ich glaube, Ich, ein studierter Mann, der die Friesische Logik in Jena gehört, der alle seine juristischen Kollegien wohl testiert hat und das Examen bestanden, besitze doch mehr Judicium, als solche unwissenschaftliche Menschen? Am Ende meint solch ein Mensch, Wunders welch höchst wichtige Person er sei, weil so Viel von seinem Ja und Nein abhängt! Und das Schlimmste ist noch dieser Code Napoleon, dieses schlechte Gesetzbuch, das nicht mal erlaubt, der Magd eine Maulschelle zu geben —" Doch ich will den weisen Auskultator nicht weiter sprechen lassen. Er repräsentiert eine Menge Menschen hier, die für Fonk sind, weil sie gegen das rheinische Gerichtsverfahren sind. Man missgönnt dasselbe den Rheinländern, und möchte sie gerne erlösen von diesen „Fesseln der französischen Tyrannei", wie einst der unvergessliche Justus Gruner — Gott habe ihn selig — das französische Gesetz nannte. Möge das geliebte Rheinland noch lange diese Fesseln tragen, und noch mit ähnlichen Fesseln belastet werden! Möge am Rhein noch lange blühen jene echte Freiheitsliebe, die nicht

auf Franzoſenhaſs und Nationalegoismus baſiert iſt, jene echte Kraft und Jugendlichkeit, die nicht aus der Branntweinflaſche quillt, und jene echte Chriſtusreligion, die Nichts gemein hat mit verketzernder Glaubensbrunſt oder frömmelnder Proſelytenmacherei.

Bei unſerer Univerſität giebt's gar nichts Neues, außer daſs zweiunddreißig Studenten relegiert worden wegen unerlaubter Verbindungen. Es iſt eine fatale Sache, relegiert zu werden; ſogar das bloße Konſiliiertwerden ſoll ſein Unangenehmes haben. Ich glaube aber, daſs jenes ſtrenge Urtheil gegen die Zweiunddreißig noch gemildert wird. Ich will durchaus nicht die Verbindungen auf Univerſitäten vertheidigen; ſie ſind Reſte jenes alten Korporationsweſens, die ich ganz aus unſerer Zeit vertilgt ſehen möchte. Aber ich geſtehe, daſs jene Verbindungen nothwendige Folgen ſind von unſerm akademiſchen Weſen, oder beſſer Unweſen, und daſs ſie wahrſcheinlich nicht eher unterdrückt werden, bis das liebenswürdige und vielbeliebte oxfordiſche Stallfütterungsſyſtem bei unſern Studenten eingeführt iſt. Polniſche Studierende ſieht man jetzt hier höchſtens ein halb Dutzend. Man hatte ſtrenge Unterſuchungen gegen ſie verfügt. Die Meiſten ſind, wie man ſagt, ohne beſondere Luſt wiederzukommen, von hier abgereiſt, und ein großer Theil, ich glaube gegen Zwanzig, werden noch in unſern

Staatsgefängnissen verwahrt. Die Meisten davon sind aus dem russischen Polen, und sollen sich mit demagogischen Umtrieben gegen ihre Regierung befasst haben.

Man spricht davon, dass Ludwig Tieck bald hieherkommen und Vorlesungen über den Shakspeare halten werde. Am 31. des vorigen Monats war der Geburtstag des Fürsten Staatskanzlers. Man erwartet hier diese Tage eine hessische Gesandtschaft, die unsere Differenzen mit Hessen wegen der bekannten Territorialrechtsverletzung regulieren soll. Eine Kommission ist nach Pommern geschickt, um das dortige Sektenwesen zu untersuchen. Der Wollmarkt hat schon angefangen, und eine Menge Gutsbesitzer sind hier, die ihre Wolle zum Verkauf herbringen, und die man hier scherzweise „Woll(Wohl-)habende“ nennt. Sogar die Straßen bekommen Ambition; die „letzte Straße“ will jetzt Dorotheenstraße heißen. Man spricht davon, dass dem großen Fritz eine Statue auf dem Opernplatze errichtet werden soll. Der Tänzerfamilie Kobler ist auf der Chaussée bei Blumberg die Bagage verbrannt. Bei dem Bau der neuen Brücke bedient man sich einer Dampfmaschine.

Literarische Notizen giebt es hier in diesem Augenblick sehr wenige, obschon Berlin ihr Haupt-

marktplatz ist. In Hinsicht der Gemüse schreite ich mit meiner Zeit vorwärts. Spargel esse ich jetzt keinen mehr und esse jetzt Schoten. Aber in der Literatur bin ich noch zurückgeblieben. Ja ich habe noch nicht mal die „falschen Wanderjahre“ gelesen, die so viel Aufsehn gemacht und noch machen. Dieses Buch hat für Westfalen ein besonderes Interesse, da man jetzt allgemein ausspricht, dass unser Landsmann, Dr. Pustkuchen in Lemgo, ihr Verfasser sei. Ich weiß nicht, warum er dieses Buch desavouieren wollte, da es ihm doch gewiss keine Schande macht. Man hatte sich lange den Kopf zerbrochen, wer der Verfasser sei, und nannte allerlei Namen. Der Hofrath Schütz machte öffentlich bekannt, dass er es nicht sei. Den Legationsrath v. Varnhagen nannten einige Stimmen; aber Dieser machte Dasselbe bekannt. Von Letzterm war es auch sehr unwahrscheinlich, da er zu den größten Verehrern Goethe's gehört, und Goethe sogar in seinem letzten Heft der Zeitschrift „Kunst und Alterthum am Rhein“ selbst erklärte, dass Varnhagen ihn tief begriffen und ihn oft über sich selbst belehrt habe. Wahrlich, nächst dem Gefühle, Goethe selbst zu sein, kenne ich kein schöneres Gefühl, als wenn Einem Goethe, der Mann, der auf der Höhe des Zeitalters steht, ein solches Zeugnis giebt. — Außerdem spricht man von dem

deutschen Gil-Blas, den Goethe vor vier Wochen herausgegeben. Dieses Buch ist von einem ehemaligen Bedienten geschrieben. Goethe hat es durchgefeilt und mit einer sehr merkwürdigen Vorrede begleitet. Auch hat dieser kräftige Greis, der Ali Pascha unserer Literatur, wieder einen Theil seiner Lebensgeschichte herausgegeben. Diese wird, sobald sie vollständig ist, eines der merkwürdigsten Werke bilden, gleichsam ein großes Zeitepos. Denn diese Selbstbiographie ist auch die Biographie der Zeit. Goethe schildert meistens letztere und wie sie auf ihn eingewirkt; statt dass andere Selbstbiographen, z. B. Rousseau, bloß ihre leidige Subjektivität im Auge hatten.

Ein Theil von Goethe's Biographie wird aber erst nach seinem Tode erscheinen, da er alle seine weimar'schen Verhältnisse, und besonders die, welche den Großherzog betreffen, darin bespricht. Dieser Nachtrag wird wohl das meiste Aufsehn erregen. Wir werden auch bald Memoiren von Byron erhalten, die aber, wie man sagt, eben so wie seine Dramen, mehr Gemüthsschilderung als Handlung enthalten sollen. Die Vorrede zu seinen drei neuen Dramen enthält höchst merkwürdige Worte über unsere Zeit und den Revolutionsstoff, den sie in sich trägt. Man klagt noch sehr über die Gottlosigkeit seiner Gedichte, und der gekrönte Dichter Sou-

they in London nennt Byron und ſeine Geiſtesverwandte „die ſataniſche Schule.“ Aber Childe-Harold ſchwingt gewaltig die vergiftete Geißel, womit er den armen Laureaten züchtigt. — Eine andere Selbſtbiographie erregt hier viel Intereſſe. Es ſind die „Memoiren von Jakob Caſanova de Seingalt,“ die Brockhaus in einer deutſchen Überſetzung herausgiebt. Das franzöſiſche Original iſt noch nicht gedruckt, und es ſchwebt noch ein Dunkel über die Schickſale des Manuſkripts. An ſeiner Echtheit darf man gar nicht zweifeln. Das Fragment sur Casanova in den Werken des Prinzen Charles de Ligne iſt ein glaubwürdiges Zeugnis, und dem Buche ſelbſt ſieht man gleich an, daſs es nicht fabriciert iſt. Meiner Geliebten möchte ich es nicht empfehlen, aber allen meinen Freunden. Italiäniſche Sinnlichkeit haucht uns aus dieſem Buche ſchwül entgegen. Der Held deſſelben iſt ein lebensluſtiger, kräftiger Venetianer, der mit allen Hunden gehetzt wird, alle Länder durchſchwärmt, mit den ausgezeichnetſten Männern in nahe Berührung kommt, und in noch weit nähere Berührung mit den Frauen. Es iſt keine Zeile in dieſem Buche, die mit meinen Gefühlen übereinſtimmte, aber auch keine Zeile, die ich nicht mit Vergnügen geleſen hätte. Der zweite Theil ſoll ſchon heraus ſein, aber er iſt hier noch nicht zu

bekommen, da, wie ich höre, die Cenſur bei dem Brockhaus'ſchen Verlag ſeit geſtern wieder in Wirkſamkeit getreten iſt. — Hier ſind in dieſem Augenblick wenig gute belletriſtiſche Schriften erſchienen. Fouqué hat einen neuen Roman herausgegeben, betitelt „Der Verfolgte.“ In der poetiſierenden Welt geht es hier wie in der muſikaliſchen. An Dichtern fehlt es nicht, aber an guten Gedichten. Nächſten Herbſt haben wir doch einiges Gute zu erwarten. Köchy (kein Berliner), der uns vor Kurzem eine ſehr gehaltreiche Schrift über die Bühne geliefert hat, wird nächſtens einen Band Gedichte herausgeben, und aus den Proben, die mir davon zu Geſicht gekommen, bin ich zu den größten Erwartungen berechtigt. Es lebt in denſelben ein reines Gefühl, eine ungewöhnliche Zartheit, eine tiefe Innigkeit, die durch keine Bitterkeit getrübt wird, mit einem Worte: echte Poeſie. An wahrhaft dramatiſchen Talenten iſt juſt jetzt kein Überfluſs, und ich erwarte Viel von v. Uechtritz (kein Berliner), einem jungen Dichter, der mehrere Dramen geſchrieben, die von Kennern erſtaunlich gerühmt werden. Es wird nächſtens eines derſelben: „Der heilige Chryſoſtomus,“ in Druck erſcheinen, und ich glaube, daſs es Aufſehn erregen wird. Ich habe Stellen daraus gehört, die des größten Meiſters würdig ſind.

Über Hoffmann's „Meiſter Floh“ verſprach ich Ihnen in meinem Vorigen Mehreres zu ſchreiben. Die Unterſuchung gegen den Verfaſſer hat aufgehört. Derſelbe kränkelt noch immer. Jenen vielbeſprochenen Roman habe ich endlich geleſen. Keine Zeile fand ich darin, die ſich auf die demagogiſchen Umtriebe bezöge. Der Titel des Buches wollte mir Anfangs ſehr unanſtändig vorkommen, in Geſellſchaft muſſten bei Erwähnung deſſelben meine Wangen jungfräulich erröthen, und ich liſpelte immer: Hoffmann's Roman, mit Reſpekt zu ſagen. Aber in Knigge's „Umgang mit Menſchen“ (3. Theil, 9. Kap. über die Art mit Thieren umzugehn; das 10. Kap. handelt vom Umgang mit Schriftſtellern) fand ich eine Stelle, die ſich auf den Umgang mit Flöhen bezog, und woraus ich erſah, daſs letztere nicht ſo unanſtändig ſind wie „gewiſſe andre kleine Thiere,“ die dieſer tiefe Kenner der Menſchen und Beſtien ſelbſt nicht nennt. Durch dieſes humaniſtiſche Citat iſt Hoffmann geſchützt. Ich berufe mich auf das Lied von Mephiſtopheles:

Es war einmal ein König,
Der hatt' einen großen Floh.

Der Held des Romans iſt aber kein Floh, ſondern ein Menſch, Namens Peregrinus Tyß, der

in einem träumerischen Zustande lebt, und durch Zufall mit dem Beherrscher der Flöhe zusammentrifft, und höchst ergötzliche Gespräche führt. Dieser, Meister Floh genannt, ist ein gar gescheiter Mann, etwas ängstlich, aber doch sehr kriegerisch, und trägt an den dürren Beinen große goldene Stiefel mit diamantenen Sporen, wie auf dem Umschlage des Buches zu sehen ist. Ihn verfolgt eine gewisse Dörtje Elverdink, die, wie man sagt, die Demagogie repräsentieren sollte. Eine schöne Figur ist der Student Georg Pepusch, der eigentlich die Distel Zeherith ist und einst in Famagusta blühte, und der in die Dörtje Elverdink verliebt ist, die aber eigentlich die Prinzessin Gamahe, die Tochter des Königs Sekakis ist. Die Kontraste, die auf solche Weise der indische Mythos mit der Alltäglichkeit bildet, sind in diesem Buche nicht so pikant wie im „goldnen Topf" und in andern Romanen Hoffmann's, worin derselbe naturphilosophische Theaterkoup angewandt ist. Überhaupt ist die Gemüthswelt, die Hoffmann so herrlich zu schildern versteht, in diesem Romane höchst nüchtern behandelt. Das erste Kapitel desselben ist göttlich, die übrigen sind unerquicklich. Das Buch hat keine Haltung, keinen großen Mittelpunkt, keinen innern Kitt. Wenn der Buchbinder die Blätter desselben willkürlich durcheinander geschossen hätte, würde

man es sicher nicht bemerkt haben. Die große Allegorie, worin am Ende Alles zusammenfließt, hat mich nicht befriedigt. Mögen Andre sich daran ergötzt haben; ich glaube, daſs ein Roman keine Allegorie sein soll. — Die Strenge und Bitterkeit, womit ich über diesen Roman spreche, rührt eben daher, weil ich Hoffmann's frühere Werke so sehr schätze und liebe. Sie gehören zu den merkwürdigsten, die unsere Zeit hervorgebracht. Alle tragen sie das Gepräge des Außerordentlichen. Jeden müssen die „Phantasiestücke" ergötzen. In den „Elixieren des Teufels" liegt das Furchtbarste und Entsetzlichste, das der Geist erdenken kann. Wie schwach ist dagegen The monk von Lewis, der dasselbe Thema behandelt. In Göttingen soll ein Student durch diesen Roman toll geworden sein. In den „Nachtstücken" ist das Gräſslichste und Grausenvollste überboten. Der Teufel kann so teuflisches Zeug nicht schreiben. Die kleinen Novellen, die meistens unter dem Titel „Serapionsbrüder" gesammelt sind, und wozu auch „Klein Zaches" zu rechnen ist, sind nicht so grell, zuweilen sogar lieblich und heiter. Der „Theaterdirektor" ist ein ziemlich mittelmäßiger Schelm. In dem „Elementargeist" ist Wasser das Element, und Geist ist gar keiner drin. Aber „Prinzessin Brambilla" ist eine gar köstliche Schöne, und wem Diese durch ihre Wunder-

lichkeit nicht den Kopf schwindlicht macht, Der hat gar keinen Kopf. Hoffmann ist ganz original. Die, welche ihn Nachahmer von Jean Paul nennen, verstehen weder den Einen noch den Andern. Beider Dichtungen haben einen entgegengesetzten Charakter. Ein Jean Paul'scher Roman fängt höchst barock und burlesk an, und geht so fort, und plötzlich, ehe man sich Dessen versieht, taucht hervor eine schöne, reine Gemüthswelt, eine mondbeleuchtete, röthlich blühende Palmeninsel, die mit all ihrer stillen, duftenden Herrlichkeit schnell wieder versinkt in die häßlichen, schneidend kreischenden Wogen eines excentrischen Humors. Der Vorgrund von Hoffmann's Romanen ist gewöhnlich heiter, blühend, oft weichlich rührend, wunderlich geheimnisvolle Wesen tänzeln vorüber, fromme Gestalten schreiten auf und ab, launige Männlein grüßen freundlich und unerwartet, aus all diesem ergötzlichen Treiben grinst hervor eine häßlichverzerrte Alteweiberfratze, die, mit unheimlicher Hastigkeit ihre allerfatalsten Gesichter schneidet und verschwindet, und wieder freies Spiel läßt den verscheuchten muntern Figürchen, die wieder ihre drolligsten Sprünge machen, aber das in unsere Seele getretene katzenjammerhafte Gefühl nicht fortgaukeln können. — Über die Romane anderer hiesiger Schriftsteller will ich in meinen nächsten Brie-

fen ſprechen. Alle tragen denſelben Charakter. Es iſt der Charakter der deutſchen Romane überhaupt. Dieſer läſſt ſich am beſten auffaſſen, wenn man ſie vergleicht mit den Romanen anderer Nationen, z. B. der Franzoſen, der Engländer u. ſ. w. Da ſieht man, wie die äußere Stellung der Schriftſteller den Romanen einer Nation einen eignen Charakter verleiht. Der engliſche Schriftſteller reiſet, mit einer Lords- oder Apoſtel-Equipage, ſchon durch Honorar bereichert oder noch arm, gleichviel er reiſet, ſtumm und verſchloſſen beobachtet er die Sitten, die Leidenſchaften, das Treiben der Menſchen, und in ſeinen Romanen ſpiegelt ſich ab die wirkliche Welt und das wirkliche Leben, oft heiter (Goldſmith), oft finſter (Smollet), aber immer wahr und treu (Fielding). Der franzöſiſche Schriftſteller lebt beſtändig in der Geſellſchaft, und zwar in der großen, mag er auch noch ſo dürftig und titellos ſein. Fürſten und Fürſtinnen kajolieren den Notenabſchreiber Jean Jacques, und im Pariſer Salon heißt der Miniſter Monſieur und die Herzogin Madame. Daher lebt in den Romanen der Franzoſen jener leichte Geſellſchaftston, jene Beweglichkeit und Feinheit und Urbanität, die man nur im Umgang mit Menſchen erlangt, und daher jene Familienähnlichkeit der franzöſiſchen Romane, deren Sprache immer dieſelbe ſcheint, eben

weil sie die gesellschaftliche ist. Aber der arme deutsche Schriftsteller, der, weil er meistens schlecht honoriert wird, oder selten Privatvermögen besitzt, kein Geld zum Reisen hat, der wenigstens spät reist, wenn er sich schon in eine Manier hineingeschrieben, der selten einen Stand oder einen Titel hat, der ihm die Gnadenpforten der vornehmen Gesellschaft, die bei uns nicht immer die feine ist, erschleußt, ja der nicht selten einen schwarzen Rock entbehrt, um die Gesellschaft der Mittelklasse zu frequentieren: der arme Deutsche verschließt sich in seiner einsamen Dachstube, faselt eine Welt zusammen, und in einer aus ihm selbst wunderlich hervorgegangenen Sprache schreibt er Romane, worin Gestalten und Dinge leben, die herrlich, göttlich, höchst poetisch sind, aber nirgends existieren. Diesen phantastischen Charakter tragen alle unsre Romane, die guten und die schlechten, von der früheften Spieß-, Cramer- und Vulpiuszeit bis Arnim, Fouqué, Horn, Hoffmann ꝛc., und dieser Romancharakter hat Viel eingewirkt auf den Volkscharakter, und wir Deutschen sind unter allen Nationen am meisten empfänglich für Mystik, geheime Gesellschaften, Naturphilosophie, Geisterkunde, Liebe, Unsinn und — Poesie!]

Über Polen.

(Geschrieben im Herbst 1822.)

Seit einigen Monaten habe ich den preußischen Theil Polens die Kreuz und die Quer durchstreift; in dem russischen Theil bin ich nicht weit gekommen, nach dem österreichischen gar nicht. Von den Menschen hab' ich sehr viele, und aus allen Theilen Polens, kennen gelernt. Diese waren freilich meistens nur Edelleute, und zwar die vornehmsten. Aber wenn auch mein Leib sich bloß in den Kreisen der höheren Gesellschaft, in dem Schlossbann der polnischen Großen bewegte, so schweifte der Geist doch oft auch in den Hütten des niedern Volks. Hier haben Sie den Standpunkt für die Würdigung meines Urtheils über Polen.

Vom Äußeren des Landes wüsste ich Ihnen nicht viel Reizendes mitzutheilen. Hier sind nirgends pikante Felsengruppen, romantische Wasserfälle,

Nachtigallen-Gehölze u. s. w.; hier giebt es nur weite Flächen von Ackerland, das meistens gut ist, und dicke, mürrische Fichtenwälder. Polen lebt nur von Ackerbau und Viehzucht; von Fabriken und Industrie giebt es hier fast keine Spur. Den traurigsten Anblick geben die polnischen Dörfer: niedere Ställe von Lehm, mit dünnen Latten oder Binsen bedeckt. In diesen lebt der polnische Bauer mit seinem Vieh und seiner übrigen Familie, erfreut sich seines Daseins und denkt an Nichts weniger, als an die — ästhetischen Pustkuchen. Leugnen lässt es sich indessen nicht, dass der polnische Bauer oft mehr Verstand und Gefühl hat, als der deutsche Bauer in manchen Ländern. Nicht selten fand ich bei dem geringsten Polen jenen originellen Witz (nicht Gemüthswitz, Humor), der bei jedem Anlass mit wunderlichem Farbenspiel hervorsprudelt, und jenen schwärmerisch-sentimentalen Zug, jenes brillante Aufleuchten eines Ossianischen Naturgefühls, dessen plötzliches Hervorbrechen bei leidenschaftlichen Anlässen eben so unwillkürlich ist, wie das Insgesichtsteigen des Blutes. Der polnische Bauer trägt noch seine Nationaltracht: eine Jacke ohne Ärmel, die bis zur Mitte der Schenkel reicht; darüber einen Oberrock, mit hellen Schnüren besetzt. Letzterer, gewöhnlich von hellblauer oder grüner Farbe, ist das grobe Original jener feinen

Polenröcke unſerer Elegants. Den Kopf bedeckt ein kleines rundes Hütchen, weißgerändert, oben wie ein abgekappter Kegel ſpitz zulaufend, und vorn mit bunten Bandſchleifen oder mit einigen Pfauenfedern geſchmückt. In dieſem Koſtüm ſieht man den polniſchen Bauer des Sonntags nach der Stadt wandern, um dort ein dreifaches Geſchäft zu verrichten: erſtens, ſich raſieren zu laſſen; zweitens, die Meſſe zu hören, und drittens, ſich voll zu ſaufen. Den, durch das dritte Geſchäft gewiſs Seliggewordenen ſieht man des Sonntags, alle Viere ausgeſtreckt, in einer Straßengoſſe liegen, ſinneberaubt und umgeben von einem Haufen Freunde, die in wehmüthiger Gruppierung die Betrachtung zu machen ſcheinen, daſs der Menſch hienieden ſo wenig vertragen kann! Was iſt der Menſch, wenn — drei Kannen Schnaps ihn zu Boden werfen! Aber die Polen haben es doch im Trinken übermenſchlich weit gebracht. — Der Bauer iſt von gutem Körperbau, ſtarkſtämmig, ſoldatiſchen Anſehens, und hat gewöhnlich blondes Haar; die Meiſten laſſen daſſelbe lang herunter wallen. Dadurch haben ſo viele Bauern die Plica polonica (Weichſelzopf), eine ſehr anmuthige Krankheit, womit auch wir hoffentlich einſt geſegnet werden, wenn das Langehaarthum in den deutſchen Gauen allgemeiner wird. Die Unterwürfigkeit des

polnischen Bauers gegen den Edelmann ist empörend. Er beugt sich mit dem Kopf fast bis zu den Füßen des gnädigen Herrn, und spricht die Formel: „Ich küsse die Füße.“ Wer den Gehorsam personificiert haben will, sehe einen polnischen Bauer vor seinem Edelmann stehen; es fehlt nur der wedelnde Hundeschweif. Bei einem solchen Anblick denke ich unwillkürlich: Und Gott erschuf den Menschen nach seinem Ebenbilde!. — und es ergreift mich ein unendlicher Schmerz, wenn ich einen Menschen vor einem andern so tief erniedrigt sehe. Nur vor dem Könige soll man sich beugen; bis auf dieses letztere Glaubensgesetz bekenne ich mich ganz zum nordamerikanischen Katechismus. Ich leugne es nicht, daſs ich die Bäume der Flur mehr liebe als Stammbäume, daſs ich das Menschenrecht mehr achte als das kanonische Recht, und daſs ich die Gebote der Vernunft höher schätze als die Abstraktionen kurzsichtiger Historiker; wenn Sie mich aber fragen: ob der polnische Bauer wirklich unglücklich ist, und ob seine Lage besser wird, wenn jetzt aus den gedrückten Hörigen lauter freie Eigenthümer gemacht werden? so müsste ich lügen, sollte ich diese Frage unbedingt bejahen. Wenn man den Begriff von Glücklichsein in seiner Relativität auffasst und sich wohl merkt, daſs es kein Unglück ist, wenn man von Jugend auf gewöhnt ist, den

ganzen Tag zu arbeiten und Lebensbequemlichkeiten zu entbehren, die man gar nicht kennt, so muſs man gestehen, daſs der polnische Bauer im eigentlichen Sinne nicht unglücklich ist; um so mehr, da er gar Nichts hat, und folglich in der großen Sorglosigkeit, die ja von Vielen als das höchste Glück geschildert wird, sein Leben dahinlebt. Aber es ist keine Ironie, wenn ich sage, daſs, im Fall man jetzt die polnischen Bauern plötzlich zu selbstständigen Eigenthümern machte, sie sich gewiſs bald in der unbehaglichsten Lage von der Welt befinden und manche gewiſs dadurch in größeres Elend gerathen würden. Bei seiner jetzt zur zweiten Natur gewordenen Sorglosigkeit würde der Bauer sein Eigenthum schlecht verwalten, und träfe ihn ein Unglück, wäre er ganz und gar verloren. Wenn jetzt ein Miſswachs ist, so muſs der Edelmann dem Bauer von seinem eigenen Getreide schicken; es wäre ja auch sein eigener Verlust, wenn der Bauer verhungerte oder nicht säen könnte. Er muſs ihm aus demselben Grunde ein neues Stück Vieh schicken, wenn der Ochs oder die Kuh des Bauers krepiert ist. Er giebt ihm Holz im Winter, er schickt ihm Ärzte, Arzneien, wenn er oder Einer von der Familie krank ist; kurz, der Edelmann ist der beständige Vormund desselben. Ich habe mich überzeugt, daſs diese Vormundschaft von

den meisten Edelleuten sehr gewissenhaft und liebreich ausgeübt wird, und überhaupt gefunden, dass die Edelleute ihre Bauern milde und gütig behandeln; wenigstens sind die Reste der alten Strenge selten. Viele Edelleute wünschen sogar die Selbständigkeit der Bauern — der größte Mensch, den Polen hervorgebracht hat, und dessen Andenken noch in allen Herzen lebt, Thaddäus Kosciusko, war eifriger Beförderer der Bauern-Emancipation, und die Grundsätze eines Lieblings dringen unbemerkt in alle Gemüther. Außerdem ist der Einfluss französischer Lehren, die in Polen leichter als irgendwo Eingang finden, von unberechenbarer Wirkung für den Zustand der Bauern. Sie sehen, dass es mit Letzteren nicht mehr so schlimm steht, und dass ein allmähliches Selbständigwerden derselben wohl zu hoffen ist. Auch die preußische Regierung scheint Dies durch zweckmäßige Einrichtungen nach und nach zu erzielen. Möge diese begütigende Allmählichkeit gedeihen; sie ist gewisser, zeitlich nützlicher, als die zerstörungssüchtige Plötzlichkeit. Aber auch das Plötzliche ist zuweilen gut, wie sehr man dagegen eifere. — — —

— — — — — — — — — —

— — — — — — — — — —

— — — — —

Zwiſchen dem Bauer und dem Edelmann ſtehen in Polen die Juden. Dieſe betragen faſt mehr als den vierten Theil der Bevölkerung, treiben alle Gewerbe, und können füglich der dritte Stand Polens genannt werden. Unſere Statiſtik-Kompendienmacher, die an Alles den deutſchen, wenigſtens den franzöſiſchen Maßſtab legen, ſchreiben alſo mit Unrecht, daſs Polen keinen tiers état habe, weil dort dieſer Stand von den übrigen ſchroffer abgeſondert iſt, weil ſeine Glieder am Miſsverſtändnis des alten Teſtaments — — Gefallen finden — — — und weil dieſelben vom Ideal gemüthlicher Bürgerlichkeit, wie daſſelbe in einem Nürnberger Frauen-Taſchenbuche, unter dem Bilde reichsſtädtiſcher Philiſtröſität, ſo niedlich und ſonntäglich ſchmuck dargeſtellt wird, äußerlich noch ſehr entfernt ſind. Sie ſehen alſo, daſs die Juden in Polen durch Zahl und Stellung von größerer ſtaatswirthſchaftlicher Wichtigkeit ſind, als bei uns in Deutſchland, und daſs, um Gediegenes über dieſelben zu ſagen, etwas mehr dazu gehört, als die großartige Leihhaus-Anſchauung gefühlvoller Romanenſchreiber des Nordens, oder der naturphiloſophiſche Tiefſinn geiſtreicher Ladendiener des Südens. Man ſagte mir, daſs die Juden des Großherzogthums auf einer niedrigeren Humanitätsſtufe ſtänden, als ihre öſtlicheren Glaubensgenoſſen;

ich will daher nichts Bestimmtes von polnischen Juden überhaupt sprechen, und verweise Sie lieber auf David Friedländer's: „Über die Verbesserung der Israeliten (Juden) im Königreich Polen; Berlin 1819.“ Seit dem Erscheinen dieses Buches, das, bis auf eine zu ungerechte Verkennung der Verdienste und der sittlichen Bedeutung der Rabbinen, mit einer seltenen Wahrheit- und Menschenliebe geschrieben ist, hat sich der Zustand der polnischen Juden wahrscheinlich nicht gar besonders verändert. Im Großherzogthum sollen sie einst, wie noch im übrigen Polen, alle Handwerke ausschließlich getrieben haben; jetzt aber sieht man viele christliche Handwerker aus Deutschland einwandern, und auch die polnischen Bauern scheinen an Handwerken und andern Gewerben mehr Geschmack zu finden. Seltsam aber ist es, dass der gemeine Pole gewöhnlich Schuster oder Bierbrauer und Branntweinbrenner wird. In der Walischei, einer Vorstadt Posen's, fand ich das zweite Haus immer mit einem Schuhmacher-Schilde verziert, und ich dachte an die Stadt Bradford in Shakspeare's „Flurschütz von Wakefield.“ Im preußischen Polen erlangen die Juden kein Staatsamt, die sich nicht taufen lassen; im russischen Polen werden auch die Juden zu allen Staatsämtern zugelassen, weil man es dort für zweckmäßig hält.

Übrigens ist der Arsenik in den dortigen Bergwerken auch noch nicht zu einer überfrommen Philosophie sublimiert, und die Wölfe in den altpolnischen Wäldern sind noch nicht darauf abgerichtet, mit historischen Citaten zu heulen.

Es wäre zu wünschen, daſs unsere Regierung durch zweckmäßige Mittel den Juden des Großherzogthums mehr Liebe zum Ackerbau einzuflößen suchte; denn jüdische Ackerbauer soll es hier nur sehr wenige geben. Im russischen Polen sind sie häufig. Die Abneigung gegen den Pflug soll bei den polnischen Juden daher entstanden sein, weil sie ehemals den leibeigenen Bauer in einem äußerlich so sehr traurigen Zustande sahen. Hebt sich jetzt der Bauernstand aus seiner Erniedrigung, so werden auch die Juden zum Pflug greifen. — Bis auf wenige Ausnahmen sind alle Wirthshäuser Polens in den Händen der Juden und ihre vielen Branntweinbrennereien werden dem Lande sehr schädlich, indem die Bauern dadurch zur Völlerei angereizt werden. Aber ich habe ja schon oben gezeigt, wie das Branntweintrinken zur Seligmachung der Bauern gehört. — Jeder Edelmann hat einen Juden im Dorf oder in der Stadt, den er Faktor nennt, und der alle seine Kommissionen, Ein- und Verkäufe, Erkundigungen u. s. w. ausführt. Eine originelle

Einrichtung, welche ganz die Bequemlichkeitsliebe der polnischen Edelleute zeigt. Das Äußere des polnischen Juden ist schrecklich. Mich überläuft ein Schauder, wenn ich daran denke, wie ich hinter Meseritz zuerst ein polnisches Dorf sah, meistens von Juden bewohnt. Das W—ckische Wochenblatt, auch zu physischem Brei gekocht, hätte mich nicht so brechpulverisch anwidern können, als der Anblick jener zerlumpten Schmutzgestalten; und die hochherzige Rede eines für Turnplatz und Vaterland begeisterten Tertianers hätte nicht so zerreißend meine Ohren martern können, als der polnische Juden-Jargon. Dennoch wurde der Ekel bald verdrängt von Mitleid, nachdem ich den Zustand dieser Menschen näher betrachtete, und die schweinestallartigen Löcher sah, worin sie wohnen, mauscheln, beten, schachern und — elend sind. Ihre Sprache ist ein mit Hebräisch durchwirktes und mit Polnisch façonniertes Deutsch. Sie sind in sehr frühen Zeiten wegen Religionsverfolgung aus Deutschland nach Polen eingewandert; denn die Polen haben sich in solchen Fällen immer durch Toleranz ausgezeichnet. Als Frömmlinge einem polnischen Könige riethen, die polnischen Protestanten zum Katholicismus zurück zu zwingen, antwortete Derselbe: „Sum rex populorum, sed non conscientiarum!“ — Die Juden

brachten zuerſt Gewerbe und Handel nach Polen und wurden unter Kaſimir dem Großen mit bedeutenden Privilegien begünſtigt. Sie ſcheinen dem Adel weit näher geſtanden zu haben als den Bauern; denn nach einem alten Geſetze wurde der Jude durch ſeinen Übertritt zum Chriſtenthum eo ipso in den Adelſtand erhoben. Ich weiß nicht, ob und warum dieſes Geſetz untergegangen und was etwa mit Beſtimmtheit im Werthe geſunken iſt. — In jenen frühern Zeiten ſtanden indeſſen die Juden in Kultur und Geiſtesausbildung gewiſs weit über dem Edelmann, der nur das rauhe Kriegshandwerk trieb und noch den franzöſiſchen Firnis entbehrte. Jene aber beſchäftigten ſich wenigſtens immer mit ihren hebräiſchen Wiſſenſchaft- und Religionsbüchern, um derentwillen eben ſie Vaterland und Lebensbehaglichkeit verlaſſen. Aber ſie ſind offenbar mit der europäiſchen Kultur nicht fortgeſchritten, und ihre Geiſteswelt verſumpfte zu einem unerquicklichen Aberglauben, den eine ſpitzfindige Scholaſtik in tauſenderlei wunderliche Formen hineinquetſcht. Dennoch, trotz der barbariſchen Pelzmütze, die ſeinen Kopf bedeckt, und der noch barbariſcheren Ideen, die denſelben füllen, ſchätze ich den polniſchen Juden weit höher als ſo manchen deutſchen Juden, der ſeinen Bolivar auf dem Kopf und ſeinen Jean Paul im

Kopfe trägt. In der schroffen Abgeschlossenheit wurde der Charakter des polnischen Juden ein Ganzes; durch das Einathmen toleranter Luft bekam dieser Charakter den Stempel der Freiheit. Der innere Mensch wurde kein quodlibetartiges Kompositum heterogener Gefühle und verkümmerte nicht durch die Einzwängung Frankfurter Judengassmauern, hochweiser Stadtverordnungen und liebreicher Gesetzbeschränkungen. Der polnische Jude mit seinem schmutzigen Pelze, mit seinem bevölkerten Barte und Knoblauchgeruch und Gemauschel ist mir noch immer lieber, als Mancher in all seiner staatspapierenen Herrlichkeit.

Wie ich bereits oben bemerkt, dürfen Sie in diesem Briefe keine Schilderungen reizender Naturscenen, herrlicher Kunstwerke u. s. w. erwarten; nur die Menschen, und zwar besonders die nobelste Sorte, die Edelleute, verdienen hier in Polen die Aufmerksamkeit des Reisenden. Und wahrlich, ich sollte denken, wenn man einen kräftigen, echten polnischen Edelmann, oder eine schöne edle Polin in ihrem wahren Glanze sieht, so könnte Dieses die Seele ebenso erfreuen, wie etwa der Anblick einer romantischen Felsenburg oder einer marmornen Mediceerin. Ich lieferte Ihnen sehr gerne eine Charakterschilderung der polnischen Edelleute, und Das gäbe eine sehr

kostbare Mosaikarbeit von den Adjektiven: gastfrei, stolz, muthig, geschmeidig, falsch (dieses gelbe Steinchen darf nicht fehlen), reizbar, enthusiastisch, spielsüchtig, lebenslustig, edelmüthig und übermüthig. Aber ich selbst habe zu oft geeifert gegen unsre Broschürenskribler, die, wenn sie einen Pariser Tanzmeister hüpfen sehen, aus dem Stegreif die Charakteristik eines Volkes schreiben, — — — — — — — — — — und die, wenn sie einen dicken Liverpooler Baumwollenhändler gähnen sahen, auf der Stelle eine Beurtheilung jenes Volkes liefern, — — — — — — — — Diese allgemeinen Charakteristiken sind die Quelle aller Übel. Es gehört mehr als ein Menschenalter dazu, um den Charakter eines einzigen Menschen zu begreifen, und aus Millionen einzelnen Menschen besteht eine Nation. Nur wenn wir die Geschichte eines Menschen, die Geschichte seiner Erziehung und seines Lebens betrachten, wird es uns möglich, einzelne Hauptzüge seines Charakters aufzufassen. — Bei Menschenklassen, deren einzelne Glieder durch Erziehung und Leben eine gleiche Richtung gewinnen, müssen sich indessen einige hervortretende Charakterzüge bemerken lassen; Dies ist bei den polnischen Edelleuten der Fall, und nur von diesem Standpunkte aus lässt sich etwas Allgemeines über ihren

Charakter ausmitteln. Die Erziehung selbst wird überall und immer bedingt durch das Lokale und durch das Temporale, durch den Boden und durch die politische Geschichte. In Polen ist Ersteres weit mehr der Fall, als irgendwo. Polen liegt zwischen Rußland und — Frankreich. Das noch vor Frankreich liegende Deutschland will ich nicht rechnen, da ein großer Theil der Polen es ungerechter Weise wie einen breiten Sumpf ansah, den man schnell überspringen müsse, um nach dem gebenedeiten Lande zu gelangen, wo die Sitten und die Pomaden am feinsten fabriciert werden. Den heterogensten Einflüssen war Polen dadurch ausgesetzt. Eindringende Barbarei von Osten durch die feindlichen Berührungen mit Rußland; eindringende Überkultur von Westen durch die freundschaftlichen Berührungen mit Frankreich — daher jene seltsamen Mischungen von Kultur und Barbarei im Charakter und im häuslichen Leben der Polen. Ich sage just nicht, daß alle Barbarei von Osten eingedrungen, ein sehr beträchtlicher Theil mag im Lande selbst vorräthig gewesen sein; aber in der neueren Zeit war dieses Eindrängen sehr sichtbar. Einen Haupteinfluß übt das Landleben auf den Charakter der polnischen Edelleute. Nur wenige derselben werden in den Städten erzogen; die meisten Knaben bleiben auf

den Landgütern ihrer Angehörigen, bis sie erwachsen sind, und durch die nicht gar zu großen Bemühungen eines Hofmeisters, oder durch einen nicht gar zu langen Schulbesuch, oder durch das bloße Walten der lieben Natur in den Stand gesetzt sind, Kriegsdienste zu nehmen, oder eine Universität zu beziehen, oder von der bärenleckenden Lutetia die Weihe der höchsten Ausbildung zu empfangen. Da nicht Allen hierzu dieselben Mittel zu Gebote stehen, so ist es einleuchtend, dass man einen Unterschied machen muss zwischen armen Edelleuten, reichen Edelleuten und Magnaten. Erstere leben oft höchst jämmerlich, fast wie der Bauer, und machen keine besonderen Ansprüche an Kultur. Bei den reichen Edelleuten und den Magnaten ist die Unterscheidung nicht schroff, dem Fremden ist sie sogar sehr wenig bemerkbar. An und für sich selbst ist die Würde eines polnischen Edelmanns (civis polonus) bei dem Ärmsten wie bei dem Reichsten von demselben Umfange und demselben innern Werthe. Aber an die Namen gewisser Familien, die sich immer durch großen Güterbesitz und durch Verdienste um den Staat ausgezeichnet, hat sich die Idee einer höhern Würde geknüpft, und man bezeichnet sie gemeiniglich mit dem Namen Magnaten. Die Czartoryskis, die Radziwills, die Zamoyskis, die Sapiehas, die Poniatowskis,

die Potockis u. ſ. w. werden zwar eben ſo gut als bloße polniſche Edelleute betrachtet, wie mancher arme Edelmann, der vielleicht hinterm Pflug geht; dennoch ſind ſie der höhere Adel de facto, wenn auch nicht de nomine. Ihr Anſehen iſt ſogar feſter begründet als das von unſerm hohen Adel, weil ſie ſelbſt ſich ihre Würde gegeben, und weil nicht bloß manches geſchnürte alte Fräulein, ſondern das ganze Volk ihren Stammbaum im Kopfe trägt. Die Benennung „Staroſt“ findet man jetzt ſelten, und ſie iſt ein bloßer Titel geworden. Der Name „Graf“ iſt ebenfalls bei den Polen ein bloßer Titel, und es ſind nur von Preußen und Öſterreich einige derſelben vertheilt. Von Adelſtolz gegen Bürgerliche wiſſen die Polen Nichts, und er kann ſich nur in Ländern bilden, wo ein mächtiger und mit Anſprüchen hervortretender Bürgerſtand ſich erhebt. Erſt dann, wenn der polniſche Bauer Güter kaufen wird und der polniſche Jude ſich nicht mehr dem Edelmann zuvorkommender zeigt, möchte ſich bei Dieſem der Adelſtolz regen, der alſo das Emporkommen des Landes beweiſen würde. Weil hier die Juden höher als die Bauern geſtellt ſind, müſſen ſie zuerſt mit dieſem Adelſtolze kollidieren; aber die Sache wird gewiſs alsdann einen religiöſeren Namen annehmen.

Dieſes hier nur flüchtig angedeutete Weſen des polniſchen Adels hat, wie man ſich denken kann, am meiſten beigetragen zu der höchſt wunderlichen Geſtaltung von Polens politiſcher Geſchichte, und die Einflüſſe dieſer letztern auf die Erziehung der Polen, und alſo auf ihren Nationalcharakter, waren faſt noch wichtiger als die oben erwähnten Einflüſſe des Bodens. Durch die Idee der Gleichheit entwickelte ſich bei den polniſchen Edelleuten jener Nationalſtolz, der uns oft ſo ſehr überraſcht durch ſeine Herrlichkeit, der uns oft auch ſo ſehr ärgert durch ſeine Geringſchätzung des Deutſchen, und der ſo ſehr kontraſtirt mit eingeknuteter Beſcheidenheit. Durch eben jene Gleichheit entwickelte ſich der bekannte großartige Ehrgeiz, der den Geringſten wie den Höchſten beſeelte, und der oft nach dem Gipfel der Macht ſtrebte, da Polen meiſtens ein Wahlreich war. Herrſchen hieß die ſüße Frucht, nach der es jedem Polen gelüſtete. Nicht durch Geiſteswaffen wollte der Pole ſie erbeuten, dieſe führen nur langſam zum Ziele; ein kühner Schwerthieb ſollte die ſüße Frucht zum raſchen Genuſs herunterhauen. Daher aber bei den Polen die Vorliebe für den Militärſtand, wozu ihr heftiger und ſtreitluſtiger Charakter ſie hinzog; daher bei den Polen gute Soldaten und Generale, aber gar wenige ſeidene Staatsmänner, noch viel' weniger

zu Ansehen gestiegene Gelehrte. Die Vaterlandsliebe ist bei den Polen das große Gefühl, worin alle anderen Gefühle, wie der Strom in das Weltmeer, zusammen fließen; und dennoch trägt dieses Vaterland kein sonderlich reizendes Äußere. Ein Franzose, der diese Liebe nicht begreifen konnte, betrachtete eine trübselige polnische Sumpfgegend, stampfte ein Stück aus dem Boden, und sprach pfiffig und kopfschüttelnd: „Und Das nennen die Kerls ein Vaterland!“ Aber nicht aus dem Boden selbst, nur aus dem Kampfe um Selbständigkeit, aus historischen Erinnerungen und aus dem Unglück ist bei den Polen diese Vaterlandsliebe entsprossen. Sie flammt jetzt noch immer so glühend wie in den Tagen Kosciusko's, vielleicht noch glühender. Fast bis zur Lächerlichkeit ehren jetzt die Polen Alles, was vaterländisch ist. Wie ein Sterbender, der sich in krampfhafter Angst gegen den Tod sträubt, so empört und sträubt sich ihr Gemüth gegen die Idee der Vernichtung ihrer Nationalität. Dieses Todeszucken des polnischen Volkskörpers ist ein entsetzlicher Anblick! Aber alle Völker Europas und der ganzen Erde werden diesen Todeskampf überstehen müssen, damit aus dem Tode das Leben, aus der heidnischen Nationalität die christliche Fraternität hervorgehe. Ich meine hier nicht alles Aufgeben schöner Besonderheiten, worin sich die Liebe

am liebſten abſpiegelt, ſondern jene von uns Deutſchen am meiſten erſtrebte und von unſern edelſten Volksſprechern Leſſing, Herder, Schiller u. ſ. w. am ſchönſten ausgeſprochene allgemeine Menſchenverbrüderung, das Urchriſtenthum. Von dieſem ſind die polniſchen Edelleute, eben ſo gut wie wir, noch ſehr entfernt. Ein großer Theil lebt noch in den Formen des Katholicismus, ohne leider den großen Geiſt dieſer Formen und ihren jetzigen Übergang zum Weltgeſchichtlichen zu ahnen; ein größerer Theil bekennt ſich zur franzöſiſchen Philoſophie. Ich will hier dieſe gewiſs nicht verunglimpfen, es giebt Stunden, wo ich ſie verehre, und ſehr verehre; ich ſelbſt bin gewiſſermaßen ein Kind derſelben. Aber ich glaube doch, es fehlt ihr die Hauptſache — die Liebe. Wo dieſer Stern nicht leuchtet, da iſt es Nacht, und wenn auch alle Lichter der Encyklopädie ihr Brillantfeuer umherſprühen. — Wenn Vaterland das erſte Wort des Polen iſt, ſo iſt Freiheit das zweite. Ein ſchönes Wort! Nächſt der Liebe gewiſs das ſchönſte. Aber es iſt auch nächſt der Liebe das Wort, das am meiſten miſsverſtanden wird und ganz entgegengeſetzten Dingen zur Bezeichnung dienen muſs. Hier iſt Das der Fall. Die Freiheit der meiſten Polen iſt nicht die göttliche, die Waſhington'ſche; nur ein geringer Theil, nur Männer wie Kosciusko

haben letztere begriffen und zu verbreiten gesucht. Viele zwar sprechen enthusiastisch von dieser Freiheit, aber sie machen keine Anstalt, ihre Bauern zu emancipieren. Das Wort Freiheit, das so schön und volltönend in der polnischen Geschichte durchklingt, war nur der Wahlspruch des Adels, der dem Könige so viel' Rechte als möglich abzuzwängen suchte, um seine eigne Macht zu vergrößern und auf solche Weise die Anarchie hervorzurufen. C'etait tout comme chez nous, wo ebenfalls deutsche Freiheit einst nichts Anders hieß, als den Kaiser zum Bettler machen, damit der Adel desto reichlicher schlemmen und desto willkürlicher herrschen konnte; und ein Reich musste untergehen, dessen Vogt auf seinem Stuhle festgebunden war, und endlich nur ein Holzschwert in der Hand trug. In der That, die polnische Geschichte ist die Miniaturgeschichte Deutschlands; nur dass in Polen die Großen sich vom Reichsoberhaupte nicht so ganz losgerissen und selbstständig gemacht hatten wie bei uns, und dass durch die deutsche Bedächtigkeit doch immer einige Ordnung in die Anarchie hineingelangsamt wurde. Hätte Luther, der Mann Gottes und Katharina's, vor einem Krakauer Reichstage gestanden, so hätte man ihn sicher nicht so ruhig wie in Augsburg aussprechen lassen. Jener Grundsatz von der stür-

miſchen Freiheit, die beſſer ſein mag als ruhige Knechtſchaft, hat dennoch trotz ſeiner Herrlichkeit die Polen ins Verderben geſtürzt. Aber es iſt auch erſtaunlich, wenn man ſieht, welche Macht ſchon das bloße Wort Freiheit auf ihre Gemüther ausübt; ſie glühen und flammen, wenn ſie hören, daſs irgend für die Freiheit geſtritten wird; ihre Augen ſchauen leuchtend nach Griechenland und Südamerika. In Polen ſelbſt aber wird, wie ich oben ſchon geſagt, unter Niederdrückung der Freiheit bloß die Beſchränkung der Adelsrechte verſtanden, oder gar die allmähliche Ausgleichung der Stände. Wir wiſſen Das beſſer; die Freiheiten müſſen untergehn, wo die allgemeine geſetzliche Freiheit gedeihen ſoll.

Jetzt aber knien Sie nieder, oder wenigſtens ziehen Sie den Hut ab — ich ſpreche von Polens Weibern. Mein Geiſt ſchweift an den Ufern des Ganges und ſucht die zarteſten und lieblichſten Blumen, um ſie damit zu vergleichen. Aber was ſind gegen dieſe Holden alle Reize der Mallika, der Kuwalaya, der Oſchaddi, der Nagakeſarblüthen, der heiligen Lotosblumen, und wie ſie alle heißen mögen — Kamalata, Pedma, Kamala, Tamala, Siriſcha u. ſ. w.!! Hätte ich den Pinſel Raphael's, die Melodien Mozart's und die Sprache Calderon's, ſo gelänge es mir vielleicht, Ihnen ein Gefühl in die

Brust zu zaubern, das Sie empfinden würden, wenn eine wahre Polin, eine Weichsel-Aphrodite, vor Ihren hochbegnadigten Augen leibhaftig erschiene. Aber was sind Raphael'sche Farbenkleckse gegen diese Altarbilder der Schönheit, die der lebendige Gott in seinen heitersten Stunden fröhlich hingezeichnet! Was sind Mozart'sche Klimpereien gegen die Worte, die gefüllten Bonbons für die Seele, die aus den Rosenlippen dieser Süßen hervorquellen! Was sind alle Calderon'schen Sterne der Erde und Blumen des Himmels gegen diese Holden, die ich ebenfalls auf gut Calderonisch Engel der Erde benamse, weil ich die Engel selbst Polinnen des Himmels nenne! Ja, mein Lieber, wer in ihre Gazellenaugen blickt, glaubt an den Himmel, und wenn er der eifrigste Anhänger des Baron Holbach war; — — — —
— — — — — — — — — —
— — — — — — Wenn ich über den Charakter der Polinnen sprechen soll, so bemerke ich bloß: sie sind Weiber. Wer will sich anheischig machen, den Charakter dieser Letztern zu zeichnen!

Ein sehr werther Weltweiser, der zehn Oktavbände „Weibliche Charaktere" geschrieben, hat endlich seine eigene Frau in militärischen Umarmungen gefunden. Ich will hier nicht sagen, die Weiber hätten gar keinen Charakter. Bei Leibe nicht! Sie haben

vielmehr jeden Tag einen andern. Dieſen immerwährenden Wechſel des Charakters will ich ebenfalls durchaus nicht tadeln. Es iſt ſogar ein Vorzug. Ein Charakter entſteht durch ein Syſtem ſtereotyper Grundſätze. Sind letztere irrig, ſo wird das ganze Leben desjenigen Menſchen, der ſie ſyſtematiſch in ſeinem Geiſte aufgeſtellt, nur ein großer, langer Irrthum ſein. Wir loben Das, und nennen es „Charakter haben“, wenn ein Menſch nach feſten Grundſätzen handelt, und bedenken nicht, daſs in einem ſolchen Menſchen die Willensfreiheit untergegangen, daſs ſein Geiſt nicht fortſchreitet, und daſs er ſelbſt ein blinder Knecht ſeiner verjährten Gedanken iſt. Wir nennen Das auch Konſequenz, wenn Jemand dabei bleibt, was er ein für alle Mal in ſich aufgeſtellt und ausgeſprochen hat, und wir ſind oft tolerant genug, Narren zu bewundern und Böſewichter zu entſchuldigen, wenn ſich nur von ihnen ſagen läſſt, daſs ſie konſequent gehandelt. Dieſe moraliſche Selbſtunterjochung findet ſich aber faſt nur bei Männern; im Geiſte der Frauen bleibt immer lebendig und in lebendiger Bewegung das Element der Freiheit. Jeden Tag wechſeln ſie ihre Weltanſichten, meiſtens ohne ſich Deſſen bewuſſt zu ſein. Sie ſtehen des Morgens auf wie unbefangene Kinder, bauen des Mittags ein Gedankenſyſtem,

das wie ein Kartenhaus des Abends wieder zusammen fällt. Haben sie heute schlechte Grundsätze, so wette ich darauf, haben sie morgen die allerbesten. Sie wechseln ihre Meinungen so oft wie ihre Kleider. Wenn in ihrem Geiste just kein herrschender Gedanke steht, so zeigt sich das Allererfreulichste, das Interregnum des Gemüths. Und dieses ist bei den Frauen am reinsten und am stärksten, und führt sie sicherer als die Verstandes-Abstraktionslaternen, die uns Männer so oft irre leiten. Glauben Sie nicht etwa, ich wollte hier den Advocatus diaboli spielen, und die Weiber noch obendrein preisen wegen jenes Charaktermangels, den unsere Gelbschnäbel und Grauschnäbel — die Einen durch Amor, die Andern durch Hymen malträtiert — mit so vielen Stoßseufzern beklagen. Auch müssen Sie bemerken, daſs bei diesem allgemeinen Ausspruch über die Weiber die Polinnen hauptsächlich gemeint sind, und die deutschen Frauen so halb und halb ausgenommen werden. Das ganze deutsche Volk hat durch seinen angeborenen Tiefsinn ganz besondere Anlage zu einem festen Charakter, und auch den Frauen hat sich ein Anflug davon mitgetheilt, der durch die Zeit sich immer mehr und mehr verdichtet, so daſs man bei ältlichen deutschen Damen, sogar bei Frauen aus dem Mittelalter, d. h. bei Vierzigerinnen, eine ziem-

lich dicke, schuppige Charakterhornhaut vorfindet. Unendlich verschieden sind die Polinnen von den deutschen Frauen. Das slavische Wesen überhaupt, und die polnische Sitte insbesondere, mag Dieses hervorgebracht haben. In Hinsicht der Liebenswürdigkeit will ich die Polin nicht über die Deutsche erheben — sie sind nicht zu vergleichen. Wer will eine Venus von Tizian über eine Maria von Correggio setzen? In einem sonnenhellen Blumenthale würde ich mir eine Polin zur Begleiterin wählen; in einem mondbeleuchteten Lindengarten wählte ich eine Deutsche. Zu einer Reise durch Spanien, Frankreich und Italien wünschte ich eine Polin zur Begleiterin; zu einer Reise durch das Leben wünschte ich eine Deutsche. Muster von Häuslichkeit, Kindererziehung, frommer Demuth und allen jenen stillen Tugenden der deutschen Frauen wird man wenige unter den Polinnen finden. Jene Haustugenden finden sich aber auch bei uns meistens nur im Bürgerstande und einem Theile des Adels, der sich in Sitten und Ansprüchen dem Bürgerstande angeschlossen. Bei dem übrigen Theile des deutschen Adels werden oft jene Haustugenden in höherem Grade und auf eine weit empfindlichere Weise vermisst, als bei den Frauen des polnischen Adels. Ja, bei Diesen ist es doch nie der Fall, dass auf

dieſen Mangel ſogar ein Werth gelegt wird, daſs man ſich Etwas darauf einbildet; wie von ſo manchen deutſchen adligen Damen geſchieht, die nicht Geld- oder Geiſteskraft genug beſitzen, um ſich über den Bürgerſtand zu erheben, und die ſich wenigſtens durch Verachtung bürgerlicher Tugenden und Beibehaltung nichtskoſtender altadliger Gebrechen auszuzeichnen ſuchen. Auch die Frauen der Polen ſind nicht ahnenſtolz, und es fällt keinem polniſchen Fräulein ein, ſich Etwas darauf einzubilden, daſs vor einigen hundert Jahren ihr wegelagernder Ahnherr, der Raubritter, der verdienten Strafe — — entgangen iſt. — Das religiöſe Gefühl iſt bei den deutſchen Frauen tiefer als bei den Polinnen. Dieſe leben mehr nach außen als nach innen; ſie ſind heitere Kinder, die ſich vor Heiligenbildern bekreuzen, durch das Leben wie durch einen ſchönen Redouten-Saal gaukeln, und lachen und tanzen, und liebenswürdig ſind. Ich möchte wahrlich nicht Leichtfertigkeit, und nicht einmal Leichtſinn nennen jenen leichten Sinn der Polinnen, der ſo ſehr begünſtigt wird durch die leichten polniſchen Sitten überhaupt, durch den leichten franzöſiſchen Ton, der ſich mit dieſen vermiſcht, durch die leichte franzöſiſche Sprache, die in Polen mit Vorliebe und faſt wie eine Mutterſprache geſprochen wird, und durch die leichte franzöſiſche Lite-

ratur, deren Deſſert, die Romane, von den Polinnen verſchlungen werden; und was die Sittenreinheit betrifft, ſo bin ich überzeugt, daſs die Polinnen hierin den deutſchen Frauen nicht nachzuſtehen brauchen. Die Ausſchweifungen einiger polniſchen Magnatenweiber haben wegen ihrer Großartigkeit zu verſchiedenen Zeiten viele Augen auf ſich gezogen, und unſer Pöbel, wie ich ſchon oben bemerkt, beurtheilt eine ganze Nation nach den paar ſchmutzigen Exemplaren, die ihm davon zu Geſicht gekommen. Außerdem muſs man bedenken, daſs die Polinnen ſchön ſind, und daſs ſchöne Frauen aus bekannten Gründen dem böſen Leumund am meiſten ausgeſetzt ſind und demſelben nie entgehen, wenn ſie, wie die Polinnen, freudig dahinleben in leichter, anmuthiger Unbefangenheit. Glauben Sie mir, man iſt in Warſchau um Nichts weniger tugendhaft, wie in Berlin, nur daſs die Wogen der Weichſel etwas wilder brauſen, als die ſtillen Waſſer der ſeichten Spree.

Von den Weibern gehe ich über zu dem politiſchen Gemüthszuſtande der Polen, und muſs bekennen, daſs ich bei dieſem exaltierten Volke es immerwährend bemerkte, wie ſchmerzlich es die Bruſt des polniſchen Edelmanns bewegt, wenn er die Begebenheiten der letzten Zeit überſchaut. Auch die

Bruſt des Nicht-Polen wird von Mitgefühl durchdrungen, wenn man ſich die politiſchen Leiden aufzählt, die in einer kleinen Zahl von Jahren die Polen betroffen. Viele unſerer Journaliſten ſchaffen ſich dieſes Gefühl gemächlich vom Halſe, indem ſie leichthin ausſprechen: „Die Polen haben ſich durch ihre Uneinigkeit ihr Schickſal ſelbſt zugezogen, und ſind alſo nicht zu bedauern.“ Das iſt eine thörichte Beſchwichtigung. Kein Volk, als ein Ganzes gedacht, verſchuldet Etwas; ſein Treiben entſpringt einer innern Nothwendigkeit, und ſeine Schickſale ſind ſtets Reſultate derſelben. Dem Forſcher offenbart ſich der erhabenere Gedanke: daſs die Geſchichte (Natur, Gott, Vorſehung u. ſ. w.), wie mit einzelnen Menſchen, auch mit ganzen Völkern eigene große Zwecke beabſichtigt, und daſs manche Völker leiden müſſen, damit das Ganze erhalten werde und blühender fortſchreite. Die Polen, ein ſlaviſches Grenzvolk an der Pforte der germaniſchen Welt, ſcheinen durch ihre Lage ſchon ganz beſonders dazu beſtimmt, gewiſſe Zwecke in den Weltbegebenheiten zu erfüllen. Ihr moraliſcher Kampf gegen den Untergang ihrer Nationalität rief ſtets Erſcheinungen hervor, die dem ganzen Volke einen andern Charakter aufdrücken, und auch auf den Charakter der Nachbarvölker einwirken müſſen. — Der Charakter

der Polen war bisher militäriſch, wie ich oben ſchon bemerkte; jeder polniſche Edelmann war Soldat und Polen eine große Kriegsſchule. Jetzt aber iſt Dies nicht mehr der Fall, es ſuchen ſehr Wenige Militärdienſte. Die Jugend Polens verlangt jedoch Beſchäftigung, und da haben die Meiſten ein anderes Feld erwählt als den Kriegsdienſt, nämlich — die Wiſſenſchaften. Überall zeigen ſich die Spuren dieſer neuen Geiſtesrichtung; durch die Zeit und das Lokal vielfach begünſtigt, wird ſie in einigen Decennien, wie ſchon angedeutet iſt, dem ganzen Volkscharakter eine neue Geſtalt verleihen. Noch unlängſt haben Sie in Berlin jenen freudigen Zuſammenfluſs junger Polen geſehn, die mit edler Wiſsbegier und muſterhaftem Fleiße in alle Theile der Wiſſenſchaften eindrangen, beſonders die Philoſophie an der Quelle, im Hörſale Hegel's, ſchöpften, und jetzt leider, veranlaſſt durch einige unſelige Ereigniſſe, ſich von Berlin entfernten. Es iſt ein erfreuliches Zeichen, daſs die Polen ihre blinde Vorliebe für die franzöſiſche Literatur allmählich ablegen, die lange überſehene tiefere deutſche Literatur würdigen lernen, und, wie oben erwähnt iſt, juſt dem tiefſinnigſten deutſchen Philoſophen Geſchmack abgewinnen konnten. Letzteres zeigt, daſs ſie den Geiſt unſerer Zeit begriffen haben, deren Stempel und Tendenz die Wiſ-

senschaft ist. Viele Polen lernen jetzt Deutsch, und eine Menge guter deutscher Bücher wird ins Polnische übersetzt. Der Patriotismus hat ebenfalls Theil an diesen Erscheinungen. Die Polen fürchten den gänzlichen Untergang ihrer Nationalität; sie merken jetzt, wie Viel zur Erhaltung derselben durch eine National-Literatur bewirkt wird, und (wie drollig es auch klingt, so ist es doch wahr, was mir viele Polen ernsthaft sagten) in Warschau wird an einer — polnischen Literatur gearbeitet. Es ist nun freilich ein großes Missverständnis, wenn man glaubt, eine Literatur, die ein aus dem ganzen Volke organisch Hervorgegangenes sein muss, könne im literarischen Treibhause der Hauptstadt von einer Gelehrten-Gesellschaft zusammengeschrieben werden; aber durch diesen guten Willen ist doch schon ein Anfang gemacht, und Herrliches muss in einer Literatur hervorblühen, wenn sie als eine Vaterlandssache betrachtet wird. Dieser patriotische Sinn muss freilich auf eigene Irrthümer führen, meistens in der Poesie und in der Geschichte. Die Poesie wird das Erhebungskolorit tragen, hoffentlich aber den französischen Zuschnitt verlieren und sich dem Geiste der deutschen Romantik nähern. — Ein geliebter polnischer Freund sagte mir, um mich besonders zu necken: „Wir haben eben so gut romantische Dichter als ihr,

aber ſie ſitzen bei uns noch — im Tollhauſe!“ — In der Geſchichte kann der politiſche Schmerz die Polen nicht immer zur Unparteilichkeit führen, und die Geſchichte Polens wird ſich zu einſeitig und zu unverhältnismäßig aus der Univerſalgeſchichte hervorheben, aber deſto mehr wird man auch für Erhaltung alles Desjenigen Sorge tragen, was für die polniſche Geſchichte wichtig iſt, und Dieſes um ſo ängſtlicher, da man, wegen der heilloſen Weiſe, wie man mit den Büchern der Warſchauer Bibliothek im letzten Kriege verfahren, in Sorge iſt, alle polniſchen Nationaldenkmale und Urkunden möchten untergehen; deßhalb, ſcheint es, hat kürzlich ein Zamoyski eine Bibliothek für die polniſche Geſchichte im fernen — Edinburgh gegründet. Ich mache Sie aufmerkſam auf die vielen neuen Werke, welche nächſtens die Preſſen Warſchau's verlaſſen, und was die ſchon vorhandene polniſche Literatur betrifft, ſo verweiſe ich Sie deßhalb auf das ſehr geiſtreiche Werk von Kaulfuß. — Ich hege die größten Erwartungen von dieſer geiſtigen Umwälzung Polens, und das ganze Volk kommt mir vor wie ein alter Soldat, der ſein erprobtes Schwert mit dem Lorber an den Nagel hängt, zu den milderen Künſten des Friedens ſich wendet, den Geſchichten der Vergangenheit nachſinnt, die Kräfte der Natur erforſcht und die Sterne miſſt,

oder gar die Kürze und Länge der Silben, wie wir es bei Carnot sehen. Der Pole wird die Feder eben so gut führen wie die Lanze, und wird sich eben so tapfer zeigen auf dem Gebiete des Wissens, als auf den bekannten Schlachtfeldern. Eben weil die Geister so lange brach lagen, wird die Saat in ihnen desto mannigfaltigere und üppigere Früchte tragen. Bei vielen Völkern Europa's ist der Geist eben durch seine vielen Reibungen schon ziemlich abgestumpft, und durch den Triumph seines Bestrebens, durch sein Sichselbsterkennen, hat er sich sogar hie und da selbst zerstören müssen. Außerdem werden die Polen von den vielhundertjährigen Geistesanstrengungen des übrigen Europa die reinen Resultate in Empfang nehmen, und während diejenigen Völker, welche bisher an dem babylonischen Thurmbau europäischer Kultur mühsam arbeiteten, erschöpft sind, werden unsere neuen Ankömmlinge mit ihrer slavischen Behendigkeit und noch unerschlafften Rüstigkeit das Werk weiter fördern. Hierzu kommt noch, daſs die wenigsten dieser neuen Arbeiter für Tagelohn handlangern, wie der Fall ist bei uns in Deutschland, wo die Wissenschaften ein Gewerbe und zünftig sind, und wo selbst die Muse eine Milchkuh ist, die so lange für Honorar abgemelkt wird, bis sie reines Wasser giebt. Die Polen, welche sich jetzt auf Wissenschaften

und Künſte werfen, ſind Edelleute, und haben meiſtens Privatvermögen genug, um nicht zu ihrem Lebensunterhalt auf den Ertrag ihrer Kenntniſſe und wiſſenſchaftlichen Leiſtungen angewieſen zu ſein. Unberechenbar iſt dieſer Vorzug. Herrliches zwar hat ſchon der Hunger hervorgebracht, aber noch viel Herrlicheres die Liebe. Auch das Lokal begünſtigt die geiſtigen Fortſchritte der Polen, nämlich ihre Erziehung auf dem Lande. Das polniſche Landleben iſt nicht ſo geräuſchlos und einſamlich, wie das unſrige, da die polniſchen Edelleute ſich auf zehn Stunden weit beſuchen, oft Wochen lang mit der ſämmtlichen Familie beiſammen bleiben, mit wohleingepackten Betten nomadiſch herumreiſen; ſo daſs es mir vorkam, als ſei das ganze Großherzogthum Poſen eine große Stadt, wo nur die Häuſer etwas meilenweit von einander entfernt ſtehen, und in mancher Hinſicht ſogar eine kleine Stadt, weil die Polen ſich Alle kennen, Jeder mit den Familienverhältniſſen und Angelegenheiten des Andern genau bekannt iſt, und dieſe gar oft auf kleinſtädtiſche Weiſe Gegenſtände der Unterhaltung werden. Dennoch iſt dieſes rauſchende Treiben, welches dann und wann auf den polniſchen Landgütern herrſcht, der Erziehung der Jugend nicht ſo ſchädlich, wie das Geräuſch der Städte, das ſich jeden Augenblick in

seinen Tonarten verändert, den Geist der Jugend von der Naturanschauung abwendet, durch Mannigfaltigkeit zersplittert und durch Überreiz abstumpft. Ja, jene zuweilige Störung im ländlichen Stillleben ist der Jugend sogar heilsam, da sie wieder anregt und aufwühlt, wenn der Geist durch die immerwährende äußere Ruhe versumpfen oder, wie man es nennt, versauern möchte; eine Gefahr, die bei uns so oft vorhanden. Das frische, freie Landleben in der Jugend hat gewiss am meisten dazu beigetragen, den Polen jenen großen starken Charakter zu verleihen, den sie im Kriege und im Unglück zeigen. Sie bekommen dadurch einen gesunden Geist in einem gesunden Körper; Dieses bedarf der Gelehrte eben so gut wie der Soldat. Die Geschichte zeigt uns, wie die meisten Menschen, die etwas Großes gethan, ihre Jugend im Stillleben verbrachten. — Ich habe in der letzten Zeit die Erziehung der Mönche im Mittelalter so sehr lobpreisen gehört; man rühmte die Methode in den Klosterschulen und nannte die daraus hervorgegangenen großen Männer, deren Geist sogar in unserer absonderlich geistreichen Zeit Etwas gelten würde; aber man vergaß, dass es nicht die Mönche, sondern die mönchische Eingezogenheit, nicht die Kloster-Schulmethode, sondern die stille Klösterlichkeit selbst war,

die jene Geister nährte und stärkte. Wenn man unsere Erziehungsinstitute mit einer Mauer umgäbe, so würde Dieses mehr wirken, als alle unsere pädagogischen Systeme, sowohl idealisch-humanistische als praktisch-Basedow'sche. Geschähe Dasselbe bei unsern Mädchenpensionen, die jetzt so hübsch frei dastehen zwischen dem Schauspielhause und dem Tanzhause und der Wachtparade gegenüber, so verlören unsere Pensionärrinnen ihre kaleidoskopartige Phantasterei und neudramatische Wassersuppen-Sentimentalität.

Von den Bewohnern der preußisch-polnischen Städte will ich Ihnen nicht Viel schreiben; es ist ein Mischvolk von preußischen Beamten, ausgewanderten Deutschen, Wasserpolen, Polen, Juden, Militär u. s. w. Die preußischen deutschen Beamten fühlen sich von den polnischen Edelleuten nicht eben zuvorkommend behandelt. Viele deutsche Beamte werden oft ohne ihren Willen nach Polen versetzt, suchen aber so bald als möglich wieder heraus zu kommen; Andere sind von häuslichen Verhältnissen in Polen festgehalten. Unter ihnen finden sich auch Solche, die sich darin gefallen, dass sie von Deutschland isoliert sind; die sich bestreben, das bisschen Wissenschaftlichkeit, das sich ein Beamter zum Behuf des Examens erworben haben musste, so schnell als möglich wieder auszugähnen; die ihre Lebens-

philoſophie auf eine gute Mahlzeit baſiert haben, und die bei ihrer Kanne ſchlechten Bieres geifern gegen die polniſchen Edelleute, die alle Tage Ungarwein trinken und keine Aktenſtöße durchzuarbeiten brauchen. Von dem preußiſchen Militär, das in dieſer Gegend liegt, brauche ich nicht Viel zu ſagen; Dieſes iſt, wie überall, brav, wacker, höflich, treuherzig und ehrlich. Es wird von dem Polen geachtet, weil Dieſer ſelbſt ſoldatiſchen Sinn hat und der Brave alles Brave ſchätzt; aber von einem näheren Gefühle iſt noch nicht die Rede.

Poſen, die Hauptſtadt des Großherzogthums, hat ein trübſinniges, unerfreuliches Anſehen. Das einzige Anziehende iſt, daſs ſie eine große Menge katholiſcher Kirchen hat. Aber keine einzige iſt ſchön. Vergebens wallfahrte ich alle Morgen von einer Kirche zur andern, um ſchöne alte Bilder aufzuſuchen. Die alten Gemälde finde ich hier nicht ſchön, und die einigermaßen ſchönen ſind nicht alt. Die Polen haben die fatale Gewohnheit, ihre Kirchen zu renovieren. Im uralten Dom zu Gneſen, der ehemaligen Hauptſtadt Polens, fand ich lauter neue Bilder und neue Verzierungen. Dort intereſſierte mich nur die figurenreiche, aus Eiſen gegoſſene Kirchenthür, die einſt das Thor von Kiew war, welches der ſiegreiche Boguslaw erbeutete, und worin noch

ſein Schwerthieb zu ſehen iſt. Der Kaiſer Napoleon hat ſich, als er in Gneſen war, ein Stückchen aus dieſer Thür herausſchneiden laſſen, und dieſe hat durch ſolche hohe Aufmerkſamkeit noch mehr an Werth gewonnen. In dem Gneſener Dom hörte ich auch nach der erſten Meſſe einen vierſtimmigen Geſang, den der heilige Adalbert, der dort begraben liegt, ſelbſt komponiert haben ſoll und der alle Sonntage geſungen wird. Der Dom hier in Poſen iſt neu, hat wenigſtens ein neues Anſehen, und folglich gefiel er mir nicht. Neben demſelben liegt der Pallaſt des Erzbiſchofs, der auch zugleich Erzbiſchof von Gneſen, und folglich zugleich römiſcher Kardinal iſt, und folglich rothe Strümpfe trägt. Er iſt ein ſehr gebildeter, franzöſiſch urbaner Mann, weißhaarig und klein. Der hohe Klerus in Polen gehört immer zu den vornehmſten adligen Familien; der niedere Klerus gehört zum Plebs, iſt roh, unwiſſend und rauſchliebend. — Ideenaſſociation führt mich direkt auf das Theater. Ein ſchönes Gebäude haben die hieſigen Einwohner den Muſen zur Wohnung angewieſen; aber die göttlichen Damen ſind nicht eingezogen, und ſchickten nach Poſen bloß ihre Kammerjungfern, die ſich mit der Garderobe ihrer Herrſchaft putzen und auf den geduldigen Brettern ihr Weſen treiben. Die Eine ſpreizt ſich wie ein Pfau, die

Andere flattert wie eine Schnepfe, die Dritte kollert wie ein Truthahn und die Vierte hüpft auf einem Beine wie ein Storch. Das entzückte Publikum aber sperrt ellenweit den Mund auf, der Epaulett-Mensch ruft: „Auf Ehre, Melpomene! Thalia! Polyhymnia! Terpsichore!“ — Auch einen Theater-Recensenten giebt es hier. Als wenn die unglückliche Stadt nicht genug hätte an dem bloßen Theater! Die trefflichen Recensionen dieses trefflichen Recensenten stehen bis jetzt nur in der Posener Stadtzeitung, werden aber bald als eine Fortsetzung der Lessing'schen Dramaturgie gesammelt erscheinen!! Doch mag sein, daſs mir dieses Provinzialtheater so schlecht erscheint, weil ich just von Berlin komme und noch zuletzt die Schröck und die Stich sah. Nein, ich will nicht das ganze Posen'sche Theater verdammen; ich bekenne sogar, daſs es ein ganz ausgezeichnetes Talent, zwei gute Subjekte und einige nicht ganz schlechte besitzt. Das ausgezeichnete Talent, wovon ich hier spreche, ist Demoiselle Paien. Ihre gewöhnliche Rolle ist die erste Liebhaberin. Da ist nicht das weinerliche Lamento und das zierliche Geträtsche jener Gefühlvollen, die sich für die Bühne berufen glauben, weil sie vielleicht im Leben die sentimentale oder kokette Rolle mit einigem Succeſs gespielt, und die man von den Brettern fortpfeifen

möchte, eben weil man ſie im einſamen Kloſett herzlich applaudieren würde. Demoiſelle Paien ſpielt mit gleichem Glücke auch die heterogenſten Rollen, eine Eliſabeth ſo gut wie eine Marie. Am Beſten gefiel ſie mir jedoch im Luſtſpiel, in Konverſationsſtücken, und da beſonders in jovialen, neckenden Rollen. Sie ergötzte mich königlich als Pauline in „Sorgen ohne Noth und Noth ohne Sorge“. Bei Demoiſelle Paien fand ich ein freies Spielen von innen heraus, eine wohlthuende Sicherheit, eine fortreißende Kühnheit, ja faſt Verwegenheit des Spiels, wie wir es nur bei einem echten, großen Talente gewahren. Ich ſah ſie ebenfalls mit Entzücken in einigen Männerrollen, z. B. in der „Liebeserklärung“ und in Wolff's „Cäſario“; nur hätte ich hier eine etwas eckige Bewegung der Arme zu rügen, welchen Fehler ich aber auf Rechnung der Männer ſetze, die ihr zum Muſter dienen. Demoiſelle Paien iſt zu gleicher Zeit Sängerin und Tänzerin, hat ein günſtiges Äußere, und es wäre Schade, wenn dieſes kunſtbegabte Mädchen in den Sümpfen herumziehender Truppen untergehen müſſte.

Ein brauchbares Subjekt der Poſener Bühne iſt Herr Carlſen, er verdirbt keine Rolle; auch muſs man Madame Paien eine gute Schauſpielerin nennen. Sie glänzt in den Rollen lächerlicher Alten. Als

Geliebte Schieberle's gefiel ſie mir beſonders. Sie ſpielt ebenfalls keck und frei, und hat nicht den gewöhnlichen Fehler derjenigen Schauſpielerinnen, die zwar mit vieler Kunſt ſolche Alteweiberrollen darſtellen, uns aber doch gern merken laſſen möchten, daſs in der alten Schachtel noch immer eine aimable Frau ſtecke. Herr Oldenburg, ein ſchöner Mann, iſt als Liebhaber im Luſtſpiel unerquicklich und ein Muſter von Steifheit und Unbeholfenheit; als Heldliebhaber im Trauerſpiel iſt er ziemlich erträglich. Es iſt nicht zu verkennen, daſs er Anlage zum Tragiſchen hat; aber ſeinen langen Armen, die bei den Knieen perpendikelartig hin und her fliegen, muſs ich alles Schauſpielertalent durchaus abſprechen. Als Richard in „Roſamunde" gefiel er mir aber, und ich überſah manchmal den falſchen Pathos, weil ſolcher im Stücke ſelbſt liegt. In dieſem Trauerſpiel gefiel mir ſogar Herr Munſch als König am Ende des zweiten Akts in der unübertrefflichen Knalleffektſcene. Herr Munſch pflegt gewöhnlich, wenn er in Leidenſchaft geräth, einem Gebell ähnliche Töne auszuſtoßen. Demoiſelle Franz, ebenfalls erſte Liebhaberin, ſpielt ſchlecht aus Beſcheidenheit; ſie hat etwas Sprechendes im Geſicht, nämlich einen Mund. Madame Fabrizius iſt ein niedliches Figürchen, und gewiſs enchantierend außer dem Theater. Ihr Mann,

Herr Fabrizius, hat in dem Luſtſpiel: „Des Herzogs Befehl“ den großen Fritz ſo meiſterhaft parodiert, daſs ſich die Polizei hätte drein miſchen ſollen. Madame Carlſen iſt die Frau von Herrn Carlſen. Aber Herr Vogt iſt der Komiker: er ſagt es ja ſelbſt, denn er macht den Komödienzettel. Er iſt der Liebling der Galerie, hat den Grundſatz, daſs man eine Rolle wie die andere ſpielen müſſe, und ich ſah mit Bewunderung, daſs er demſelben getreu blieb als Fels von Felſenburg, als dummer Baron im „Alpenröschen“, als Spießbürger-Anführer im „Vogelſchießen“ u. ſ. w. Es war immer ein und derſelbe Herr Ernſt Vogt mit ſeiner Fiſtelkomik. Einen andern Komiker hat Poſen kürzlich gewonnen in Herrn Ackermann, von welchem ich den Staberle und „Die falſche Catalani“ mit vielem Vergnügen geſehen. Madame Leutner iſt die Direktrice der Poſener Bühne, und findet Nichts weniger als ihre Rechnung dabei. Vor ihr ſpielte hier die Köhler'ſche Truppe, die jetzt in Gneſen iſt, und zwar im allerdeſolateſten Zuſtande. Der Anblick dieſer armen Waiſenkinder der deutſchen Kunſt, die ohne Brot und ohne aufmunternde Liebe in dem fremden kalten Polen herumirren, erfüllte meine Seele mit Wehmuth. Ich habe ſie bei Gneſen auf einem freien, mit hohen Eichen romantiſch umzäunten Platze, ge-

nannt der Waldkrug, ſpielen ſehen; ſie führten ein Schauſpiel auf, betitelt: „Bianka von Toredo, oder die Beſtürmung von Caſtellnero“, ein großes Ritterſchauſpiel in fünf Aufzügen von Winkler; es wurde Viel darin geſchoſſen und gefochten und geritten, und innig rührten mich die armen, geängſtigten Prinzeſſinnen, deren wirkliche Betrübnis merklich ſchimmerte durch ihre betrübte Deklamation, deren häusliche Dürftigkeit ſichtbar hervorguckte aus ihrem fürſtlichen Goldflitterſtaate, und auf deren Wangen das Elend nicht ganz von der Schminke bedeckt war. — Vor Kurzem ſpielte hier auch eine polniſche Geſellſchaft aus Krakau. Für zweihundert Thaler Abſtandsgeld überließ ihr Madame Leutner die Benutzung des Schauſpielhauſes auf vierzehn Darſtellungen. Die Polen gaben meiſtens Opern. An Parallelen zwiſchen ihnen und der deutſchen Truppe konnte es nicht fehlen. Die Poſener von deutſcher Zunge geſtanden zwar, daſs die polniſchen Schauſpieler ſchöner ſpielten als die deutſchen, und ſchöner ſangen, und eine ſchönere Garderobe führten u. ſ. w.; aber ſie bemerkten doch: die Polen hätten keinen Anſtand. Und Das iſt wahr; es fehlte ihnen jene traditionelle Theateretikette und pompöſe, pretiöſe und graciöſe Gravität deutſcher Komödianten. Die Polen ſpielen im Luſtſpiel, im bürgerlichen

Schauſpiel und in der Oper nach leichten, franzöſiſchen Muſtern; aber doch mit der original-polniſchen Unbefangenheit. Ich habe leider keine Tragödie von ihnen geſehen. Ich glaube, ihre Hauptforce iſt das Sentimentale. Dieſes bemerkte ich in einer Vorſtellung des „Taſchenbuchs“ von Kotzebue, das man hier gab unter dem Titel: „Jan Grudczinski, Staroſt von Rawa“, Schauſpiel in drei Akten, nach dem Deutſchen von L. A. Dmuszewski. Ich wurde ergriffen von dem hinreißend ſchmelzenden Klagenerguſs der Madame Szymkaylowa, welche die Jadwiga, Tochter des in Anklagezuſtand geſetzten Staroſts ſpielte. Die Sprache des Herrn Wlodek, Liebhaber Jadwiga's, trug daſſelbe ſentimentale Kolorit. An die Stelle der tabackſchnupfenden Alten war ein ſchnupfender Haushofmeiſter, „Tadeusz Telempski“, ſubſtituiert, den Herr Zebrowski ziemlich unbedeutend gab. Eine unvergleichliche Anmuth zeigten die polniſchen Sängerinnen, und das ſonſt ſo rohe Polniſche klang mir wie Italiäniſch, als ich es ſingen hörte. Madame Skibinska beſeligte meine Seele als Prinzeſſin von Navarra, als Zetulba im „Kalifen von Bagdad“ und als Aline. Eine ſolche Aline habe ich noch nie gehört. In der Scene, da ſie ihren Geliebten in den Schlaf ſingt und die bedrängenden Botſchaften erhält, zeigte

ſie auch ein Spiel, wie es ſelten bei einer Sängerin gefunden wird. Sie und ihr heiteres Golkonda werden mir noch lange vor den Augen ſchweben und in den Ohren klingen. Madame Zawadzka iſt eine liebliche Lorezza, ein freundlich ſchönes Mädchenbild. Auch Madame Wlodkowa ſingt trefflich. Herr Zawadzki ſingt den Olivier ganz vorzüglich, ſpielt ihn aber ſchlecht. Herr Romanowski giebt einen guten „Johann“. Herr Szymkaylo iſt ein gar köſtlicher Buffo. Aber die Polen haben keinen Anſtand! Viel mag der Reiz der Neuheit dazu beigetragen haben, daſs mich die polniſchen Schauſpieler ſo ſehr ergötzen. Bei jeder Vorſtellung, die ſie gaben, war das Haus gedrängt voll. Alle Polen, die in Poſen ſind, beſuchten aus Patriotismus das Theater. Die meiſten polniſchen Edelleute, deren Güter nicht gar zu weit von hier entfernt liegen, reiſten nach Poſen, um polniſch ſpielen zu ſehen. Der erſte Rang war gewöhnlich garniert von polniſchen Schönen, die, Blume an Blume gedrängt, heiter beiſammen ſaßen und vom Parterre aus den herrlichſten Anblick gewährten.

Von Antiquitäten der Stadt Poſen und des Großherzogthums überhaupt will ich Ihnen Nichts ſchreiben, da ſich jetzt ein weit erfahrenerer Alterthumsforſcher, als ich, bin damit beſchäftigt, und gewiſs

bald dem Publikum viel Interessantes darüber mittheilen wird. Dieser ist der hiesige Professor Maximilian Schottky, der sechs Jahre im Auftrag unserer Regierung in Wien zubrachte, um dort deutsche Geschichts- und Sprachurkunden zu sammeln. Angetrieben von einem jugendlichen Enthusiasmus für diese Gegenstände, und dabei unterstützt von den gründlichsten gelehrten Kenntnissen, hat Professor Schottky eine literarische Ausbeute mitgebracht, die der deutsche Alterthumsforscher als unschätzbar betrachten kann. Mit einem beispiellosen Fleiße und einer rastlosen Thätigkeit muss Derselbe in Wien gearbeitet haben, da er nicht weniger als sechsunddreißig dicke, und zwar sehr dicke, und fast sämmtlich schön geschriebene Quartbände Manuskript von dort mitgebracht hat. Außer ganzen Abschriften altdeutscher Gedichte, die gut gewählt und für die Berliner und Breslauer Bibliothek bestimmt sind, enthalten diese Bände auch viele zur Herausgabe schon fertige große, meistens historische Gedichte und Dichterblüthen des dreizehnten Jahrhunderts, alle durch Sach- und Spracherklärungen und Handschriften-Vergleichungen gründlich bearbeitet; hiernächst enthalten diese Bände prosaische Auflösungen von einigen Gedichten, die größtentheils dem Sagenkreise des Königs Artus angehören, und auch die größere Lesewelt ansprechen

können; ferner viele mit Scharfsinn und Umsicht entworfene Zusammenstellungen aus gedruckten und ungedruckten Denkmalen, deren Überschriften den meisten und wichtigsten Lebensverhältnissen im ganzen Mittelalter zur Bezeichnung dienen; dann enthalten diese Bände rein geschichtliche Urkunden, worunter eine in den Haupttheilen vollständige Abschrift der Gedenkbücher des Kaisers Maximilian's I. von 1494—1508, drei starke Quartbände füllend, und eine Sammlung alter Urkunden aus späterer Zeit am wichtigsten sind, weil erstere das Leben des großen Kaisers und den Geist seiner Zeit so treu beleuchten, und letztere, die mit der alten Orthographie genau abgeschrieben sind, über viele Familienverhältnisse des österreichischen Hauses Licht verbreiten und nicht Jedem zugänglich sind, dem nicht, wie dem Professor Schottky, aus besonderer Gunst die Archive geöffnet werden. Endlich enthalten diese Bände über anderthalbtausend Lieder aus alten verschollenen Sammlungen, aus seltenen fliegenden Blättern und aus dem Munde des Volkes niedergeschrieben, — Materialien zur Geschichte der östreichischen Dichtkunst, dahin einschlagende Lieder und größere Gedichte, Auszüge seltener Werke, interessante mündliche Sagen, Volkssprüche, durchgezeichnete Schriftzüge der östreichischen Fürsten, eine Menge

Hexenproceſſe in Originalakten, Nachrichten über Kinderleben, Sitten, Feſte und Gebräuche in Öſterreich, und eine Menge anderer ſehr wichtiger und manchmal wunderlicher Notizen. Zwar von tiefer Kenntnis des Mittelalters und inniger Vertrautheit mit dem Geiſte deſſelben zeugen die oben erwähnten ſinnreichen Zuſammenſtellungen unter verſchiedene Rubriken; aber dieſes Verfahren entſtammt doch eigentlich den Fehlgriffen der Breslauer Schule, welcher Profeſſor Schottky angehört. Nach meiner Anſicht geht die Erkenntnis des ganzen geiſtigen Lebens im Mittelalter verloren, wenn man ſeine einzelnen Momente in ein beſtimmtes Fachwerk einregiſtriert; wie ſehr ſchön und bequem es auch für das größere Publikum ſein mag, wenn man, wie in Schottky's Zuſammenſtellungen meiſtens der Fall iſt, z. B. unter der Rubrik Ritterthum gleich Alles beiſammen findet, was auf Erziehung, Leben, Waffen, Feſtſpiele und andere Angelegenheiten der Ritter Bezug hat; wenn man unter der Frauenrubrik alle möglichen Dichterfragmente und Notizen beiſammen findet, die ſich auf das Leben der Frauen im Mittelalter beziehen; wenn Dieſes ebenſo der Fall iſt bei Jagd, Liebe, Glaube u. ſ. w. Über den Glauben im Mittelalter giebt Profeſſor Schottky (bei Max in Breslau) nächſtens ein Werk heraus, betitelt:

„Gott, Christus und Maria.“ In der „Zeitschrift für Vergangenheit und Gegenwart“, welche Professor Schottky nächstes Jahr (bei Munk in Posen) herausgiebt, werden wir von ihm gewiss viele der schätzbarsten Aufsätze über das Mittelalter und herrliche Resultate seiner Forschungen erhalten, obschon diese Zeitschrift auch einen großen Theil der allergegenwärtigsten Gegenwart umfassen, und zunächst eine literarische Verbindung Ostdeutschlands mit Süd- und Westdeutschland bezwecken soll. Es ist dennoch sehr zu bedauern, dass dieser Gelehrte auf einem Platze lebt, wo ihm die Hilfsmittel fehlen zur Bearbeitung und Herausgabe seiner reichen Materialiensammlung. In Posen ist keine Bibliothek; wenigstens keine, die diesen Namen verdiente. Auf der Allee hier, die Berliner Linden in Miniatur, wird jetzt eine Bibliothek gebaut, und wenn sie fertig ist, mit Büchern allmählich versehen werden, und es wäre schlimm, wenn die Schottky'schen Sammlungen so lange unbearbeitet und dem größeren Publikum unzugänglich bleiben müssten. Außerdem muss man im wirklichen Deutschlande leben, wenn man mit einer Arbeit beschäftigt ist, die ein gänzliches Versenken in deutschen Geist und deutsches Wesen nothwendig erfordert. Den deutschen Alterthums-

forscher müssen deutsche Eichen umrauschen. Es ist zu befürchten, dass der heiße Enthusiasmus für das Deutsche sich in der sarmatischen Luft abkühle oder verflüchtige. Möge der wackre Schottky jene äußern Anregungen nie entbehren, ohne welche keine ungewöhnliche Arbeit gedeihen kann. Es betrifft diese eine unserer heiligsten und wichtigsten Angelegenheiten, unsere Geschichte. Das Interesse für dieselbe ist zwar jetzt nicht sonderlich rege im Volke. Es ist sogar der Fall, dass gegenwärtig das Studium altdeutscher Kunst- und Geschichtsdenkmale im Allgemeinen übel accreditiert ist; eben weil es vor mehreren Jahren als Mode getrieben wurde, weil der Schneiderpatriotismus sich damit breit machte, und weil unberufene Freunde ihm mehr geschadet, als die bittersten Feinde. Möge bald die Zeit kommen, wo man auch dem Mittelalter sein Recht widerfahren lässt, wo kein alberner Apostel seichter Aufklärung ein Inventarium der Schattenpartieen des großen Gemäldes verfertigt, um seiner lieben Lichtzeit dadurch ein Kompliment zu machen; wo kein gelehrter Schulknabe Parallelen zieht zwischen dem Kölner Dom und dem Pantheon, zwischen dem Nibelungenlied und der Odyssee, wo man die Mittelalter-Herrlichkeiten aus ihrem organischen Zu-

ſammenhange erkennt, und nur mit ſich ſelbſt vergleicht, und das Nibelungenlied einen verſificierten Dom und den Kölner Dom ein ſteinernes Nibelungenlied nennt.

Der Thee.

Humoreske.

(1830.)

Der Schauplatz der Geſchichte, die ich jetzt erzählen will, ſind wieder die Bäder von Lucca.

Fürchte dich nicht, deutſcher Leſer; es iſt gar keine Politik darin, ſondern bloß Philoſophie, oder vielmehr eine philoſophiſche Moral, wie du es gern haſt. Es iſt wirklich ſehr politiſch von dir, wenn du von Politik Nichts wiſſen willſt, du erführeſt doch nur Unangenehmes oder Demüthigendes. Meine Freunde waren mit Recht über mich ungehalten, daſs ich mich die letzten Jahre faſt nur mit Politik beſchäftigt und ſogar politiſche Bücher herausgab. „Wir leſen ſie zwar nicht," ſagten ſie, „aber es macht uns ſchon ängſtlich, daſs ſo Etwas in Deutſchland gedruckt wird, in dem Lande der Philoſophie und der Poeſie. Willſt du nicht mit uns träumen, ſo wecke uns wenigſtens nicht aus dem ſüßen

Schlafe. Laſs du die Politik, verſchwende nicht daran deine ſchöne Zeit, vernachläſſige nicht dein ſchönes Talent für Liebeslieder, Tragödien, Novellen, und gebe uns darin deine Kunſtanſichten oder irgend eine gute philoſophiſche Moral.“

Wohlan, ich will mich ruhig wie die Andern aufs träumeriſche Polſter hinſtrecken und meine Geſchichte erzählen. Die philoſophiſche Moral, die darin enthalten ſein ſoll, beſteht in dem Satze: daſs wir zuweilen lächerlich werden können, ohne im Geringſten ſelbſt daran Schuld zu ſein. Eigentlich ſollte ich bei dieſem Satze in der erſten Perſon des Singularis ſprechen — nun ja, ich will es, lieber Leſer, aber ich bitte dich, ſtimme nicht ein in ein Gelächter, das ich nicht verſchuldet. Denn iſt es meine Schuld, daſs ich einen guten Geſchmack habe, und daſs guter Thee mir gut ſchmeckt? Und ich bin ein dankbarer Menſch, und als ich in den Bädern von Lucca war, lobte ich meinen Hauswirth, der mir dort ſo guten Thee gab, wie ich ihn noch nie getrunken.

Dieſes Loblied hatte ich auch bei Lady Woolen, die mit mir in demſelben Hauſe wohnte, ſehr oft angeſtimmt, und dieſe Dame wunderte ſich darüber um ſo mehr, da ſie, wie ſie klagte, trotz allen Bitten von unſerem Hauswirthe keinen guten Thee

erhalten konnte und deſshalb genöthigt war, ihren Thee per Eſtafette aus Livorno kommen zu laſſen.

„Der iſt aber himmliſch!“ ſetzte ſie hinzu und lächelte göttlich.

Miladh, erwiderte ich, ich wette, der meinige iſt noch viel beſſer.

Die Damen, die zufällig gegenwärtig, wurden jetzt von mir zum Thee eingeladen, und ſie verſprachen, des anderen Tages um ſechs Uhr auf jenem heiteren Hügel zu erſcheinen, wo man ſo traulich beiſammen ſitzen und ins Thal hinabſchauen kann.

Die Stunde kam, Tiſchchen gedeckt, Butterbrötchen geſchnitten, Dämchen vergnügt ſchwatzend — aber es kam kein Thee.

Es war Sechs, es wurde halb Sieben, die Abendſchatten ringelten ſich wie ſchwarze Schlangen um die Füße der Berge, die Wälder dufteten immer ſehnſüchtiger, die Vögel zwitſcherten immer dringender — aber es kam kein Thee. Die Sonnenſtrahlen beleuchteten nur noch die Häupter der Berge, und ich machte die Damen darauf aufmerkſam, daſs die Sonne verzögernd ſcheide, und ſichtbar ungern die Geſellſchaft ihre Mitſonnen verlaſſe.

Das war gut geſagt — aber der Thee kam nicht.

Endlich, endlich, mit seufzendem Gesicht, kam mein Hauswirth und frug: ob wir nicht Sorbett statt des Thees genießen wollten?

„Thee! Thee!“ riefen wir Alle einstimmig.

Und zwar denselben — setzte ich hinzu — den ich täglich trinke.

„Von demselben, Excellenzen? Es ist nicht möglich!“

Weßhalb nicht möglich? rief ich verdrießlich.

Immer verlegener wurde mein Hauswirth, er stammelte, er stockte; nur nach langem Sträuben kam er zu einem Geständnis — und es löste sich das schreckliche Räthsel.

Mein Herr Hauswirth verstand nämlich die bekannte Kunst, den Theetopf, woraus schon getrunken worden, wieder mit ganz vorzüglich heißem Wasser zu füllen, und der Thee, der mir so gut geschmeckt, und wovon ich so viel geprahlt, war nichts Anders, als der jedesmalige Aufguß von demselben Thee, den meine Hausgenossin, Lady Woolen, aus Livorno kommen ließ.

Die Berge rings um die Wälder von Lucca haben ein ganz außerordentliches Echo, und wissen ein lautes Damengelächter gar vielfach zu wiederholen.

Recenſionen.

Rheinisch-westfälischer Musen-Almanach

auf das Jahr 1821.

Herausgegeben von Friedrich Raßmann.

Hamm, bei Schulz und Wundermann.

(1821.)

„Was lange wird, wird gut" — „Eile mit Weile" — „Rom ist nicht in einem Tag gebaut" — „Kommst du heut nicht, kommst du morgen" und noch viele hundert ähnliche Sprichwörter führt der Deutsche beständig im Munde, dienen ihm als Krücken bei jeder Handlung, und sollten mit Recht der ganzen deutschen Geschichte als Motto vorangesetzt werden. — Nur unsere Almanachs-Herausgeber haben sich von jenen leidigen Sprichwörtern losgesagt, und ihre poetischen Blumensträußchen, die dem Publikum in winterlicher Zeit ein Surrogat für wirkliche Sommerblumen sein sollen, pflegen schon im Frühherbste zu erscheinen. Es ist daher befremdend, daſs vorliegender poetische Blu-

menſtrauß ſo ſpät, nämlich im April 1821, zum Vorſchein gekommen. Lag die Schuld an den Blumenlieferanten, den Einſendern? oder am Straußbinder, dem Herausgeber? oder an der Blumenhändlerin, der Verlagshandlung? Doch es iſt ja kein gewöhnlicher Almanach, kein poetiſches Taſchenbuch oder ähnliches Duodezbüchlein, das als ein niedliches Neujahrsgeſchenk in die Sammet-Ridiküls holder Damen geſchmeidig hineingleiten ſoll, oder beſtimmt iſt, mit der feingeglätteten Vignettenkapſel und dem hervorblitzenden Goldſchnitt auf duftender Toilette neben der Pomadenbüchſe zu prangen; nein — Herr Raßmann giebt uns einen Muſen-Almanach. In einem ſolchen darf nämlich gar keine Proſa (und, wenn es thunlich iſt, auch gar nichts Proſaiſches) enthalten ſein; aus dem einfachen Grunde: weil die Muſen nie in Proſa ſprechen. Dieſer Satz, der durch hiſtoriſche Erinnerungen an die Muſen-Almanache von Voß, Tieck, Schlegel u. ſ. w. entſtanden iſt, hat des Referenten ſelige Großmutter einſt veranlaſſt, zu behaupten, daſs es eigentlich gar keine Poeſie giebt, wo keine Reime klingen oder Hexameter ſpringen. Nach dieſem Grundſatz kann man dreiſt behaupten, daſs viele unſerer berühmten, viele unſerer ſehr geleſenen Autoren, wie z. B. Jean Paul, Hoffmann, Clauren,

Karoline Fouqué u. ſ. w. Nichts von der Poeſie verſtehen, weil ſie nie oder höchſt ſelten Verſe machen. Doch viele Leute, worunter Referent ſo halb und halb auch gehört, wollen dieſen Grundſatz beſtreiten. Sollte Herr Raßmann nicht auch zu dieſen Leuten gehören? Warum aber dieſe engbrüſtige Laune, bei einer poetiſchen Kunſtausſtellung — was doch der Muſen-Almanach eigentlich ſein ſoll — gar keine Proſa einzulaſſen? — Indeſſen, abgeſehen von allem Zufälligen und zur Form Gehörigen, muſs Referent geſtehen, daſs ihn der Inhalt des Büchleins recht freundlich und innig angeſprochen hat, daſs ihm bei manchem Gedichte das Herz aufgegangen, und daſs ihm bei der Lektüre des „Rheiniſch-weſtfäliſchen Muſen-Almanachs“ ſo wohlig, heimiſch und behaglich zu Muthe war, als ob er ſein Leibgericht äße, rohen weſtfäliſchen Schinken nebſt einem Glaſe Rheinwein. Durchaus ſoll hier nicht angedeutet ſein, als ob die im Almanach enthaltenen weſtfäliſchen Dichter mit weſtfäliſchem Schinken, hingegen die ebenfalls darin enthaltenen rheiniſchen Dichter mit Rheinwein zu vergleichen wären. Referent kennt zu genau den kreuzbraven, echtwackern Sinn des Kernweſtfalen, um nicht zu wiſſen, daſs er in keinem Zweige der Literatur ſeinen Nachbaren nachzuſtehen braucht, obzwar er noch nicht darauf eingeübt iſt, mit den

literarischen Kastagnetten sich durchzuklappern und ästhetische Maulhelden niederzuschwatzen.

Von den siebenunddreißig Dichtern, die der Musen-Almanach vorführt und worunter auch einige neue Namen hervorgrüßen, muss zuerst der Herausgeber erwähnt werden. Raßmann gehört der Form nach der neuern Schule zu; doch sein Herz gehört noch der alten Zeit an, jener guten alten Zeit, wo alle Dichter Deutschlands gleichsam nur ein Herz hatten. Schon bei dem flüchtigen Anblick der Gegenstände der literarischen Thätigkeit Raßmann's wird man innig gerührt durch seine Liebe für fremde Arbeiten und sein emsiges Hervorsuchen des fremden Verdienstes (lauter altfränkische Eigenschaften, die längst aus der Mode gekommen!) In den Gedichten Raßmann's, die der Musen-Almanach enthält, besonders in „Einzwängung des Frühlings", „Der Töpfer nach der Heirath" und im „Armen Heinrich" finden sich ganz ausgesprochen jene grundehrliche Gesinnung, liebreiche Betriebsamkeit und fast Hans-Sachsische Ausmalerei. E. M. Arndt's Gedicht „Die Burg des echten Wächters" ist herzlich und jugendlich frisch. In W. v. Blomberg's „Elegie auf die Herzogin von Weimar" sind recht schöne und anmuthige Stellen. Bueren's Nachtstück „Die Hexen" ist sehr anziehend; der Verfasser fühlt

gar wohl, wie Viel durch metriſche Kunſtgriffe erreicht werden kann, er fühlt gar wohl die Macht der Spondeen, beſonders der ſpondeiſchen Reime; doch die höhere Feinheit, die Mäßigkeit, die im Gebrauche derſelben beobachtet werden muſs, iſt ihm bis jetzt noch unbekannt. In J. B. Rouſſeau's Gedicht „Verluſt" weht ein zarter und doch herzinnig glühender Hauch, liebliche Weichheit und heimlich ſüße Wehmuth. Heilmann's Gedicht „Geiſt der Liebe" wäre ſehr gut, wenn mehr Geiſt und weniger (das Wort) Liebe drin wäre. Der Stoff von Theobald's „Schelm von Bergen" iſt wunderſchön, faſt unübertrefflich; doch der Verfaſſer iſt auf falſchem Wege, wenn er den Volkston durch holpernde Verſe und Sprachplumpheit nachzuahmen ſucht. Der gemüthliche Gebauer giebt uns hier vier Gedichte, recht herzig, recht hübſch. Wilhelm Smets giebt ebenfalls eine Reihe ſchöner Dichtungen, wovon einige gewiſs ſeelenerquickend genannt werden dürfen. Zu dieſen gehören das Sonett „An Ernſt von Laſſaulx" und das Gedicht „An Eliſabeth's Namenstage." Nikolaus Meyer's Gedichte ſind recht wacker, einige ganz vortrefflich, am allerſchönſten iſt das Gedicht „Liebesweben." „Der Klausner" von Freifrau Eliſe von Hohenhauſen iſt ein ſinniges, heiteres, blühendes Ge-

mälde, von deſſen Anmuth und Lieblichkeit das Gemüth des Leſers angenehm bewegt wird *). Rühmliche Auszeichnung verdienen die Gedichte von Adelheid von Stolterfoth, von Sophie George und von v. Kurowski-Eichen. — Der Druck des Büchleins iſt recht anſprechend, das Äußere deſſelben faſt zu beſcheiden und einfach. Doch der goldne Inhalt läſſt bald den Mangel des Goldſchnitts überſehen.

*) Dieſer Satz war, wie Heine im „Bemerker," Nr. 15 (Beilage zum 134. Blatte des „Geſellſchafters"), vom 22. Auguſt 1821, erklärt, „durch nachläſſiges Abſchreiben von Seiten des Referenten in der Beurtheilung der Gedichte des „Rheiniſch-weſtfäliſchen Muſen-Almanachs" ausgelaſſen worden."

Der Herausgeber.

Gedichte

von Johann Baptiſt Rouſſeau.

Crefeld, bei Funke. 1823.

Poeſien für Liebe und Freundſchaft.

Von Demſelben.

Hamm, bei Schulz und Wundermann. 1823.

(1823.)

Die Gefühle, Geſinnungen und Anſichten des Jünglingsalters ſind das Thema dieſer zwei Bücher. Ob der Verfaſſer die Bedeutung dieſes Alters völlig begriffen hat, iſt uns nicht bekannt; doch iſt es unverkennbar, daſs ihm die Darſtellung deſſelben nicht miſslungen iſt. — Was will ein Jüngling? Was will dieſe wunderliche Aufregung in ſeinem Gemüthe? Was wollen jene verſchwindenden Geſtalten, die ihn jetzt ins Menſchengewühle, und nachher wieder in die Einſamkeit locken? Was wollen jene unbeſtimmten Wünſche, Ahnungen und Neigungen, die ſich ins Unendliche ziehen, und verſchwinden, und wieder auftauchen und den Jüngling zu einer beſtändigen Be-

wegung antreiben? Jeder antwortet hier auf seine eigne Weise, und da auch wir das Recht haben, unseren eignen Ausdruck zu wählen, so erklären wir jene Erscheinung mit den Worten: „Der Jüngling will eine Geschichte haben.“ Das ist die Bedeutung unseres Treibens in der Jugend; wir wollen Was erlebt haben, wir wollen erbaut und zerstört, genossen und gelitten haben; im Mannesalter ist schon manches Dergleichen erlangt, und jener brausende Trieb, der vielleicht die Lebenskraft selbst sein mag, ist schon etwas abgedämpft und in ein ruhiges Bett geleitet. Doch erst der Greis, der im Kreise seiner Enkel unter der selbstgepflanzten Eiche, oder unter den Leichen seiner Lieben auf den Trümmern seines Hauses sitzt, fühlt jenen Trieb, jenes Verlangen nach einer Geschichte, in seinem Herzen gänzlich befriedigt und erloschen. — Wir können jetzt die Hauptidee obiger zwei Bücher genugsam andeuten, wenn wir sagen, daſs der Verfasser in dem ersten sein Streben, eine Geschichte zu haben, und in dem andern die ersten Anfänge seiner Geschichte dargestellt hat. Wir nannten die Darstellung gelungen, weil der Verfasser uns nicht Reflexionen über seine Gefühle, Gesinnungen und Ansichten, sondern diese letzteren selbst gegeben hat in den von ihnen nothwendig hervorgerufenen Aussprüchen, Thätigkeiten und anderen

Äußerlichkeiten. Er hat die ganze Außenwelt ruhig auf ſich einwirken laſſen und frei und ſchlicht, oft großartig-ehrlich und kindlich-naiv ausgeſprochen, wie ſie ſich in ſeinem bewegten Gemüthe abgeſpiegelt. Der Verfaſſer hat hierin den oberſten Grundſatz der Romantikerſchule befolgt, und hat, ſtatt nach der bekannten falſchen Idealität zu ſtreben, die beſonderſten Beſonderheiten eines einfältiglichen, bürgerlichen Jugendlebens in ſeinen Dichtungen hingezeichnet. Aber was ihn als Dichter bekundet, iſt: daſs in jenen Beſonderheiten ſich wieder das Allgemeine zeigt, und daſs ſogar in jenen niederländiſchen Gemälden, wie ſie uns der Verfaſſer in den Sonetten manchmal darbiebt, das Idealiſche ſelbſt uns ſichtbar entgegen tritt. Dieſe Wahl und Verbindung der Beſonderheiten iſt es ja, woran man das Maß der Größe eines Talents erkennen kann; denn wie des Malers Kunſt darin beſteht, daſs ſein Auge auf eine eigenthümliche Weiſe ſieht, und er z. B. die ſchmutzigſte Dorfſchenke gleich von der Seite auffaſſt und zeichnet, von welcher ſie eine dem Schönheitsſinne und Gemüth zuſagende Anſicht gewährt: ſo hat der wahre Dichter das Talent, die unbedeutendſten und unerfreulichſten Beſonderheiten des gemeinen Lebens ſo anzuſchauen und zuſammen zu ſetzen, daſs ſie ſich zu einem ſchönen, echt poetiſchen

Gedichte gestalten. Deßhalb hat jedes echte Gedicht eine bestimmte Lokalfärbung, und im subjektiven Gedichte müssen wir das Lokal erkennen, wo der Dichter lebt. Aus den vorliegenden Dichtungen haucht uns der Geist der Rheingegenden an, und wir finden darin überall Spuren des dortigen Treibens und Schaffens, des dortigen Volkscharakters mit all seiner Lebensfreude, Anmuth, Freiheitsliebe, Beweglichkeit und unbewussten Tiefe. — In Hinsicht der Kunststufe halten wir das zweite der beiden Bücher für vorzüglicher, als das erste, obschon dieses mehr Ansprechendes und Kräftiges enthält. In dem ersten Buche ist noch die Bewegung der Leidenschaft vorherrschend, eben weil in demselben das unruhige Streben nach Geschichte sich ausspricht; im zweiten dämmert schon eine epische Ruhe hervor, da bereits einiger Geschichtsstoff vorhanden ist, der bestimmte Umrisse gewährt. Nun weiß aber Jeder — und wer es nicht weiß, erfahre es hier — daſs die Leidenschaft eben so gut Gedichte hervorbringt, als der eingeborne poetische Genius. Darum sieht man so viele deutsche Jünglinge, die sich für Dichter halten, weil ihre gährende Leidenschaft, etwa das Hervorbrechen der Pubertät oder der Patriotismus oder der Wahnsinn selbst, einige erträgliche Verse erzeugt. Darum sind ferner manche Winkeläſthetiker, die

vielleicht einen zärtlichen Kutscher oder eine zürnende Köchin in poetische Redensarten ausbrechen sahen, zu dem Wahne gelangt: die Poesie sei gar nichts Anderes, als die Sprache der Leidenschaft. Sichtbar hat unser Verfasser in dem ersten Buche manches Gedicht durch den Hebel der Leidenschaft hervorgebracht; doch von den Gedichten des zweiten Buches lässt sich sagen, dass sie zum Theil Erzeugnisse des Genius sind. Schwerer ist es, das Maß der Kraft Desselben zu bestimmen, und der Raum dieser Blätter erlaubt nicht eine solche Untersuchung. Wir gehen daher über zu einem mehr äußerlichen Bezeichnen der beiden Bücher. Das erste enthält hundert einzelne und verbundene Gedichte, in verschiedenen Vers- und Tonarten. Der Verfasser gefällt sich darin, die meisten südlichen Formen nachzubilden, mit mehr oder weniger Erfolg. Doch auch die schlichtdeutsche Spruchweise und das Volkslied sind nicht vergessen. Seiner Kürze halber sei folgender Spruch erwähnt:

Mir ist zuwider die Kopfhängerei
Der jetzigen deutschen Jugend,
Und ihre, gleich einer Litanei,
Auswendig gelernte Tugend.

Die Volkslieder sind zwar im rechten Volkstone, aber nach unserm Bedünken etwas zu massiv geschrie-

ben. Es kömmt darauf an, den Geiſt der Volksliedformen zu erfaſſen, und mit der Kenntnis desſelben nach unſerem Bedürfnis gemodelte, neue Formen zu bilden. Abgeſchmackt klingen daher die Titular-Volkslieder jener Herren, die den heutigſten Stoff aus der gebildeten Geſellſchaft mit einer Form umkleiden, die vielleicht ein ehrlicher Handwerksburſche vor zweihundert Jahren für den Erguſs ſeiner Gefühle paſſend gefunden. Der Buchſtabe tödtet, doch der Geiſt macht lebendig. — Das zweite Buch enthält nur Sonette, wovon die erſte Hälfte, „Tempel der Liebe“ überſchrieben, aus poetiſchen Apologien befreundeter Geiſter beſteht. Unter den Liebesſonetten halten wir am gelungenſten XVI, XVIII, XX, XXI, XXII, XXXVI. Im „Tempel der Freundſchaft“ zeichnen wir aus die Sonette an Strauß, Arnim und Brentano, A. W. v. Schlegel, Hundeshagen, Smets, Kreuſer, Rückert, Blomberg, Löben, Immermann, Arndt und Heine. Unter dieſen hat uns das Sonett an J. Kreuſer am meiſten angeſprochen. Das Sonett an E. M. Arndt finden wir löblich, weil der Verfaſſer nicht, wie ſo manche zahme Leute, aus bekannten Gründen ſich ſcheut, von dieſem ehrenwerthen Manne öffentlich zu ſprechen. In dieſem Sonette wollen wir den zweiten Vers nicht verſtehen; Babel liegt nicht an der Seine,

Das ist ein widerwärtiger geographischer Irrthum von 1814. Im Ganzen scheint kein tadelsüchtiger Geist in diesem „Tempel der Freundschaft“ zu wohnen, und es mag hie und da das versificierte Wohlwollen allerdings etwas zu reichlich gespendet sein. Besonders ist Dies der Fall in den Sonetten an H. Heine, den der Verfasser auch schon im ersten Buche gehörig bedacht, und den wir hier mit acht Sonetten begabt finden, wo andere Leute mit einem einzigen beehrt sind. Heine's Haupt wird durch jene Sonette mit einem so köstlichen Lorberzweige geschmückt, dass Herr Rousseau sich wahrhaft einmal in der Folge das Vergnügen machen muss, dieses von ihm so schön bekränzte Haupt mit niedlichen Kothkügelchen zu bewerfen; wenn Solches nicht geschieht, so ist es Jammerschade und ganz gegen Brauch und Herkommen, und ganz gegen das Wesen der gewöhnlichen menschlichen Natur.

Tasso's Tod.

Trauerspiel in fünf Aufzügen.

Von Wilhelm Smets.

Coblenz, bei Hölscher.

(1821.)

Diese Dichtung hat uns beim ersten unbefangenen Durchlesen so freundlich ergötzt und gemüthlich angesprochen, dass es uns wahrlich schwer ankömmt, sie mit der nothwendigen Kälte nach den Vorschriften und Anforderungen der dramatischen Kunst kritisch zu beurtheilen, ihren innern Werth mit Unterdrückung individueller Anregungen gewissenhaft genau zu bestimmen, und ihre Mängel und Gebrechen mit strenger Hand aufzudecken. — Ehrlich gestanden, will es uns freilich bedünken, als ob wir bei diesem Geschäft nicht ganz unähnlich sind jenem unzufriedenen Grämlinge, der in der Mittagsschwüle unter einem laubigen Apfelbaume ein kühlendes Obdach fand, den lechzenden

Gaumen mit den Früchten desselben labte, sich weidlich ergötzte an dem Gezwitscher der Vöglein, die von Zweig zu Zweig flatterten, aber endlich gegen Abend sich verdrießlich auf die Beine macht, und über den Baum räsonniert und in sich murmelt: „Das war ein erbärmliches Lager, Das waren ja herbe Holzäpfel, Das war ein unausstehliches Spatzengepiepse u. s. w.“ Indessen, das Recensieren hat doch auch sein Gutes. Es giebt heuer so viele wunderliche Bäume auf dem Parnass, dass es Noth thut, wie in botanischen Gärten Gebrauch ist, bei jedem ein weißes Täfelchen zu stellen, worauf der Wanderer lesen kann: „Unter diesem Baume lässt sich's angenehm ruhen, auf diesem wachsen treffliche Früchte, in diesem singen Nachtigallen“; — so wie auch: „Auf diesem Baume wachsen unreife, unerquickliche und giftige Früchte, unter diesem Baume duftet sinnebetäubender Weihrauch, unter diesem spuken des Nachts alte Rittergeister, in diesem pfeift ein sauberer Vogel, unter diesem Baume kann man gut — einschlafen.“

Wir haben oben bemerkt, dass wir vorliegende Tragödie nach den Kunstvorschriften der Dramaturgie beurtheilen wollen. Doch, da in Betreff derselben auch unsere größten Ästhetiker nicht mit einander übereinstimmen, da es Anmaßung wäre, wenn

wir unſere eigene Meinung als die allein richtige annehmen wollten, und da wir nicht durch ſubjektive Anſicht das Verdienſt des Dichters unbewuſſt beeinträchtigen möchten, ſo wollen wir nie unbedingt ein Urtheil über die Leiſtungen deſſelben fällen, ohne erſt mit wenigen Worten angedeutet zu haben, von welchen äſthetiſchen Grundſätzen wir ausgehn. Wir werden demnach vorliegende Tragödie aus drei Geſichtspunkten beurtheilen: aus dem dramatiſchen, aus dem poetiſchen und aus dem ethiſchen Geſichtspunkte.

Lyrik iſt die erſte und älteſte Poeſie. Sowohl bei ganzen Völkern, als bei einzelnen Menſchen, ſind die erſten poetiſchen Ausbrüche lyriſcher Art. Die gebräuchlichen Konvenienzmetaphern ſcheinen hier dem Dichter zu abgedroſchen und kalt, und er greift nach ungewöhnlichen, impoſanteren Bildern und Vergleichen, um ſowohl ſeine ſubjektiven Gefühle als auch die Eindrücke, welche äußere Gegenſtände auf ſeine Subjektivität ausüben, lebendig darzuſtellen. Es giebt Individuen und ganze Völker, die es in der Poeſie nie weiter als bis zu dieſer Dichtart gebracht haben. Bei beiden deutet Solches auf einen Zuſtand der Geiſteskindheit oder der flachen Einſeitigkeit. Sobald aber beim Dichter eine gewiſſe Verſtandesreife eingetreten iſt, ſobald

ſein geiſtiges Auge das innere Getreibe der äußern Gegenſtände und Begebenheiten beſſer durchſchaut, und ſein Geiſt die Geſammtanſchauung dieſer Außenwelt in ſich aufnimmt, ſo wird es auch ein neues Beſtreben des Dichters ſein, dieſe äußern Gegenſtände in ihrer objektiven Klarheit, ohne Beimiſchung von ſubjektiven Gefühlen und Anſichten, poetiſch ſchön darzuſtellen. So entſteht die epiſche und die dramatiſche Dichtung.

Gewiſſe Talente, wie man ſieht, werden von der einen dieſer Dichtungsarten eben ſo gut wie von der andern erfordert, nämlich: allgemeine Naturanſchauung, Heraustreten aus der Subjektivität, treue, lebendige Schilderung von Begebenheiten, Situationen, Leidenſchaften, Charakteren u. ſ. w. Doch machen wir die vielbeſtätigte Bemerkung: daſs Dichter, die in der einen dieſer Dichtungsarten Meiſter ſind, oft in der andern nichts Erträgliches zu Stande bringen können. Dieſe Beobachtung führt uns zur Unterſuchung, ob jenes Miſslingen nicht dadurch entſteht, weil etwa bei der einen Dichtungsart die oben angedeuteten Talente in minderm Grade erforderlich ſind, als bei der andern, und weil vielleicht das Weſen beider Dichtungsarten ſo erſtaunlich von einander verſchieden iſt?

Wenn wir den epischen und den dramatischen Dichter, jeden in seiner Werkstätte, belauschen und hier sein Verfahren beobachten, so ist uns Nichts leichter, als die Lösung dieser Frage. Der Epiker trägt freilich im Geiste die lebendigste Anschauung seines Stoffes, aber er erzählt einfach, natürlich, sein Erzählen ist zwar meistens ein Nacheinander, aber auch oft ein Nebeneinander, und nicht selten ein Voreinander (Vorausſagen der Katastrophe). Er schildert ruhig die Gegend, die Zeit, das Kostüm seiner Helden, er lässt sie zwar sprechen, aber er erzählt ihre Mienen und Bewegungen und zuweilen gar schießt ein Blitzstrahl aus seinem eigenen Gemüthe, aus seiner Subjektivität, und beleuchtet mit schnellem Lichte das Lokal und die Helden seines Gedichtes. Dieses subjektive Aufblitzen, wovon unsere zwei besten epischen Gedichte, die Odyssee und die Nibelungen, nicht frei sind, und welches vielleicht zum Charakter des Epos gehört, zeigt schon, dass das Talent des gänzlichen Heraustretens aus der Subjektivität beim Epos nicht in so hohem Grade erforderlich ist, als beim Drama. In dieser Dichtart muss jenes Talent vollkommen sein. Aber Das ist noch lange nicht das Hauptsächlichste. Das Drama setzt eine Bühne voraus, wo sich nicht Jemand hinstellt und das Gedicht

vordeklamiert, sondern wo die Helden des Gedichts selbst lebendig auftreten, in ihrem Charakter mitsammen sprechen und handeln. Hierbei hat der Dichter nur nothwendig aufzuzeichnen, was sie sprechen und wie sie handeln. Wehe dem Dichter aber, der es da vergisst, dass diese lebendigen Heldenvorsteller das Recht haben, nach eigener Willkür sich zu gruppieren und Grimassen zu schneiden, dass der Theaterschneider für hübsche Kleider, der Dekorationsmaler für hübsche Umgebungen, der Kapellmeister für dämmernde Gefühle, und der Lampenputzer für klare Beleuchtung Sorge trägt. Das will dem epischen Dichter gar nicht in den Kopf, und wenn er sich im Drama versucht, verwickelt er sich in schöne Gegendbeschreibungen, Charakterschilderungen und zu feine Nüancierungen. Endlich leidet das Drama keinen Stillstand, kein Nebeneinander, noch viel weniger ein Voreinander, wie das Epos. Der Hauptcharakter des Dramas ist also lebendiges und immer lebendigeres Fortschreiten und Ineinandergreifen des Dialogs und der Handlung.

Wir haben hier das Charakteristische im Wesen des Epos und des Dramas leicht hingezeichnet, und Jedem ist es durchaus erklärbar, warum so viele Dichter mit Erfolg aus dem Gebiete der Lyrik in das Gebiet des Epischen übergehen, weil sie hier

ihre Subjektivität nicht ganz und gar zu verleugnen brauchen, und durch etwanige Versuche in der Romanze, in der Elegie, im Roman und in dergleichen Dichtungsarten, welche aus einer Vermischung des Epischen und des Lyrischen bestehen, sich an jene Verleugnung der Subjektivität allmählich gewöhnen können, oder einen leichten Übergang zum Reinepischen finden, statt daſs bei der dramatischen Dichtung keine solche Übergangsform vorhanden ist, und gleich die allerstrengste Unterdrückung der hervorquellenden Subjektivität verlangt wird. Zugleich ist es sichtbar, daſs es die Gewohnheit, welche den erprobtesten epischen Dichter, der immer an Lokal- und Kostümschilderungen u. Dgl. denkt, zum schlechten Dramatiker macht, und daſs es daher gut ist, wenn der Dichter, der im Dramatischen sich hervorthun will, aus dem Gebiete der Lyrik gleich in das Gebiet des Dramas übergeht.

Mit Vergnügen bemerken wir, daſs dieses Letztere der Fall ist beim Verfasser der vorliegenden Tragödie, dessen lyrische Gedichte sowohl durch äußern Glanz als lebendige Innigkeit uns so oft entzückt haben. Indessen, wie schwer, wie äußerst schwer der Übergang vom Lyrischen zum Dramatischen ist, hat unser Herr Verfasser selbst erfahren, da ihm seine erste, dem „Tasso“ vorangehende Tra-

gödie gänzlich mißlungen ist. Doch das ehrliche Geständnis, womit der Verfasser in der Vorrede zum „Tasso“ über dieses Mißlingen sich äußert, so wie auch der überraschende Eindruck, den letztere Tragödie auf Denjenigen macht, der das Unglück gehabt hat, die frühere zu lesen, das Alles berechtigt uns, viele Mängel des „Tasso“ zu übersehen, das rüstige Fortschreiten des Verfassers zu bewundern, sein schon errungenes Talent anzuerkennen und ihm in einiger Ferne den Kranz zu zeigen, der ihm auf solchem Wege und bei solchem Streben nimmermehr vorenthalten werden kann.

Die bescheidene Erklärung in der Vorrede zum „Tasso“ macht es uns gleichsam zur Pflicht, jeder Vergleichung desselben mit dem Goethe'schen Drama desselben Namens gehörig auszuweichen. Doch können wir nicht umhin zu bemerken, daſs die Begebenheit, welche Letzterm zur Katastrophe dient, auch von unserm Verfasser benutzt worden ist, nämlich: der in Liebesverzückung taumelnde Tasso umarmt Leonore von Este. Als historisch müssen wir diese Begebenheit leugnen. Tasso's Hauptbiographen, sowohl Serassi, als auch (wenn wir nicht irren,) Manso, verwerfen sie. Nur Muratori erzählt uns ein solches Märchen. Wir zweifeln sogar, ob je eine Liebe zwischen der zehn Jahr'

ältern Prinzessin Leonore und Tasso existiert habe. Überhaupt, wir können auch nicht unbedingt annehmen die allgemein verbreitete Meinung, als habe Herzog Alphons aus bloßem Egoismus, aus Furcht, seinen eigenen Ruhm geschmälert zu sehn, den armen Dichter ins Narrenhospital einsperren lassen. Ist es denn so etwas ganz Unerhörtes und Unbegreifliches, daß ein Poet verrückt geworden sei? Warum wollen wir uns dieses Verrücktwerden nicht vernünftig erklären? Warum nicht wenigstens annehmen, daß die Ursache jener Einsperrung sowohl im Hirne des Dichters, als im Herzen des Fürsten gelegen habe? Doch wir wollen von allem historischen Vergleichen lieber gleich abgehen, setzen die Fabel des Stücks, wie sie allgemein gäng und gebe ist, als bekannt voraus, und sehen zu, wie unser Verfasser seinen Stoff behandelt hat.

Das Erste, was wir hier erblicken, ist, daß der Verfasser eine von Manso erwähnte und von Serassi durchaus geleugnete Leonore ins Spiel zieht. Durch diesen glücklichen Griff gewinnt das Stück an interessanter, intrigenartiger, dramatischer Verwickelung. Diese Leonore No. 3, genannt Leonore von Gisello, ist Gesellschafterin der Gräfin Leonore von Sanvitale. Mit dem Zweigespräch

dieſer Beiden im Schloſspark zu Ferrara beginnt das Stück.

Leonore von Giſello geſteht, daſs ſie Taſſo liebe, und erzählt, daſs ſie einen Beweis ſeiner Gegenliebe habe. Die Gräfin entgegnet ihr, daſs dieſer Beweis, der darin beſtehe, daſs ſo oft in Taſſo's Liedern der Name Leonore gefeiert werde, ſehr zweideutig ſei, da noch zwei andere Damen des Hofes, ſie ſelbſt und die Prinzeſſin, denſelben Namen führen. Es wäre ſogar wahrſcheinlich, daſs die Prinzeſſin die Gefeierte ſei. Die Gräfin erinnert an jenen Tag, wo Taſſo dem Herzog ſein vollendetes Gedicht, das befreite Jeruſalem, überreichte, und die Prinzeſſin

— — mit ſchnell gewandten Händen griff
Zum Lorberkranz, der Virgil's Marmor ſchmückte,
Und ihn dem Sänger auf die Stirne drückte,
Der niederbog ſein Knie, ſein lockicht Haupt,
Das eine Fürſtin liebend ihm umlaubt!
Da zittert' er; ſo tief er ſich auch beugte,
Hob ſich ſein Auge doch zu ihr empor,
Ich ſah's, wie es hinauf, heiß funkelnd, ſtrebte;
Das war das Höchſte, was ihm konnt' begegnen,
Und gegen tauſendfachen Lorberkranz
Des Kapitols hätt' er nicht den vertauſcht,

Den er ſeit jener Stund' mit Eitelkeit
Am Ruhbett aufhing über ſeine Scheitel.
Unwillig ſieht Alfonſo dieſes Treiben,
Er ſieht des Standes Majeſtät verletzt,
Und was zurück noch iſt, wer ſagt Das gern?!

Die Prinzeſſin erſcheint, ſie neckt die Gräfin wegen des Vielgefeiertwerdens des Namens Leonore. In dem folgenden Monolog zeigt die Prinzeſſin ihre Liebe für Taſſo. Letzterer tritt auf, ſpricht von ſeiner Liebe zu ihr.

Prinzeſſin.

O ſchweiget, Taſſo, ſchweigt, ich bitt' Euch drum,
Um meinetwegen ſchweigt, ich weiß das Alles.

Taſſo.

Ihr könnt nicht wiſſen, wie ich mich zerquäle,
Wie ich, um nicht verrathen mich zu ſehn,
Um Euch nicht zu verrathen, hin und wieder
Als ein Verſtellter um drei Weſen ſchmachte,
So einem, wie dem andern mich zu zeigen.

Er verſinkt in Liebesſchwärmerei und entfernt ſich, wie der Herzog naht. Dieſer macht bittere Anſpielungen auf Beider Liebe; die Prinzeſſin weint,

Alphons entfernt sich, Tasso kehrt zurück. „Ihr weint, Eleonore?“ Er lodert auf in stolzer Kraft, verwirrt sich in ein schmachtendes Sonett, und in Liebeswahnsinn umarmt er die Prinzessin. Der Herzog, in Begleitung des Grafen Tirabo und einiger Nobili, ist unterdessen im Hintergrunde erschienen und tritt schnell auf Tasso los. Ende des ersten Akts.

Die Prinzessin in Liebeswehmuth versunken. Die Gräfin kommt und erzählt ihr:

Nach jenem Überfall im Parke ließ
Der Herzog unsern Dichter ruhig gehn,
Ihr wisst's, und konntet selbst Euch nicht die Miene
Erklären, die der Bruder angenommen.

Hierauf sei Graf Tirabo zu Tasso gekommen, und habe ihn verhöhnt mit erkünsteltem Mitleid. Tasso schlägt ihn —

Doch er besann sich, fordert ihn zum Kampf,
Und zieht den Degen im Palast Ferrara's.
— — — —
Der Graf schützt vor des Ortes Majestät,
Und harret sein auf dem Lenardo-Wall.

Dort wird Taſſo von Tirabo's Brüdern, drei heimtückiſchen Buben, überfallen, doch er wehrt ſich brav, wird aber endlich gefangen genommen. Man hört den Jubel des Volks über Taſſo's Sieg. Der Herzog erſcheint, verwundet die Schweſter durch neue Bitterkeiten, und verweiſt ſie auf ihre Zimmer. In folgendem Monolog zeigt er ſich in ſeiner wahren Geſtalt:

Sie geht — es ſei! Verlier' ich ihre Gunſt,
Soll der Verluſt die Andern mir gewinnen.
Ich bin der Herrſcher hier, der Herr des Hofs,
Der Ehre Gaben ſpend' ich aus, verſammle
Der Künſte Kreis großmüthig, Luſt und Glanz
Vor ganz Italien meinem Haus zu geben;
Von fernher zieht der Fürſt und Edelmann
Und will der Frauen Schönheit hier bewundern,
Wovon der Ruf in allen Ländern ſprach;
Und ich allein, am eignen Hofe bin ich
Der Letzte, unbemerkt läſſt man mich gehn,
Erwärmt ſich an der Fürſtenwürde Strahl,
In meiner Größe Schatten ruht ſich's gut,
Doch eines Irrlichts Glänzen ſchaut man nach,
Und einem Echo hört man ſeufzend zu.
Das iſt der Dichter, den ich herberufen,
Der müßig durch das rege Leben ſchlendert,

Der Jagdluſt Mordluſt nennt, und ſtatt der Erde,
Worauf er wächſt und lebt, den Mond beſieht —
Er ſeh' ſich vor, in meinem Herzogsmantel
Hüllt' ich ihn gnädig ein, er reißt ſich los,
Zum Falle wird die Schleppe ſeinem Fuß!

Graf Tirabo erſcheint, und zeigt dem Herzog das Mittel, wie er wieder allein glänzen könne. Dies iſt die Entfernung Taſſo's. Man gebe ihn frei, bedeute ihm, daſs die Prinzeſſin ſich von ihm gewendet habe, und er wird ſich von ſelbſt entfernen. — Taſſo iſt befreit, und ergeht ſich im Garten. Er hört Guitarrentöne, und eine Stimme ſingt ein ſchmelzend üppiges Lied aus ſeinem „Aminta." Es iſt die Sängerin Juſtina, ſie will den frommen Dichter mit ſüßen Klängen in die Netze der Sinnenluſt verlocken. Taſſo beſchämt ſie mit ernſter Rede, ſpricht mit losbrechender Bitterkeit und Verachtung von den Großen des Hofs, vom Fürſten ſelbſt. — Da erſcheinen der Herzog und der Graf. Weil er den Fürſten geläſtert habe und wahnſinnig ſcheine, wird Taſſo nach St. Annen geſchleppt. Ende des zweiten Akts.

Garten zu Ferrara. Zweigeſpräch des Herzogs und des Grafen. Letzterer bemerkt, man müſſe Taſſo ſtreng hüten laſſen. Der Herzog will ihn

nur unschädlich wissen, nämlich wegen seiner Liebe zur Prinzessin. Diese erscheint und bittet ihren Bruder um Loslassung des Dichters. Der Herzog ist dazu geneigt, wenn sie sich nach Palanto entfernen wolle. Sie entschließt sich dazu, sie überträgt der Gräfin Sanvitale die Sorge für Tasso in ihrer Abwesenheit. Tiefer Liebesschmerz der Prinzessin. Ende des dritten Akts.

Garten des Hospitals zu St. Annen. Der Beichtvater des Hospitals und Leonore von Gisello; Letztere als Pilger gekleidet. Sie erbittet sich von ihm die Erlaubnis, den als wahnsinnig eingesperrten Tasso zu sprechen. Schwärmerisches Gespräch zwischen Diesem und Leonore; sie sagt ihm, dass sie nach dem heiligen Lande pilgre, und giebt ihm einen Schlüssel, um sich durch die Pforte der Erkerstiege zu befreien. Tasso glaubt, er habe eine Engelserscheinung gehabt. — Graf Tirabo kommt zum Beichtvater und meldet ihm, dass Tasso freigelassen werden solle. — Nacht. Erker von Tasso's Gemach unweit der Brücke, die über den Fluss führt. Leonore von Gisello, im Begriff, ihre Wallfahrt anzutreten, sinkt hin auf eine Bank unter dem Erker. Die Prinzessin nebst ihrer Hofdame geht über die Brücke, um sich nach Palanto zu begeben. Tasso erscheint am Erkerfenster. Unendlich

wehmüthiges Liebesgeſpräch zwiſchen ihm und der Prinzeſſin. Sie wankt fort mit ihrer Hofdame. Leonore von Giſello erhebt ſich von ihrem Sitze, fühlt ſich durch das angehörte Geſpräch geſtärkt zur langen Wallfahrt, grüßt Taſſo nochmals mit mildem Worte, und geht ſchnell ab. Taſſo ruft verhallend: „O weile, weile, verklärter Geiſt!“

Die Ketten fallen, und Taſſo iſt frei!

Er ſtreckt die Arme aus nach der Enteilenden — Ende des vierten Akts.

Sprechzimmer im Kloſter St. Ambrogio zu Rom. Der Beichtvater und Manſo, Taſſo's Jugendfreund (?). Dieſer iſt eben in Rom angekommen und erfährt, daſs Taſſo den folgenden Tag auf dem Kapitol gekrönt werden ſolle. Er will zu ihm, der Beichtvater bemerkt ihm, daſs Taſſo im Nebenzimmer ſchlafe, aber ſehr krank ſei, und ſchon von ihm das Abendmahl und die letzte Ölung empfangen habe. Er erzählt ihm, daſs Taſſo eigenmächtig ſeiner Haft entſprungen ſei, juſt an dem Tage, wo der Herzog ihm die Freiheit ſchenkte, daſs ein Pilger ihm heimlich den nothwendigen Schlüſſel gegeben habe, daſs dieſer Pilger wahrſcheinlich Leonore von Giſello geweſen ſei, daſs aber Taſſo ihn noch immer für einen gottgeſandten Boten

halte. Er ſchildert den Zuſtand, wie er Taſſo wiedergefunden:

Wie ich ihn ſah im dürftigen Gewande
Hinwanken auf der Straße, ausgeſetzt
Des frühen Lenzes wechſelvollem Treiben.
Auf Hagelſchloſſen folgte milder Regen,
Drauf blickte wieder hell die Sonne durch,
Bis froſt'ger Hauch die Wolken vor ſich trieb. —
So wankt' er hin mit unbedecktem Haupte,
Wild flatterten die Haare durch die Luft,
Und tief in Stirn und Scheitel eingedrückt,
Trug er verdorrten Lorbers heil'gen Schmuck,
Den ihm Prinzeſſin Leonore einſt
Auf's Haar geſetzet für ſein heilig Lied.

Taſſo ſollte noch heute nach St. Onuphrius gebracht werden, weil dieſer Platz dem Kapitole näher liegt. — Taſſo erſcheint, den Lorberkranz der Prinzeſſin in der Hand. Er ſpricht wie ein ſchon Verklärter, und empfängt liebevoll ſeinen Manſo. Der Prior von Onuphrius und zwei Mönche kommen Taſſo abzuholen. Volk drängt ſich hinzu; Jubel und Muſik. Begeiſterung ergreift Taſſo, er ſpricht von einer überirdiſchen Krönung, er hebt den Lorber der Prinzeſſin in die Höhe:

Mit dieſem ward ich hier auf Erden groß,
Dort wird der ſchöne Engel mich umzweigen,
Von meinem ird'ſchen Ruhm ſoll dieſer zeugen!

Er legt den Lorber in die Hände des Beichtvaters. Matt und ſchwankend wird er in Triumph und unter rauſchender Muſik fortgeführt. —

Säulenhalle in der Akademie zu St. Onuphrius. In der Mitte die Bildſäule des Arioſt. Im Hintergrunde Ausſicht auf das Kapitol. Conſtantini und Kardinal Cinthio treten hervor. Erſterer erzählt den Tod der Prinzeſſin Leonore.

Da herrſchte tiefe Trauer in Ferrara,
Und Taſſo's Lieder tönen dort nicht mehr;
Er war verſchwunden und die Fürſtin todt.
Die Gräfin Sanvitale drang in mich,
Ferrara zu verlaſſen, und nach Rom
Mich zu begeben auf der Eile Schwingen,
Daſs nicht die Nachricht von der Fürſtin Tod
Voreilig Taſſo's hohe Qualen ſteigre.

Taſſo wird in Triumph hereingebracht. Da er vor Mattigkeit zuſammenſinken will, laſſen ihn ſeine Führer auf eine der Stufen von Arioſt's Bildſäule nieder. Jauchzen des hereindringenden Volks. Kar-

dinäle, Prälaten, Nobili und Officiere füllen die Halle. Musikwirbel. Taſſo erhebt ſich mit Anſtrengung. Conſtantini zu ſeinen Füßen, und begrüßt ſo den verherrlichten Freund. Taſſo blickt erſchrocken auf ihn nieder:

Taſſo.

So iſt es wahr, und nicht hat mir's geträumt,
Ich ſah dich früher ſchon auf meinem Wege.
Mit ſchwarzem Flore war dein Kleid umſäumt,
Mein Ohr vernahm der Glocken Trauerſchläge,
Und geiſterähnlich ſprach dein Mund dies Wort:
„Torquato findet Leonoren — dort!"

Taſſo ſtirbt ſichtbar ab, ſpricht verzückt von Gott und Geiſterliebe, ſinkt hin, und ſitzt als Leiche auf dem Piedeſtal der Bildſäule ſeines großen Nebenbuhlers Arioſto. Der Beichtvater nimmt den ihm überlieferten Lorberkranz, ſetzt ihn auf das heilige Haupt des Erblichenen. Verhallende Muſik. Der Vorhang fällt.

Nach unſern vorangeſchickten Erklärungen müſſen wir jetzt geſtehn, daſs der Verfaſſer in der Behandlung ſeines Stoffs nur ſehr unbedeutendes dramatiſches Verdienſt gezeigt hat. Die meiſten ſeiner Perſonen ſprechen im ſelben Tone, faſt wie in einem Marionettentheater, wo ein Einzelner den verſchie-

denen Puppen ſeine Stimme leiht. Faſt alle führen dieſelbe lyriſche Sprache. Da nun der Verfaſſer ein Lyriker iſt, ſo können wir behaupten, daſs es ihm nicht gelungen iſt, aus ſeiner Subjektivität gänzlich herauszutreten. Nur hie und da, beſonders wenn der Herzog ſpricht, bemerkt man ein Beſtreben darnach. Das iſt ein Fehler, dem faſt kein lyriſcher Dichter in ſeinen dramatiſchen Erſtlingen entging. Hingegen das lebendige Ineinandergreifen des Dialogs iſt dem Verfaſſer recht oft gelungen. Nur hie und da treffen wir Stellen, wo Alles feſtgefroren ſcheint, und wo oft Frage und Antwort an den Haaren herbeigeriſſen ſind. Die erſte Expoſitionsſcene iſt ganz nach der leidigen franzöſiſchen Art, nämlich Unterredung der Vertrauten. Wie anders iſt Das bei unſerm großen Muſter, bei Shakſpeare, wo die Expoſition ſchon eine hinreichend motivierte Handlung iſt. Ein beſtändiges Fortſchreiten der Handlung fehlt ganz. Nur bis zu gewiſſen Punkten ſieht man ein ſolches Fortſchreiten. Dergleichen Punkte ſind das Ende des erſten und des vierten Akts; jedesmal nimmt alsdann der Verfaſſer gleichſam einen neuen Anlauf.

Wir gehn über zur Unterſuchung des poetiſchen Werthes des Taſſo.

Es wird Manchen Wunder nehmen, daſs wir unter dieſer Rubrik den theatraliſchen Effekt erwähnen. In unſerer letzten Zeit, wo meiſtens junge Dichter auf Koſten des Dramatiſchen nach dem theatraliſchen Effekt ſtreben, iſt beider Unterſchied genugſam zur Sprache gekommen und erörtert worden. Dies ſündhafte Streben lag in der Natur der Sache. Der Dichter will Eindruck auf ſein Publikum machen, und dieſer Eindruck wird leichter durch das Theatraliſche, als durch das Dramatiſche eines Stückes hervorgebracht. Goethe's Taſſo geht ſtill und klanglos über die Bühne; und oft das jämmerlichſte Machwerk, worin Dialog und Handlung hölzern, und zwar vom ſchlechteſten Holze ſind, worin aber recht viele theatraliſche Knallerbſen zur rechten Zeit losplatzen, wird von der Galerie applaudiert, vom Parterre bewundert und von den Logen huldreichſt aufgenommen. — Wir können nicht laut genug und nicht oft genug den jungen Dichtern ins Ohr ſagen, daſs, jemehr in einem Drama das Streben nach ſolchem Knalleffekt ſichtbar wird, deſto miſerabeler iſt es. Doch bekennen wir: wo natürlich und nothwendig der theatraliſche Effekt angebracht iſt, da gehört er zu den poetiſchen Schönheiten eines Dramas. Dies iſt der Fall in vorliegender Tragödie. Nur ſparſam ſind theatraliſche

Effekte darin eingewebt, doch wo sie sind, besonders am Ende des Stücks, sind sie von höchst poetischer Wirkung.

Noch mehr wird es befremden, daſs wir die Beobachtung der drei dramatischen Einheiten zu den poetischen Schönheiten eines Stücks rechnen. Einheit der Handlung nennen wir zwar durchaus nothwendig zum Wesen der Tragödie. Doch, wie wir unten sehen werden, giebt es eine dramatische Gattung, wo Mangel an Einheit der Handlung entschuldigt werden kann. Was aber die Einheit des Ortes und der Zeit betrifft, so werden wir zwar die Beobachtung dieser beiden Einheiten dringend empfehlen, jedoch nicht, als ob sie zum Wesen eines Drama's durchaus nothwendig wären, sondern weil sie letzterm einen herrlichen Schmuck verleihen und gleichsam das Siegel der höchsten Vollendung auf die Stirne drücken. Wo aber dieser Schmuck auf Kosten größerer poetischer Schönheiten erkauft werden soll, da möchten wir ihn weit lieber entbehren. Nichts ist daher lächerlicher, als einseitige strenge Beobachtung dieser zwei Einheiten und einseitiges strenges Verwerfen derselben. — Unser Herr Verfasser hat keine einzige von allen drei Einheiten beobachtet. — Nach obiger Ansicht können wir ihn nur wegen Mangel an Einheit der Handlung zur

Verantwortung ziehn. Doch auch hier glauben wir eine Entschuldigung für ihn zu finden.

Wir theilen die Tragödien ein in solche, wo der Hauptzweck des Dichters ist, dass eine merkwürdige Begebenheit sich vor unsern Augen entfalte; in solche, wo er das Spiel bestimmter Leidenschaften uns durchschauen lassen will, und in solche, wo er strebt, gewisse Charaktere uns lebendig zu schildern. Die beiden erstern Zwecke hatten die griechischen Dichter. Es war ihnen meistens darum zu thun, Handlungen und Leidenschaften zu entwickeln. Der Charakterzeichnungen konnten sie füglich entbehren, da ihre Helden meistens bekannte Heroen, Götter und dergleichen stehende Charaktere waren. Dies ging hervor aus der Entstehung ihres Theaters. Priester und Epiker hatten lange schon voraus die Kontouren der Heldencharaktere dem Dramatiker vorgezeichnet. Anders ist es bei unserm modernen Theater. Charakterschilderung ist da eine Hauptsache. Ob nicht auch die Ursache davon in der Entstehungsart unseres Theaters liegt, wenn wir annehmen, dass dasselbe hauptsächlich entstanden ist durch Fastnachtspossen? Es war da der Hauptzweck, bestimmte Charaktere lebendig, oft grell hervortreten zu lassen, nicht eine Handlung, noch viel weniger eine Leidenschaft zu entwickeln. Beim

großen William Shakſpeare finden wir zuerſt obige drei Zwecke vereinigt. Er kann daher als Gründer des modernen Theaters angeſehen werden, und bleibt unſer großes, freilich unerreichbares Muſter. Johann Gotthold Ephraim Leſſing, der Mann mit dem klarſten Kopfe und mit dem ſchönſten Herzen, war in Deutſchland der Erſte, welcher die Schilderungen von Handlungen, Leidenſchaften und Charakteren am ſchönſten und am gleichmäßigſten in ſeinen Dramen verwebte, und zu einem Ganzen zuſammenſchmelzte. So blieb es bis auf die neueſte Zeit, wo mehrere Dichter anfingen, jene drei Gegenſtände der dramatiſchen Schilderung nicht mehr zuſammen, ſondern einzeln zum Hauptzweck ihrer Tragödien zu machen. Goethe war der Erſte, der das Signal zu bloßen Charakterſchilderungen gab. Er gab ſogar auch das Signal zur Charakterſchilderung einer beſtimmten Klaſſe Menſchen, nämlich der Künſtler. Auf ſeinen Taſſo folgte Oehlenſchläger's „Correggio," und Dieſem wieder eine Anzahl ähnlicher Tragödien. Auch der „Taſſo" unſeres Verfaſſers gehört zu dieſer Gattung. Wir können daher bei dieſer Tragödie Mangel an Einheit der Handlung füglich entſchuldigen, und wollen ſehen, ob die Charakter- und nebenbei die Leidenſchafts-Schilderungen treu und wahr ſind.

Den Charakter des Haupthelden finden wir trefflich und treu gehalten. Hier scheint dem Verfasser ein glücklicher Umstand zu Statten gekommen zu sein. Nämlich, Tasso ist ein Dichter, oft ein lyrischer und immer ein religiös schwärmerischer Dichter. Hier konnte nun unser Verfasser, der alles Dieses ebenfalls ist, mit seiner ganzen Individualität hervortreten, und dem Charakter seines Helden eine überraschende Wahrheit geben. Dieses ist das Schönste, das Beste in der ganzen Tragödie. Etwas minder treffend gezeichnet ist der Charakter der Prinzessin; er ist zu weich, zu wächsern, zu zerfließend, es fehlt ihm an Gehalt. Die Gräfin Sanvitale ist vom Verfasser gleichgültig behandelt; nur ganz schwach lässt er ihr Wohlwollen für Tasso hervorschimmern. Der Herzog ist in mehreren Scenen sehr wahr gezeichnet, doch widerspricht er sich oft. Z. B. am Ende des zweiten Akts lässt er Tasso einsperren, damit er seinen Namen nicht mehr verlästre, und in der ersten Scene des dritten Akts sagt er, es sei geschehen aus Besorgnis, dass nicht aus Tasso's Liebeshandel mit seiner Schwester Schlimmes entstehe. Graf Tirabo ist nicht allein ein jämmerlicher Mensch, sondern auch, was der Verfasser *nicht* wollte, ein inkonsequenter Mensch. Leonore von Gisello ist ein

hübſches Veſperglöcklein, das in dieſem Gewirre heimlich und lieblich klinget, und leiſer und immer leiſer verhallet.

Schön und herrlich iſt die Diktion des Verfaſſers. Wie trefflich, ergreifend und hinreißend iſt z. B. das Nachtgeſpräch zwiſchen der Prinzeſſin und Taſſo. Dieſe wehmüthig weichen, ſchmelzend ſüßen Klänge ziehn uns unwiderſtehlich hinab in die Traumwelt der Poeſie, das Herz blutet uns aus tief geheimen Wunden — aber dieſes Verbluten iſt eine unendliche Wolluſt, und aus den rothen Tropfen ſproſſen leuchtende Roſen.

Taſſo.

Mit tauſend Augen ſchaut auf mich die Nacht,
Und mich erfaſſen Zweifel: will ſie leuchten,
Vielleicht auch lauſchen? Hat mit ſolcher Pracht
Sie ſich geſchmückt, und fällt des Thaues Feuchten,
Daſs ſich dem Schlafe meine Glieder ſenken?

Prinzeſſin.

Hört' ich nicht Töne, die hinab ſich neigten,
Als wollten ſie zu meinem Herzen lenken?

Hofdame.

Fürwahr, Prinzeſſin, bleich verworrner Miene,

Als wollt' mit Schierlingsthau die Nacht ihn tränken,
Täuſcht mich's, wenn ſo nicht Taſſo dort erſchiene.

Taſſo.

Welch Bild erglänzet auf der Brücke Bogen?
Mit Majeſtät, als ob's der Hohen diene,
Kommt nebenher ein anderes gezogen.
Schneeweiß umfließt, wie Silbernebels Schleier,
Ein Strahlenkleid die Glieder, hell umflogen
Das Haupt vom Sternenchor, wie Demantfeuer.

Prinzeſſin.

Doch Thränenthau ſinkt von dem Mond hernieder,
Und trübet meiner Sterne helle Feier.

Taſſo.

Dem Thau entblühen neue Blumen wieder,
Und neue Kränze wird die Nacht uns winden. — —

Ebenfalls wunderſchön ſind die Verſe S. 77; ſo wie auch die Stanzen S. 82, wo Taſſo zur Giſello, die ihn als Pilger beſucht, ſagt:

Wie ſich die Blume wendet zu der Sonne,
Und wie der Thau ſich wiegt im Morgenſchein,
Wie Engel flehn zur himmliſchen Madonne,

Und Schar an Schar ſich um die Hohe reihn:
So ſtill und feierlich, voll ſel'ger Wonne,
Schließt mich das Zauberland der Liebe ein;
Klar ſeh' ich die Verklärte vor mir ſchweben,
Frei und in Banden ihr allein zu leben. — —

Ob aber überhaupt der Reim in der Tragödie zweckmäßig iſt? Wir ſind ganz dagegen, würden ihn nur bei reinlyriſchen Ergüſſen tolerieren, und wollen ihn in vorliegender Tragödie nur da entſchuldigen, wo Taſſo ſelbſt ſpricht. Im Munde des Dichters, der ſo viel in ſeinem Leben gereimt hat, klingt der Reim wenigſtens nicht ganz unnatürlich. Dem ſchlechten Poeten wird der Reim in der Tragödie immer eine hilfreiche Krücke ſein, dem guten Dichter wird er zur läſtigen Feſſel. Auf keinen Fall findet derſelbe Erſatz dafür, daſs er ſich in dieſe Feſſel ſchmiegt. Denn unſre Schauſpieler, beſonders Schauſpielerinnen, haben noch immer den leidigen Grundſatz, daſs die Reime für das Auge ſeien, und daſs man ſich ja hüten müſſe, ſie hörbar klingen zu laſſen. Wofür hat ſich nun der arme Dichter abgeplagt? — So wohlklingend auch die Verſe unſeres Verfaſſers ſind, ſo fehlt es denſelben doch an Rhythmus. Es fehlt ihm die Kunſt des Enjambements, die beim fünffüßigen Jambus

von so unendlicher Wirkung ist, und wodurch so viele metrische Mannigfaltigkeit hervorgebracht wird. Manchmal hat sich der Verfasser einen Sechsfüßer entschlüpfen lassen. Schon S. 1.

Die deine Schönheit rühmen nach Verliebter Art.

Ob vorsätzlich? Unbegreiflich ist uns, wie sich der Verfasser die Skansion „Virgil" S. 7 und 22 erlauben konnte. So wie auch S. 4. „Und vielleicht darum, weil sie's nöth'ger haben." — S. 14. Der Daktylus „Hörenden" am Ende des Verses füllt das Ohr nicht. Obschon unsere besten alten Dichter sich solche Fehler zu Schulden kommen lassen, sollten doch die jüngern sie zu vermeiden suchen.

Wir gehn jetzt über zur Frage: welchen Werth hat vorliegende Tragödie in ethischer Hinsicht?

Ethisch? Ethisch? hören wir fragen. Um Gotteswillen, gelehrte Herren, halten Sie sich nicht an der Schuldefinition. Ethisch soll hier nur ein Rubrikname sein, und wir wollen entwickelnd erklären, was wir unter dieser Rubrik befasst haben wollen. Hören Sie, ist es Ihnen noch nie begegnet, dass Sie innerlich missvergnügt, verstimmt und ärgerlich des Abends aus dem Theater kamen, obschon das Stück, das Sie eben sahen, recht dra-

matiſch, theatraliſch, kurz voller Poeſie war? Was war nun der Fehler? Antwort: Das Stück hatte keine Einheit des Gefühls hervorgebracht. Das iſt es. Warum muſſte der Tugendhafte untergehn durch Liſt der Schelme? Warum muſſte die gute Abſicht verderblich wirken? Warum muſſte die Unſchuld leiden? Das ſind die Fragen, die uns marternd die Bruſt beklemmen, wenn wir nach der Vorſtellung von manchem Stücke aus dem Theater kommen. Die Griechen fühlten wohl die Nothwendigkeit, dieſes qualvolle Warum in der Tragödie zu erdrücken, und ſie erſannen das Fatum. Wo nun aus der beklommenen Bruſt ein ſchweres Warum hervorſtieg, kam gleich der ernſte Chorus, zeigte mit dem Finger nach oben, nach einer höheren Weltordnung, nach einem Urrathſchluſs der Nothwendigkeit, dem ſich ſogar die Götter beugen. So war die geiſtige Ergänzungsſucht des Menſchen befriedigt, und es gab jetzt noch eine unſichtbare Einheit: — Einheit des Gefühls. Viele Dichter unſerer Zeit haben Daſſelbe gefühlt, das Fatum nachgebildet, und ſo entſtanden unſere heutigen Schickſalstragödien. Ob dieſe Nachbildung glücklich war, ob ſie überhaupt Ähnlichkeit mit dem griechiſchen Urbild hatte, laſſen wir dahingeſtellt. Genug, ſo löblich auch das Streben nach Hervorbringung

der Gefühlseinheit war, so war doch jene Schicksalsidee eine sehr traurige Aushilfe, ein unerquickliches, schädliches Surrogat. Ganz widersprechend ist jene Schicksalsidee mit dem Geist und der Moral unserer Zeit, welche beide durch das Christenthum ausgebildet worden. Dieses grause, blinde, unerbittliche Schicksalswalten verträgt sich nicht mit der Idee eines himmlischen Vaters, der voller Milde und Liebe ist, der die Unschuld sorgsam schützet, und ohne dessen Willen kein Sperling vom Dache fällt. Schöner und wirksamer handelten jene neuere Dichter, die alle Begebenheiten aus ihren natürlichen Ursachen entwickeln, aus der moralischen Freiheit des Menschen selbst, aus seinen Neigungen und Leidenschaften, und die in ihren tragischen Darstellungen, sobald jenes furchtbare letzte Warum auf den Lippen schwebt, mit leiser Hand den dunkeln Himmelsvorhang lüften, und uns hineinlauschen lassen in das Reich des Überirdischen, wo wir im Anschaun so vieler leuchtenden Herrlichkeit und dämmernden Seligkeit mitten unter Qualen aufjauchzen, diese Qualen vergessen oder in Freuden verwandelt fühlen. Das ist die Ursache, warum oft die traurigsten Dramen dem gefühlvollsten Herzen einen unendlichen Genuss verschaffen. — Nach letzterer löblichen Art hat sich auch unser

Verfaſſer beſtrebt, die Gefühleinheit hervorzubringen. Er hat ebenfalls die Begebenheiten aus ihren natürlichen Gründen entwickelt. In den Worten der Prinzeſſin:

Ihr Dichter wollt euch nicht zu Menſchen ſchicken,
Verſtehet anders, was die Andern ſagen,
Und was ihr ſelbſt ſagt, habt ihr nicht bedacht;
Das iſt der ſchwarze Faden, den ihr ſelbſt
Euch in das heitre Dichterleben ſpinnet.

in dieſen Worten erkennen wir das Fatum, das den unglücklichen Taſſo verfolgte. Auch unſer Verfaſſer wuſſte mit vieler Geſchicklichkeit den Himmelsvorhang vor unſern Augen leiſe aufzuheben, und uns zu zeigen, wie Taſſo's Seele ſchon ſchwelget im Reiche der Liebe. Alle unſere Qualen des Mitleids löſen ſich auf in ſtille Seelenfreude, wenn wir im fünften Akt den bleichen Taſſo langſam hereintreten ſehen mit den Worten:

Vom heil'gen Öle triefen meine Glieder,
Und meine Lippen, die manch eitles Lied
Von ſchnödem Weſen dieſer Welt geſungen,
Unwürdig haben ſie berührt den Leib des Herrn. —

Freilich, wir müſſen hier von einem hiſtoriſchen Standpunkte die Gefühle betrachten, die in unſerm religiöſen Schwärmer aufgeregt werden durch jene heiligen Gebräuche der römiſch-katholiſchen Kirche, welche von Männern erſonnen worden ſind, die das menſchliche Herz, ſeine Wunden und den heilſamen beſeligenden Eindruck paſſender Symbole genau kannten. Wir ſehn hier unſern Taſſo ſchon in den Vorhallen des Himmels. Seine geliebte Eleonore muſſte ihm ſchon vorangegangen ſein, und heilige Ahnung muſſte ihm die Zuſicherung gegeben haben, daſs er ſie bereits findet. Dieſer Blick hinter die Himmelsdecke verſüßt uns den unendlichen Schmerz, wenn wir das Kapitol ſchon in der Ferne erblicken, und der Langgeprüfte in dem Augenblick, als er den höchſten Preis erhalten ſoll, todt niederſinkt bei der Bildſäule ſeines großen Nebenbuhlers. Der Prieſter greift den Schluſsaccord, indem er den Lorberkranz Eleonorens der Leiche aufs Haupt ſetzt. — Wer fühlt hier nicht die tiefe Bedeutung dieſes Lorbers, der Torquato's Leid und Freud' iſt, in Leid und Freud' ihn nicht verläſſt, oft wie glühende Kohlen ſeine Stirn verſengt, oft die arme brennende Stirn wie Balſam kühlet, und endlich, ein mühſam errungenes Siegeszeichen, ſein Haupt auf ewig verherrlicht.

Sollte nicht vielleicht unſer Verfaſſer eben wegen jener Gefühlseinheit die Einheit der Handlung verworfen haben? Sollte ihm nicht etwas Ähnliches vorgeſchwebt haben, was bei den Alten die Trilogien hervorbrachte? Faſt möchten wir Dieſes glauben, und wir können nicht umhin, den Verfaſſer zu bitten, die fünf Akte ſeiner Tragödie in drei zuſammen zu ſchmelzen, deren jeder einzelne alsdann das Glied einer Trilogie ſein würde. Der erſte und zweite Akt wäre zuſammengeſchmolzen, und hieße: „Taſſo's Hofleben;“ der dritte und vierte Akt wäre ebenfalls vereinigt, und hieße: „Taſſo's Gefangenſchaft“; und der fünfte Akt, womit ſich die Trilogie ſchlöſſe, hieße: „Taſſo's Tod.“

Wir haben oben gezeigt, daſs Einheit des Gefühls zum Ethiſchen einer Tragödie gehört, und daſs unſer Verfaſſer dieſelbe vollkommen und muſterhaft beobachtet hat. Er hat aber auch noch einer zweiten ethiſchen Anforderung Genüge geleiſtet. Nämlich, ſeine Tragödie trägt den Charakter der Milde und Verſöhnung.

Unter dieſer Verſöhnung verſtehn wir nicht allein die Ariſtoteliſche Leidenſchaftsreinigung, ſondern auch die weiſe Beobachtung der Grenzen des Reinmenſchlichen. Keiner kann furchtbarere Leidenſchaften

und Handlungen auf die Bühne bringen, als Shakspeare, und doch geschieht es nie, daſs unser Inneres, unser Gemüth durch ihn gänzlich empört würde. Wie ganz anders ist Das bei vielen unserer neuern Tragödien, bei deren Darstellung uns die Brust gleichsam in spanische Schnürstiefeln eingeklemmt wird, der Athem uns in der Kehle stocken bleibt, und gleichsam ein unerträglicher Katzenjammer der Gefühle unser ganzes Wesen ergreift. Das eigene Gemüth soll dem Dichter ein sicherer Maſsstab sein, wie weit er den Schrecken und das Entsetzliche auf die Bühne bringen kann. Nicht der kalte Verstand soll emsig alles Gräſsliche ergrübeln, mosaikähnlich zusammenwürfeln und in der Tragödie aufstapeln. Zwar wissen wir recht wohl, alle Schrecken Melpomenens sind erschöpft. Pandora's Büchse ist leer, und der Boden derselben, wo noch ein Übel kleben konnte, von den Poeten kahl abgeschabt, und der gefallsüchtige Dichter muſs im Schweiße seines Angesichts neue Schreckensfiguren und neue Übel herausbrüten. So ist es dahin gekommen, daſs unser heutiges Theaterpublikum schon ziemlich vertraut ist mit Brudermord, Vatermord, Incest u. s. w. Daſs am Ende der Held bei ziemlich gesundem Verstande einen Selbstmord

begeht, cela se fait sans dire. Das ist ein Kreuz, Das ist ein Jammer. In der That, wenn Das so fortgeht, werden die Poeten des zwanzigsten Jahrhunderts ihre dramatischen Stoffe aus der japanischen Geschichte nehmen müssen, und alle dortigen Exekutionsarten und Selbstmorde: Spießen, Pfählen, Bauchaufschlitzen u. s. w. zur allgemeinen Erbauung auf die Bühne bringen. Wirklich, es ist empörend, wenn man sieht, wie in unsern neuern Tragödien, statt des wahrhaft Tragischen, ein Abschlachten, ein Niedermetzeln, ein Zerreißen der Gefühle aufgekommen ist, wie zitternd und zähneklappernd das Publikum auf seinem Armensünderbänkchen sitzt, wie es moralisch gerädert wird, und zwar von unten herauf. Haben denn unsere Dichter ganz und gar vergessen, welchen ungeheuren Einfluss das Theater auf die Volkssitten ausübt? Haben sie vergessen, dass sie diese Sitten milder, und nicht wilder machen sollen? Haben sie vergessen, dass das Drama mit der Poesie überhaupt denselben Zweck hat, und die Leidenschaften versöhnen, nicht aufwiegeln, menschlicher machen, und nicht entmenschen soll? Haben unsere Poeten ganz und gar vergessen, dass die Poesie in sich selbst genug Hilfsmittel hat, um auch das allerabgestumpfteste Publikum

zu erregen und zu befriedigen, ohne Vatermord und ohne Inceſt?

Es iſt doch Jammerſchade, daſs unſer großes Publikum ſo Wenig verſteht von der Poeſie, faſt eben ſo Wenig wie unſere Poeten.

Struenſee.

Trauerſpiel in fünf Aufzügen,

von Michael Beer.

(Geſchrieben zu München, Anfangs April 1828.)

Den 27. März wurde im hieſigen National-theater aufgeführt: „Struenſee“, Trauerſpiel in fünf Aufzügen, von Michael Beer. Sollen wir über dieſes Stück ein beurtheilendes Wort ausſprechen, ſo muſs es uns erlaubt ſein, zuvor auf Beer's frühere dramatiſche Erzeugniſſe einen kurzen Rückblick zu werfen. Nur hierdurch, indem wir einigermaßen den Verfaſſer im Zuſammenhang mit ſich ſelbſt betrachten, und dann die Stelle, die er in der dramatiſchen Literatur einnimmt, beſonders bezeichnen, gewinnen wir einen feſten Maßſtab, womit Lob und Tadel zu ermeſſen iſt und ſeine relative Bedeutung erhält.

Jugendlich unreif, wie das Alter ihres Verfassers, war „Klytämneſtra“; ihre Bewunderer gehörten zu jenen Auserleſenen, die Grillparzer's „Sappho“ als das höchſte Muſter dieſer griechiſchen Gattung anſtaunen, ihre Tadler gehörten theils zu Solchen, die nur tadeln wollten, theils zu Solchen, die wirklich Recht hatten. Es iſt nicht zu leugnen, in den Geſtalten dieſer Tragödie war nur ein äußeres Scheinleben, und ihre Reden waren ebenfalls Nichts als eitel Schein. Da war kein echtes Gefühl, ſondern nur ein herkömmlich theatraliſches Aufblühen, kein begeiſtertes Wort, ſondern nur ſtelzenhafte Komödiantenhofſprache, und bis auf einige echte Veilchen war Alles nur ausgeſchnitzeltes Papierblumenwerk. Das Einzige, was ſich nicht verkennen ließ, war ein dramatiſches Talent, das ſich unabweisbar kund gab, trotz aller angelernten Unnatur und bedauernswürdigen Miſsleitung.

Daſs der Verfaſſer Dergleichen ſelbſt ahnte, bewies ſein zweites Trauerſpiel: „Die Bräute von Arragonien“. Hie und da glänzt darin ſchon eine echte Flamme, echte Leidenſchaft bricht hie und da hervor, etwas Poeſie ließ ſich nicht abweiſen, aber, obgleich ſchon die papiernen Putzmacherblumen beſeitigt ſind und echte, organiſche Blumen zum Vorſcheine kommen, ſo verrathen dieſe doch immer noch

ihren Boden, nämlich das Theater, man sieht es ihnen an, daſs sie an keinem freien Sonnenlichte, sondern an fahlen Orchesterlampen gereift sind, und Farbe und Duft sind zweifelhaft. Dramatisches Talent läſst sich aber hier noch viel weniger verkennen.

Wie erfreulich war daher das weitere Fortschreiten des Verfassers! War es das Begreifen des eignen Irrthums, oder war es unbewuſster Naturtrieb, oder war es gar eine äußere, überwältigende Macht, was den Verfasser plötzlich in die bravste und richtigste Bahn versetzte? Sein „Paria“ erschien. Dieser Gestalt hatte kein Theatersouffleur seinen kümmerlichen Athem eingehaucht. Die Gluth dieser Seele war kein gewöhnliches Kolophoniumfeuer, und keine auswendig gelernte Schmerzen zuckten durch diese Gluth. Da gab es Stichworte, die jedes Herz trafen, Flammen, die jedes Herz entzündeten.

Herr Beer wird lächeln, wenn er lieſt, daſs wir der Wahl des Stoffes dieser Tragödie die außerordentliche Aufnahme, die sie beim Publikum gefunden, zuschreiben möchten. Wir wollen ihm gerne zugestehen, daſs er in diesem Stücke wahre, unbezweifelbare Poesie hervortreten ließ, ja daſs wir eben durch dieses Erzeugnis bestimmt wurden, ihm die echte Dichterwürde zuzusprechen, und ihn nicht

mehr zu jenen homöopathiſchen Dichtern zu zählen, die nur ein Zehntauſendtheil Poeſie in ihre Waſſertragödien ſchütten, aber wir müſſen doch den Stoff des „Paria“ als die Haupturſache ſeines Gelingens bezeichnen. Iſt es doch nie die Poeſie an und für ſich, was den Produkten eines Dichters Celebrität verſchafft. Betrachten wir nur den Goethe'ſchen „Werther“. Sein erſtes Publikum fühlte nimmermehr ſeine eigentliche Bedeutung, und es war nur das Erſchütternde, das Intereſſante des Faktums, was die große Menge anzog und abſtieß. Man las das Buch wegen des Todtſchießens, und Nicolaiten ſchrieben dagegen wegen des Todtſchießens. Es liegt aber noch ein Element im „Werther“, welches nur die kleinere Menge angezogen hat, ich meine nämlich die Erzählung, wie der junge Werther aus der hochadeligen Geſellſchaft höflichſt hinausgewieſen wird. Wäre der „Werther“ in unſeren Tagen erſchienen, ſo hätte dieſe Partie des Buches weit bedeutſamer die Gemüther aufgeregt, als der ganze Piſtolenknalleffekt.

Mit der Ausbildung der Geſellſchaftlichkeit, der neueuropäiſchen Societät erblühte in Unzähligen ein edler Unmuth über die Ungleichheit der Stände, mit Unwillen betrachtete man jede Bevorrechtung, wodurch ganze Menſchenklaſſen gekränkt werden, Abſcheu erregten jene Vorurtheile, die, gleich zurückge-

bliebenen häſslichen Götzenbildern aus den Zeiten der Roheit und Unwiſſenheit, noch immer ihre Menſchenopfer verlangen, und denen noch immer viele ſchöne und gute Menſchen hingeſchlachtet werden. Die Idee der Menſchengleichheit durchwärmt unſere Zeit, und die Dichter, die als Hoheprieſter dieſer göttlichen Sonne huldigen, können ſicher ſein, daſs Tauſende mit ihnen niederknien, und Tauſende mit ihnen weinen und jauchzen.

Daher wird rauſchender Beifall allen ſolchen Werken gezollt, worin jene Idee hervortritt. Nach Goethe's „Werther" war Ludwig Robert der Erſte, der jene Idee auf die Bühne brachte, und uns in der „Macht der Verhältniſſe" ein wahrhaft bürgerliches Trauerſpiel zum Beſten gab, als er mit kundiger Hand die proſaiſchen, kalten Umſchläge von der brennenden Herzwunde der modernen Menſchheit plötzlich abriſs. Mit gleichem Erfolge haben ſpätere Autoren daſſelbe Thema, wir möchten faſt ſagen dieſelbe Wunde, behandelt. Dieſelbe Macht der Verhältniſſe erſchüttert uns in „Urika" und „Eduard", der „Herzogin von Duras", und in „Iſidor und Olga" von Raupach. Frankreich und Deutſchland fanden ſogar daſſelbe Gewand für denſelben Schmerz, und Delavigne und Beer gaben uns Beide einen „Paria".

Wir wollen nicht unterſuchen, welcher von den beiden Dichtern den beſten Lorber verdiente; genug, wir wiſſen, daſs Beider Lorber von den edelſten Thränen benetzt worden. Nur ſei es uns erlaubt anzudeuten, daſs die Sprache im Beer'ſchen „Paria", obgleich getränkt in Poeſie, doch immer noch etwas Theatermäßiges an ſich trägt und hie und da merken läſſt, daſs der „Paria" mehr unter Berliniſchen Kouliſſenbäumen als unter indiſchen Banianen aufgewachſen, und in direkter Linie mit der guten „Klytämneſtra" und den beſſern „Bräuten von Arragonien" verwandt iſt.

Wir haben dieſe Anſichten über M. Beer's frühere Dichtungen voranſchicken müſſen, um uns deſto kürzer und faſslicher über ſein neueſtes Trauerſpiel, „Struenſee", ausſprechen zu können.

Zuvörderſt bekennen wir, daſs der Tadel, womit wir noch eben den „Paria" nicht verſchonen konnten, nimmermehr den „Struenſee" treffen wird, deſſen Sprache rein und klar dahin fließt, und als ein Muſter guter Diktion gelten kann. Hier müſſen wir die Segel des Lobes mit vollem Athem anſchwellen, hier erſcheint uns Michael Beer am meiſten hervorragend aus dem Troſſe unſerer ſogenannten Theaterdichter, jener Schwulſtlinge, deren bildreiche Jamben ſich wie Blumenkränze oder wie Band-

würmer um dumme Gedanken herumringeln. Es war uns unendlich erquickend, in jener dürren Sandwüste, die wir deutsches Theater nennen, wieder einen reinen, frischen Labequell hervorspringen zu sehen.

Was den Stoff betrifft, so ist Herr Beer wieder von einem glücklichen Sterne, fast möchten wir sagen glücklichen Instinkte, geleitet worden. Die Geschichte Struensee's ist ein zu modernes Ereignis, als daſs wir sie herzuerzählen und in gewohnter Weise die Fabel des Stückes zu entwickeln brauchten. Wie man leicht errathen mag, der Stoff desselben besteht eines Theils in dem Kampfe eines bürgerlichen Ministers mit einer hochmüthigen Aristokratie, andern Theils in Struensee's Liebe zur Königin Karoline Mathilde von Dänemark.

Über dieses zweite Hauptthema der Beer'schen Tragödie wollen wir keine weitläuftigen Betrachtungen anstellen, obgleich dasselbe dem Dichter so wichtig dünkte, daſs er im vierten und fünften Akte fast das erste Hauptthema darüber vergaß, und vielleicht dieses zweite Hauptthema auch andern Leuten so wichtig erscheinen mag, daſs deſshalb der Darstellung dieses Trauerspiels an manchen Orten die allerhöchsten Schwierigkeiten entgegengesetzt werden dürften. Ob es überhaupt einer liberalen Regierung nicht unwürdig ist, den dramatischen Darstellungen

beurkundeter Wahrheiten sich entgegen zu setzen, ist eine Frage, die wir seiner Zeit erörtern wollen. Unser Volksschauspiel, über dessen Verfall so trübselig geklagt wird, müsste ganz untergehen ohne jene Bühnenfreiheit, die noch älter ist als die Pressfreiheit, und die immer in vollem Masse vorhanden war, wo die dramatische Kunst geblüht hat, z. B. in Athen zur Zeit des Aristophanes, in England während der Regierung der Königin Elisabeth, die es erlaubt hatte, sogar die Greuelgeschichten ihrer eigenen Familie, selbst die Schreckniſse ihrer eigenen Eltern auf der Bühne darzustellen. Hier in Baiern, wo wir ein freies Volk und, was noch seltener ist, einen freien König finden, treffen wir auch eine eben so großartige Gesinnung, und dürfen daher auch schöne Kunstfrüchte erwarten.

Wir kehren zurück zu dem ersten Hauptthema des „Struensee," dem Kampfe der Bürgerlichen mit der Aristokratie. Dass dieses Thema mit dem des „Paria" verwandt ist, soll nicht geleugnet werden. Es musste naturgemäß aus demselben hervorgehen, und wir rühmen um so mehr die innere Entwicklung des Dichters und sein feines Gefühl, das ihn immer auf das Princip der Hauptstreitfragen unserer Zeit hinleitet. Im „Paria" sahen wir den Unterdrückten zu Tode gestampft unter dem eisernen Fußtritte

des übermüthigen Unterdrückers, und die Stimme, die seelenzerreißend zu unseren Herzen drang, war der Nothschrei der beleidigten Menschheit. Im „Struensee“ hingegen sehen wir den ehemals Unterdrückten im Kampfe mit seinen Unterdrückern, Diese sind sogar im Erliegen, und was wir hören, ist würdiger Protest, womit die menschliche Gesellschaft ihre alten Rechte vindiciert und die bürgerliche Gleichstellung aller ihrer Mitglieder verlangt. In einem Gespräche mit Graf Ranzau, dem Repräsentanten der Aristokratie, spricht Struensee die kräftigsten Worte über jene Bevorrechteten, jene Karyatiden des Thrones, die wie dessen nothwendige Stützen aussehen möchten, und treffend schildert er jene noble Zeit, wo er noch nicht das Staatsruder ergriffen hatte:

— — — Es theilten
Die höchsten Stellen Übermuth und Dünkel.
Die Bessern wichen. Einem feilen Heer
Käuflicher Diener ließ man alle Mühen
Der niedern Ämter. Schimpflich nährte damals
Das Mark des Landes manch bebrämten Kuppler,
Dem man des Vorgemachs geheime Sorgen
Und schändliche Verschwiegenheit vergalt;
Voreilig flog der Edlen junge Schar
Der Ehrenstellen vielgestufte Leiter

Mit raſchen Sätzen an, und, flücht'gen Fußes
Die niedern Sproſſen überſpringend, drängten
Sie keck ſich zu des Staates ſchmalem Gipfel,
Der Raum nur hat für wenige Geprüfte.
So ſah das Land mit wachſendem Entſetzen
Von edlen Knaben ſeine beſten Männer
Zurückgedrängt in Nacht und in Verachtung.

Ranzau (lächelnd).

Wohl möglich, daſs die Brut des Adlers ſich
Mit kühnern Schwingen auf zum Lichte wagt,
Als der gemeinen Spatzen niedrer Flug.

Struenſee.

Ich aber habe mich erkühnt, Herr Graf,
Die Flügel dieſer Adlerbrut zu ſtutzen,
Mit kräftigem Geſetz unbärt'ger Kühnheit
Gewehrt, daſs uns kein neuer Phaethon
Das Flammenroſs der Staatenherrſchaft lenke. —

Wie ſich von ſelbſt verſteht, hat es einer Tragödie, deren Held ſolche Verſe deklamiert, nicht an gehöriger Miſsdeutung gefehlt; man war nicht damit zufrieden, daſs der Sünder, der ſich ſolchermaßen zu äußern gewagt, am Ende geköpft wird, ſondern man hat den Unmuth ſogar durch Kunſturtheile kundgegeben,

man hat äſthetiſche Grundſätze aufgeſtellt, wonach man die Fehler des Stücks haarklein demonſtriert. Man will unter Anderm dem Dichter vorwerfen, in ſeinen Tragödien ſeien keine tiefen und prächtigen Reflexionen, und er gebe Nichts als Handlung und Geſtalten. Dieſe Kritiker kennen gewiſs nicht die obenerwähnte „Klytämneſtra“ und „Die Bräute von Arragonien,“ die es wahrlich nicht an Reflexionen fehlen ließen. Ein anderer Vorwurf war die Wahl des Stoffes, der, wie man ſagte, noch nicht ganz der Geſchichte anheimgefallen ſei, und deſſen Behandlung es nöthig mache, noch lebende Perſonen auf die Bühne zu bringen. Dann auch fand man es unſtatthaft, dabei noch gar die Intereſſen der heutigſten Parteien auszuſprechen, die Leidenſchaften des Tages aufzuwiegeln, uns im Rahmen der Tragödie die Gegenwart darzuſtellen, und zwar zu einer Zeit, wo dieſe Gegenwart am gefährlichſten und wildeſten bewegt iſt. Wir aber ſind anderer Meinung. Die Greuelgeſchichten der Höfe können nicht ſchnell genug auf die Bühne gebracht werden, und hier ſoll man, wie einſt in Ägypten, ein Todtengericht halten über die Könige und Großen der Erde. Was gar jene Nützlichkeitstheorie betrifft, wonach man die Aufführung einer Tragödie nach dem Schaden oder Nutzen, den ſie etwa ſtiften könnte, beurtheilt,

ſo ſind wir gewiſs ſehr weit entfernt, uns dazu zu bekennen. Doch auch bei einer ſolchen Theorie würde die Beer'ſche Tragödie vielmehr Lob als Tadel verdienen, und wenn ſie das Bild jener Kaſtenbevorrechtung in all ſeiner grauſamen Leibhaftigkeit uns vor Augen bringt, ſo iſt Das vielleicht heilſamer, als man glaubt.

Es geht eine Sage im Volke, der Baſilisk ſei das furchtbarſte und feſteſte Thier, weder Feuer noch Schwert vermöchten es zu verwunden, und das einzige Mittel, es zu tödten, beſtände darin, daſs Jemand die Kühnheit habe, ihm einen Spiegel vorzuhalten; indem alsdann das Thier ſich ſelbſt erblickt, erſchrickt es ſo ſehr ob ſeiner eignen Häſslichkeit, daſs es zuſammenſtürzt und ſtirbt. Der „Struenſee," eben ſo wie „Der Paria," war ein ſolcher Spiegel, den der kühne Dichter dem ſchlimmſten Baſiliſken unſerer Zeit entgegenhielt, und wir danken ihm für dieſen Liebesdienſt.

Die Kunſtgeſetze, die äſthetiſchen Plebiscita, die der große Haufe bei Gelegenheit der Beer'ſchen Tragödie zu Tage förderte, wollen wir nicht beleuchten. Es ſei genug, wenn wir ſagen, daſs Herr Beer vor dieſem Richterſtuhle gut beſtanden hat. Wir wollen Dieſes nicht lobend geſagt haben, ſondern es verſteckt ſich vielmehr in dieſe Worte der geheime

Tadel, daſs der Dichter durch Mittel, die vielleicht eben eines Dichters nicht ganz würdig waren, das große Publikum zu gewinnen wuſste. Wir deuten hier auf das theatraliſche Reizmittel einer aufs höchſte geſpannten Erwartung, wodurch es möglich war, ein ſo gedrängt volles Haus, wie wir bei der Aufführung des „Struenſee“ ſahen, faſt fünfthalb Stunden, ſage vier und eine halbe Stunde lang, ausdauern zu machen, ſo daſs am Ende doch noch der ungeſchwächteſte Enthuſiasmus übrig bleiben und allgemeiner Beifall ausbrechen konnte, ja daſs der größte Theil des Publikums noch Luſt hatte, lange zu warten, ob nicht Herr Beer, den man ſtürmiſch hervorrief, erſcheinen würde.

Wir haben vielleicht jenen Kritikern Unrecht gethan, die Herrn Beer einen Mangel an ſchönen Reflexionen vorwarfen; Dergleichen war vielleicht nur ein ironiſcher Tadel, der hinter ſich das feinſte Lob verſtecken wollte. War es indeſſen ernſtlich gemeint (wir ſind alle ſchwache Menſchen), ſo bedauern wir, daſs jene Kritiker vor lauter Bäumen den Wald nicht geſehn haben. Sie ſahen, wie ſie ſagen, Nichts als Handlung und Geſtalten, und merkten nicht, daſs ſolche die allerſchönſten Reflexionen repräſentierten, ja daſs das Ganze Nichts als eine einzige große Reflexion ausſprach. Wir bewundern die dra-

matiſche Weisheit und die Bühnenkenntnis des Dichters, wodurch er ſo Großes bewirkt. Er hat nicht bloß jede Scene genau motiviert, vorbereitet und ausgeführt, ſondern jede Scene iſt auch an und für ſich aus organiſcher Nothwendigkeit und aus der Hauptidee des Stücks hervorgegangen; z. B. jene Volksſcene, die den vierten Akt eröffnet und die einem kurzſichtigen Zuſchauer als überflüſſiges Füllwerk erſcheinen möchte und Manchem wirklich ſo erſchienen iſt, bedingt dermaßen die ganze Kataſtrophe, daſs ſie ohne dieſelbe nur zur Hälfte motiviert wäre. Wir wollen gar nicht einmal in Betrachtung ziehen, daſs das Gemüth des Zuſchauers von den Schmerzen der drei erſten Akte ſo tief bewegt iſt, daſs es durchaus zu ſeiner Erholung einer komiſchen Scene bedurfte. Ihre eigentliche Bedeutung iſt dennoch tragiſcher Natur, aus der lachenden Komödienmaſke ſchauen Melpomene's geiſterhafte, tiefleidende Augen, und eben durch dieſe Scene erkennen wir, wie „Struenſee," der ſchon allein durch ſeine majeſtätsverbrecheriſche Liebe untergehen konnte, noch obendrein dadurch ſeinem Untergange entgegeneilte, daſs ſeine neuen Inſtitutionen auch antinational waren, daſs das Volk ſie haſſte, daſs das Volk noch nicht reif war für die großen Ideen ſeines liberalen Herzens. Es ſei uns erlaubt, einige Reden aus jener Volks-

ſcene anzuführen, wodurch uns Herr Beer gezeigt, daſs er auch Talent für das Luſtſpiel hat. Die Bauern ſitzen in der Schenke und politiſieren.

Schulmeiſter.

Meinetwegen, der Struenſee iſt's nicht werth, daſs wir uns um ihn zanken. Der iſt zu unſerer Aller Unglück ins Land gekommen. Er bringt überall Hader und Zwiſtigkeit. Miſcht er ſich nicht auch in die Angelegenheiten des edlen Lehrfachs? fordert er jetzt nicht von den wohlbeſtallten Schulmeiſtern, daſs ſie lehren ſollen, was durchaus nicht für die Köpfe eurer lieben Jugend paſſt? Wenn's geſchieht wie er's haben will, ſo werden eure Buben und Mädchen bald klüger ſein, als ihr. Aber dazu ſoll es nicht kommen, dafür will ich ſorgen.

Hooge (ein Bauer).

Ja, er will überall Licht anzünden, wo man's auslöſchen ſollte; darf nicht jetzt Jeder drucken laſſen, was er will! Ihr dürft jetzt als ein ehrlicher Schulmeiſter nicht mehr einen Schluck über den Durſt trinken, ſo kann morgen der Küſter drucken laſſen: „Geſtern war der Schulmeiſter betrunken.“

Schulmeiſter.

Das ſollt' er ſich unterſtehen! Ich möchte doch ſehen —

Hooge.

Das würdet ihr ſehen, und könntet's nicht hindern. Sie nennen's Preſsfreiheit, aber wahrhaftig, wer nicht immer nach dem Schnürchen lebt, kann dabei gewaltig in die Preſſe kommen.

Babe
(Chirurgus).

Lebt nach dem Schnürchen, ſo ſchadet's Keinem was. Dürft ihr doch auf dieſe Weiſe eure Herzensmeinung dem Andern ſagen, und dürft euch, wenn's euch beliebt, gegen den Struenſee und die Regierung ausſprechen.

Hooge.

Ei was, ausſprechen! ich will mich nicht ausſprechen, ich will das Maul halten, aber die Andern ſollen's auch. Jeder kümmre ſich um die Töpfe auf ſeinem Herd.

Schulmeiſter.

Führt nicht ſo freventliche Redensarten, Gevatter Babe! Wozu werden wir regiert, wenn wir uns gegen die Regierung ausſprechen wollen? Eine gute Regierung ſoll Alles regieren, Herz und Geldbeutel und Mund und Feder. In einem guten Staate iſt ein Hauptgrundſatz, daſs man, wie Hooge ſich auf ſeine

herzliche, einfache Weiſe ausdrückt, das Maul halte, denn wer redet und druckt, Der muſs auch zuweilen denken, und getreuen Unterthanen iſt Nichts gefährlicher, als die Gedanken.

Babe.

Die Gedanken könnt Ihr aber nicht hindern.

Flyns (Bauer).

Nein, die kann Keiner hindern, und ich denke mir Vieles.

Schulmeiſter.

Nun, laſſt doch hören, Flynschen, was denkt Ihr denn?

(Zu Swenne leiſe.)

Das iſt der größte Einfaltspinſel im Dorfe.

Flyns.

Ich denke, daſs mir Alles recht iſt, wenn's nur nicht zur Ausführung des Planes kommt, den ſich der Struenſee, wie ſie ſagen, vorgenommen habe.

Babe.

Das wäre?

Flyns.

Daſs er ſich vorgenommen, uns Bauern in Dänemark und in den Herzogthümern zu freien Leuten

zu machen. Ich will nicht frei und unabhängig sein. Was ist's denn Großes, daſs ich für den Edelmann meinen Acker bestellen muſs? dafür ernährt er mich und sorgt für mich, und eine Tracht Prügel nehme ich so mit. Wenn wir frei wären, müssten wir uns plagen und quälen, wären unsere eignen Herrn und müssten Abgaben geben.

Babe.

Und für dein Eigenthum, für die Freude, Das, was du besitzest, dein nennen zu können, möchtest du nicht sorgen?

Flyns.

Ei was! wenn ein Anderer für mich sorgt, ist mir's bequemer.

Schulmeister.

Das ist der erste vernünftige Gedanke, Flyns, auf dem ich dich ertappe. Mit der Freiheit käm' auch zugleich die Aufklärung, das moderne Gift — euer Tod.

Außer den trefflichen Andeutungen, daſs die Preſsfreiheit eben so große Gegner hat unter den niedern wie unter den hohen Ständen, und daſs die Abschaffung der Leibeigenschaft den Leibeigenen selbst

am meiſten verhaſſt iſt, außer dergleichen wahren Zügen, deren in jener Scene noch manche andere vorkommen, ſehen wir deutlich, wie Struenſee auf den hohen Iſolirſchemeln ſeiner Ideen tragiſch allein ſtand, und im Kampfe des Einzelnen mit der Maſſe rettungslos untergehen muſſte. Der feine Sinn unſeres Dichters hat indeſſen die Nothwendigkeit gefühlt, den allzugroßen Schmerz des Helden bei einem ſolchen Untergang einigermaßen zu mäßigen; er läſſt ihn im Geiſte die Zeit vorausſehen, wo die Wohlthäter des Volks mit dem Volke ſelbſt einig ſein werden; ſterbend ſieht er das Morgenroth dieſer Zeit und ſpricht die ſchönen Worte:

„Der Tag geht auf! demüthig leg' ich ihm
Mein Leben nieder vor dem ew'gen Thron.
Verborgner Wille tritt ans Licht und glänzt,
Und Thaten werden bleich, wie ird'ſcher Kummer.
Doch ein beglückter Lohn ſteigt blühend auf;
Hier, wo ich wirkte, reift manch edle Saat.
So hab' ich nicht umſonſt gelebt, ſo hab' ich
Mit falſchen Lehren nicht das Reich geblendet!
Es kommt der Tag, die Zeiten machen's wahr,
Was ich gewollt; die Tyrannei erkennt,
Daſs ſich das Ende ihrer Schrecken naht.
Ich ſeh' ein Blutgerüſt ſich nach dem andern

Erbaun, ein raſend Volk entfeſſelt ſich,
Trifft ſeinen König in verruchter Wuth,
Und dann ſich ſelbſt mit immer neuen Schlägen.
Geſchäftig mäht das Beil die Leben nieder,
Wie emſ'ge Schnitter ihre Ernte — plötzlich
Hemmt eine ſtarke Hand die ehrne Wuth.
Der Henker ruht, doch die gewalt'ge Hand
Kommt nicht zu ſegnen mit dem Zweig des Friedens.
Mit ihrem Schwert vergeudet ſie die Völker,
Bis auch der Kampf erliſcht, ein brauſend Meer
Schlägt an ein einſam Grab, und Alles ruht.
Und hellre Tage kommen, und die Völker
Und Kön'ge ſchließen einen ew'gen Bund.
Nothwendig iſt die Zeit, ſie muß erſcheinen,
Sie iſt gewiß, wie die allmächt'ge Weisheit.
Nur durch die Kön'ge ſind die Völker mächtig,
Nur durch die Völker ſind die Kön'ge groß."

Nachdem wir uns über Grundidee, Diktion und Handlung der neuen Beer'ſchen Tragödie geäußert, bleibt uns noch übrig, die Geſtalten, die wir darin handeln ſehen, näher zu beleuchten. Doch die Ökonomie dieſer Blätter geſtattet uns kein ſo kritiſches Geſchäft, und erlaubt uns kaum über die Hauptperſonen einige kurze Bemerkungen vorzubringen. Wir gebrauchen vorſätzlich das Wort „Geſtalten", ſtatt

Charaktere, mit dem erstern Ausdrucke das Äußere, mit dem andern das Innerliche der Erscheinung bezeichnend. Struensee, möge uns der Dichter den harten Tadel verzeihen, ist keine Gestalt. Das Verschwimmende, Verseufzende, Überweiche, was wir an ihm erblicken, soll vielleicht sein Charakter sein, wir wollen es sogar als einen Charakter gelten lassen, aber es raubt ihm alle äußere Gestaltlichkeit. Dasselbe ist der Fall bei Graf Ranzau, der, mehr edel als adlig, ebenso wie Struensee vor lauter Sentimentalität, dem Erbgebrechen Beer'scher Helden, auseinander fließt; nur wenn wir ihm ins Herz leuchten, sehen wir, dass er dennoch ein Charakter ist, wenn auch schwach gezeichnet, doch immer ein Charakter. Sein Hass gegen die Königin Juliane, womit er dennoch ein Bündnis gegen Struensee abschließt, und dergleichen Züge mehrere geben ihm Innerlichkeit, Individualität, kurz einen Charakter. Das Gesagte gilt einigermaßen auch vom Pfarrer Struensee; Dieser, den Einer unserer Freunde, gewiss mit Unrecht, für ein Nachbild des Vaters im Delavigne'schen „Paria" halten wollte, gewann seine äußere Gestalt vielleicht weniger durch den Dichter selbst, als durch die Persönlichkeit des Darstellers. Die hohe Gestalt Eßlair's in einer solchen Rolle, nämlich als reformirter Pfarrer, erschien uns wie

ein kolossaler altkatholischer Dom, der zum protestantischen Gottesdienste eingerichtet worden; an den Wänden sind die hübschen Bilder theils abgebrochen, theils mit frischem Kalk überstrichen, die Pfeiler stehen nackt und kalt, und die Worte, die so öde und nüchtern von der neugezimmerten Kanzel erschallen, sind dennoch das Wort Gottes. So erschien uns Eßlair besonders in der Scene, wo der Pfarrer Struensee fast im liturgischen Tone seinen Sohn segnet.

Der Charakter der Königin Karoline Mathilde ist, wie sich von selbst versteht, holde Weiblichkeit, und wenn wir nicht irren, hat dem Dichter das Bild der unglücklichen Marie Antoinette vorgeschwebt, wie denn auch die Bedrängnisscene, wo die rebellierenden Truppen gegen das königliche Schloss marschieren, uns bedeutungsvoll den Tuilerienſturm ins Gedächtnis rief. An Gestalt gewann die Königin ebenfalls durch ihre Darstellerin, Demoiselle Hagen, die am Anfang des zweiten Aktes, auf dem rothen, goldumränderten Sessel sitzend, ganz so freundlich aussah, wie auf dem Gemälde von Stieler, das wir jüngst im Ausstellungssaale des hiesigen Kunstvereins so sehr bewundert haben.

Wir besitzen nicht das Talent, schönen Damen etwas Bitteres zu sagen, es sei denn, dass wir sie liebten, und wir enthalten uns unseres Urtheils über

das Spiel der Demoiſelle Hagen als Königin Karoline Mathilde um ſo mehr, da man der Meinung iſt, ſie habe in dieſer Rolle beſſer als jemals geſpielt, und da überhaupt unſer etwaiger Tadel jene ganze Unnaturſchule betrifft, woraus ſo viele Meiſterinnen hervorgegangen. Mit Ausnahme der Wolf, der Stich, der Schröder, der Peche, der Müller und noch einiger andern Damen, haben ſich unſere Schauſpielerinnen immer jenes geſpreizten, ſingenden, gleißenden, heuchleriſchen Tones befleißigt, der ſeines Gleichen nur auf lutheriſchen Kanzeln findet, und der jedes reine Gefühl parodiert. Die natürlichſten, unverwöhnteſten Mädchen glauben, ſobald ſie die Bretter betreten, dieſen Ton anſtimmen zu müſſen, und ſobald ſie ſich dieſe traditionelle Unnatur zu eigen gemacht haben, nennen ſie ſich Künſtlerinnen. Wenn wir in dieſer Hinſicht unſere Königin Karoline Mathilde noch keine vollendete Künſtlerin nennen, haben wir das größte Lob ausgeſprochen, welches ſie von uns erwarten kann. Da ſie noch jung iſt, und hoffentlich auf wohlgemeinten Wink achtet, vermag ſie vielleicht einſt dem Streben nach jenem fatalen Künſtlerthume zu entſagen, und ſie ſoll uns freundlich geneigt finden, ſie dafür vollauf zu loben. Heute aber müſſen wir die Krone einer beſſern Königin zuſprechen, und trotz unſerer antiariſtokrati-

schen Gesinnung huldigen wir der Königin Juliane Marie. Diese ist eine Gestalt, Diese ist ein Charakter, hier ist Nichts auszusetzen an Zeichnung und Farbe, hier ist etwas Neues, etwas ganz Eigenthümliches, und hier bekundet der Dichter seine höchste, göttlichste Vollmacht, seine Vollmacht, Menschen zu schaffen. Hier scheint uns Herr Beer ein Können zu offenbaren, das mehr ist, als was wir gewöhnlich Talent nennen, und das wir fast Genie nennen möchten, wenn wir mit diesem allzu kostbaren Worte minder geizig wären.

Die alte, schleichend kräftige, entzückend schauderhafte Königin ist eine eigenthümliche Schöpfung des Dichters, die sich mit keinem vorhandenen Bilde vergleichen lässt. Madame Frieß hat diese Rolle gespielt, wie sie gespielt werden muss, sie hat den rauschenden Beifall, der ihr zu Theil wurde, rechtmäßig verdient, und seit jenem Abende zählen wir sie zu dem Häuflein besserer Schauspielerinnen, die wir oben genannt haben. Ihre seltsame, unruhige Händebewegung erinnerte uns lebhaft an die Semiramis der Madame Georges. Ihre Kostümierung, ihre Stimme, ihr Gang, ihr ganzes Wesen erfüllte uns mit geheimem Grauen; absonderlich in der Scene, wo sie den Verschworenen die Nachtbefehle austheilt, ward uns so tief unheimlich zu Muthe, wie damals

in unſerer Kindheit, als eines Abends die blinde Magd uns die ſchaurige Geſchichte erzählte von dem nächtlichen Schloſſe, wo die verwünſchte Katzenkönigin, abenteuerlich geputzt, im Kreiſe ihrer Hofkater und Hofkatzen ſitzt und, halb mit menſchlicher Stimme und halb miauend, Unheil berathet.

Wir ſchließen dieſe Betrachtungen mit dem Bedauern, daſs der Raum dieſer Blätter uns nicht vergönnt, uns weitläuftiger über Herrn Beer's neue Tragödie zu verbreiten. Wir fühlen ſelbſt, daſs wir zumeiſt nur eine Seite derſelben, die politiſche, beleuchtet haben. Wir denken, daſs andere Berichterſtatter, wie gewöhnlich, einſeitig die andere Seite, die romantiſche, die verliebte, beſprechen werden. Indem wir ſolche Ergänzung erwarten, wollen wir nur noch unſern Dank ausſprechen für den hohen Genuſs, den uns der Dichter bereitet. An der freimüthigen Beurtheilung, die ſein Werk bei uns gefunden, möge er unſere neidloſe, liebreiche Geſinnung erkennen, und es ſollte uns freuen, wenn unſer Wort vielleicht dazu beiträgt, ihn auf der ſchönen Bahn, die er ſo ruhmvoll betreten, noch lange zu erhalten. Die Dichter ſind ein unſtätes Volk, man kann ſich nicht auf ſie verlaſſen, und die beſten haben oft ihre beſſeren Meinungen gewechſelt aus eitel Veränderungsſucht. In dieſer Hinſicht ſind

die Philoſophen weit ſicherer, weit mehr als die Dichter lieben ſie die Wahrheiten, die ſie einmal ausgeſprochen, man ſieht ſie weit ausdauernder dafür kämpfen, denn ſie haben ſelbſt mühſam dieſe Wahrheiten aus der Tiefe des Denkens hervorgedacht, während ſie den müßigen Dichtern gewöhnlich wie ein leichtes Geſchenk zugekommen ſind. Mögen die künftigen Tragödien des Herrn Beer, ebenſo wie der „Paria“ und der „Struenſee“, tief durchdrungen werden von dem Hauche jenes Gottes, der noch größer iſt, als der große Apollo und all' die andern mediatiſierten Götter des Olymps; wir ſprechen vom Gotte der Freiheit.

Die deutſche Literatur.

Von Wolfgang Menzel.

Zwei Theile. Stuttgart, bei Gebrüder Franckh. 1828.

(1828.)

„Wiſſe, daſs jedes Werk, das da werth war, zu erſcheinen, ſogleich bei ſeiner Erſcheinung gar keinen Richter finden kann; es ſoll ſich erſt ſein Publikum erziehen, und einen Richterſtuhl für ſich bilden. — — Spinoza hat über ein Jahrhundert gelegen, ehe ein treffendes Wort über ihn geſagt wurde; über Leibnitz iſt vielleicht das erſte treffende Wort noch zu erwarten, über Kant ganz gewiſs. Findet ein Buch ſogleich bei ſeiner Erſcheinung ſeinen kompetenten Richter, ſo iſt Dies der treffende Beweis, daſs dieſes Buch eben ſo wohl auch ungeſchrieben hätte bleiben können.“

Dieſe Worte ſind von Johann Gottlieb Fichte, und wir ſetzten ſie als Motto vor unſere Recenſion

des Menzel'schen Werks, theils um anzudeuten, daſs wir Nichts weniger als eine Recension liefern, theils auch um den Verfasser zu trösten, wenn über den eigentlichen Inhalt seines Buches nichts Ergründendes gesagt wird, sondern nur dessen Verhältnis zu anderen Büchern der Art, dessen Äußerlichkeiten und besonders hervorstehende Gedankenspitzen besprochen werden.

Indem wir nun zuförderst zu ermitteln suchen, mit welchen vorhandenen Büchern der Art das vorliegende Werk vergleichend zusammengestellt werden kann, kommen uns Friedrich Schlegel's Vorlesungen über Literatur fast ausschließlich in Erinnerung. Auch dieses Buch hat nicht seinen kompetenten Richter gefunden, und wie stark sich auch in der letzteren Zeit, aus kleinlich protestantischen Gründen, manche absprechende Stimmen gegen Friedrich Schlegel erhoben haben, so war doch noch Keiner im Stande, beurtheilend sich über den großen Beurtheiler zu erheben; und wenn wir auch eingestehen müssen, daſs ihm an kritischem Scharfblick sein Bruder August Wilhelm und einigere neuere Kritiker, z. B. Willibald Alexis, Zimmermann, Varnhagen v. Ense und Immermann, ziemlich überlegen sind, so haben uns Diese bisher doch nur Monographien geliefert, während Friedrich Schlegel großartig das Ganze aller geistigen Bestre-

bungen erfaſſte, die Erſcheinungen derſelben gleichſam wieder zurückſchuf in das urſprüngliche Schöpfungswort, woraus ſie hervorgegangen, ſo daſs ſein Buch einem ſchaffenden Geiſterliede gleicht.

Die religiöſen Privatmarotten, die Schlegel's ſpätere Schriften durchkreuzen, und für die er allein zu ſchreiben wähnte, bilden doch nur das Zufällige, und namentlich in den Vorleſungen über Literatur iſt, vielleicht mehr als er ſelbſt weiß, die Idee der Kunſt noch immer der herrſchende Mittelpunkt, der mit ſeinen goldenen Radien das ganze Buch umſpinnt. Iſt doch die Idee der Kunſt zugleich der Mittelpunkt jener ganzen Literaturperiode, die mit dem Erſcheinen Goethe's anfängt und erſt jetzt ihr Ende erreicht hat, iſt ſie doch der eigentliche Mittelpunkt in Goethe ſelbſt, dem großen Repräſentanten dieſer Periode — und wenn Friedrich Schlegel in ſeiner Beurtheilung Goethe's demſelben allen Mittelpunkt abſpricht, ſo hat dieſer Irrthum vielleicht ſeine Wurzel in einem verzeihlichen Unmuth. Wir ſagen „verzeihlich," um nicht das Wort „menſchlich" zu gebrauchen; die Schlegel, geleitet von der Idee der Kunſt, erkannten die Objektivität als das höchſte Erfordernis eines Kunſtwerks, und da ſie dieſe im höchſten Grade bei Goethe fanden, hoben ſie ihn auf den Schild, die neue Schule huldigte ihm als

König, und als er König war, dankte er, wie Könige zu danken pflegen, indem er die Schlegel kränkend ablehnte und ihre Schule in den Staub trat.

Menzel's „Deutsche Literatur" ist ein würdiges Seitenstück zu dem erwähnten Werke von Friedrich Schlegel. Dieselbe Großartigkeit der Auffassung, des Strebens, der Kraft und des Irrthums. Beide Werke werden den späteren Literatoren Stoff zum Nachdenken liefern, indem nicht bloß die schönsten Geistesschätze darin niedergelegt sind, sondern indem auch ein jedes dieser beiden Werke ganz die Zeit charakterisiert, worin es geschrieben ist. Dieser letztere Umstand gewährt auch uns das meiste Vergnügen bei der Vergleichung beider Werke. In dem Schlegel'schen sehen wir ganz die Bestrebungen, die Bedürfnisse, die Interessen, die gesammte deutsche Geistesrichtung der vorletzten Decennien, und die Kunstidee als Mittelpunkt des Ganzen. Bilden aber die Schlegel'schen Vorlesungen solchermaßen ein Literaturepos, so erscheint uns hingegen das Menzel'sche Werk wie ein bewegtes Drama, die Interessen der Zeit treten auf und halten ihre Monologe, die Leidenschaften, Wünsche, Hoffnungen, Furcht und Mitleid sprechen sich aus, die Freunde rathen, die Feinde drängen, die Parteien stehen sich gegenüber, der Verfasser lässt allen ihr Recht widerfahren, als echter

Dramatiker behandelt er keine der kämpfenden Parteien mit allzu besonderer Vorliebe, und wenn wir Etwas vermissen, so ist es nur der Chorus, der die letzte Bedeutung des Kampfes ruhig ausspricht. Diesen Chorus aber konnte uns Herr Menzel nicht geben, wegen des einfachen Umstandes, dass er noch nicht das Ende dieses Jahrhunderts erlebt hat. Aus demselben Grunde erkannten wir bei einem Buche aus einer früheren Periode, dem Schlegel'schen, weit leichter den eigentlichen Mittelpunkt, als bei einem Buche aus der jetzigsten Gegenwart. Nur so Viel sehen wir, der Mittelpunkt des Menzel'schen Buches ist nicht mehr die Idee der Kunst. Menzel sucht viel eher das Verhältnis des Lebens zu den Büchern aufzufassen, einen Organismus in der Schriftwelt zu entdecken, es ist uns manchmal vorgekommen, als betrachte er die Literatur wie eine Vegetation — und da wandelt er mit uns herum und botanisiert, und nennt die Bäume bei ihren Namen, reißt Witze über die größten Eichen, riecht humoristisch an jedem Tulpenbeet, küsst jede Rose, neigt sich freundlich zu einigen befreundeten Wiesenblümchen, und schaut dabei so klug, dass wir fast glauben möchten, er höre das Gras wachsen.

Andererseits erkennen wir bei Menzel ein Streben nach Wissenschaftlichkeit, welches ebenfalls eine

Tendenz unſerer neueſten Zeit iſt, eine jener Tendenzen, wodurch ſie ſich von der früheren Kunſtperiode unterſcheidet. Wir haben große geiſtige Eroberungen gemacht, und die Wiſſenſchaft ſoll ſie als unſer Eigenthum ſichern. Dieſe Bedeutung derſelben hat ſogar die Regierung in einigen deutſchen Staaten anerkannt, abſonderlich in Preußen, wo die Namen Humboldt, Hegel, Bopp, A. W. Schlegel, Schleiermacher ꝛc. in ſolcher Hinſicht am ſchönſten glänzen. Daſſelbe Streben hat ſich, zumeiſt durch Einwirkung ſolcher deutſchen Gelehrten, nach Frankreich verbreitet; auch hier erkennt man, daſs alles Wiſſen einen Werth an und für ſich hat, daſs es nicht wegen der augenblicklichen Nützlichkeit kultiviert werden ſoll, ſondern damit es ſeinen Platz finde in dem Gedankenreiche, das wir, als das beſte Erbtheil, den folgenden Geſchlechtern überliefern werden.

Herr Menzel iſt mehr ein encyklopädiſcher Kopf als ein ſynthetiſch wiſſenſchaftlicher. Da ihn aber ſein Wille zur Wiſſenſchaftlichkeit drängt, ſo finden wir in ſeinem Buche eine ſeltſame Vereinigung ſeiner Naturanlage mit ſeinem vorgefaſſten Streben. Die Gegenſtände entſteigen daher nicht aus einem einzigen innerſten Princip, ſie werden vielmehr nach einem geiſtreichen Schematismus einzeln abgehandelt, aber

doch ergänzend, so daſs das Buch ein schönes, gerundetes Ganze bildet.

In dieser Hinsicht gewinnt vielleicht das Buch für das große Publikum, dem die Übersicht erleichtert wird, und das auf jeder Seite etwas Geistreiches, Tiefgedachtes und Anziehendes findet, welches nicht erst auf ein letztes Princip bezogen werden muſs, sondern an und für sich schon seinen vollgültigen Werth hat. Der Witz, den man in Menzel'schen Geistesprodukten zu suchen berechtigt ist, wird durchaus nicht vermisst, er erscheint um so würdiger, da er nicht mit sich selbst kokettiert, sondern nur der Sache wegen hervortritt — obgleich sich nicht leugnen läſst, daſs er Herrn Menzel oft dazu dienen muſs, die Lücken seines Wissens zu stopfen. Herr Menzel ist unstreitig einer der witzigsten Schriftsteller Deutschlands, er kann seine Natur nicht verleugnen, und möchte er auch, alle witzigen Einfälle ablehnend, in einem steifen Perückentone docieren, so überrascht ihn wenigstens der Ideenwitz, und diese Witzart, eine Verknüpfung von Gedanken, die sich noch nie in einem Menschenkopfe begegnet, eine wilde Ehe zwischen Scherz und Weisheit, ist vorherrschend in dem Menzel'schen Werke. Nochmals rühmen wir des Verfassers Witz, um so mehr, da es viele trockene Leute in der Welt giebt, die den Witz gern proskribieren

möchten und man täglich hören kann, wie Pantalon sich gegen diese niedrigste Seelenkraft, den Witz, zu ereifern weiß, und als guter Staatsbürger und Hausvater die Polizei auffordert, ihn zu verbieten. Mag immerhin der Witz zu den niedrigsten Seelenkräften gehören, so glauben wir doch, daſs er sein Gutes hat. Wir wenigstens möchten ihn nicht entbehren. Seitdem es nicht mehr Sitte ist, einen Degen an der Seite zu tragen, ist es durchaus nöthig, daſs man Witz im Kopfe habe. Und sollte man auch so übellaunig sein, den Witz nicht bloß als nothwendige Wehr, sondern sogar als Angriffswaffe zu gebrauchen, so werdet darüber nicht allzusehr aufgebracht, ihr edlen Pantalone des deutschen Vaterlandes! Jener Angriffswitz, den ihr Satire nennt, hat seinen guten Nutzen in dieser schlechten, nichtsnutzigen Zeit. Keine Religion ist mehr im Stande, die Lüste der kleinen Erdenherrscher zu zügeln, sie verhöhnen euch ungestraft, und ihre Rosse zertreten eure Saaten, eure Töchter hungern und verkaufen ihre Blüthen dem schmutzigen Parvenü, alle Rosen dieser Welt werden die Beute eines windigen Geschlechtes von Stockjobbern und bevorrechteten Lakaien, und vor dem Übermuthe des Reichthums und der Gewalt schützt euch Nichts — als der Tod und die Satire.

„Universalität ist der Charakter unserer Zeit", sagt Herr Menzel im zweiten Theile, S. 63, seines Werkes, und da dieses letztere, wie wir oben bemerkt, ganz den Charakter unserer Zeit trägt, so finden wir darin auch ein Streben nach jener Universalität. Daher ein Verbreiten über alle Richtungen des Lebens und des Wissens, und zwar unter folgenden Rubriken: „Die Masse der Literatur, Nationalität, Einfluss der Schulgelehrsamkeit, Einfluss der fremden Literatur, der literarische Verkehr, Religion, Philosophie, Geschichte, Staat, Erziehung, Natur, Kunst und Kritik." Es ist zu bezweifeln, ob ein junger Gelehrter in allen möglichen Disciplinen so tief eingeweiht sein kann, dass wir eine gründliche Kritik des neuesten Zustandes derselben von ihm erwarten dürften. Herr Menzel hat sich durch Divination und Konstruktion zu helfen gewusst. Im Divinieren ist er oft sehr glücklich, im Konstruieren immer geistreich. Wenn auch zuweilen seine Annahmen willkürlich und irrig sind, so ist er doch unübertrefflich im Zusammenstellen des Gleichartigen und der Gegensätze. Er verfährt kombinatorisch und konciliatorisch. Den Zweck dieser Blätter berücksichtigend, wollen wir als eine Probe der Menzel'schen Darstellungsweise die folgende Stelle aus der Rubrik „Staat" mittheilen:

„Bevor wir die Literatur der politiſchen Praxis betrachten, wollen wir einen Blick auf die Theorien werfen. Alle Praxis geht von den Theorien aus. Es iſt jetzt nicht mehr die Zeit, da die Völker aus einem gewiſſen ſinnlichen Übermuthe oder aus zufälligen örtlichen Veranlaſſungen in einen vorübergehenden Hader gerathen. Sie kämpfen vielmehr um Ideen, und eben darum iſt ihr Kampf ein allgemeiner, im Herzen eines jeden Volks ſelbſt, und nur in ſo fern eines Volks wider das andere, als bei dem einen dieſe, bei dem anderen jene Idee das Übergewicht behauptet. Der Kampf iſt durchaus philoſophiſch geworden, ſo wie er früher religiös geweſen. Es iſt nicht ein Vaterland, nicht ein großer Mann, worüber man ſtreitet, ſondern es ſind Überzeugungen, denen die Völker wie die Helden ſich unterordnen müſſen. Völker haben mit Ideen geſiegt, aber ſobald ſie ihren Namen an die Stelle der Idee zu ſetzen gewagt, ſind ſie zu Schanden geworden; Helden haben durch Ideen eine Art von Weltherrſchaft erobert, aber ſobald ſie die Idee verlaſſen, ſind ſie in Staub gebrochen. Die Menſchen haben gewechſelt, nur die Ideen ſind beſtanden. Die Geſchichte war nur die Schule der Principien. Das vorige Jahrhundert war reicher an vorausſichtigen Spekulationen, das gegenwärtige iſt reicher an Rück-

sichten und Erfahrungsgrundsätzen. In beiden liegen die Hebel der Begebenheiten, durch sie wird Alles erklärt, was geschehen ist.

„Es giebt nur zwei Principe oder entgegengesetzte Pole der politischen Welt, und an beiden Endpunkten der großen Achse haben die Parteien sich gelagert, und bekämpfen sich mit steigender Erbitterung. Zwar gilt nicht jedes Zeichen der Partei für jeden ihrer Anhänger, zwar wissen Manche kaum, dass sie zu dieser bestimmten Partei gehören, zwar bekämpfen sich die Glieder einer Partei untereinander selbst, sofern sie aus ein und demselben Principe verschiedene Folgerungen ziehen; im Allgemeinen aber muss der subtilste Kritiker so gut wie das gemeine Zeitungspublikum einen Strich ziehen zwischen Liberalismus und Servilismus, Republikanismus und Autokratie. Welches auch die Nüancen sein mögen, jenes Clair-obscur und jene bis zur Farblosigkeit gemischten Tinten, in welche beide Hauptfarben in einander übergehen, diese Hauptfarben selbst verbergen sich nirgends, sie bilden den großen, den einzigen Gegensatz in der Politik, und man sieht sie den Menschen wie den Büchern gewöhnlich auf den ersten Blick an. Wohin wir im politischen Gebiet das Auge werfen, trifft es diese Farben an. Sie füllen es ganz aus, hinter ihnen ist leerer Raum.

„Die liberale Partei ist diejenige, die den politischen Charakter der neueren Zeit bestimmt, während die sogenannte servile Partei noch wesentlich im Charakter des Mittelalters handelt. Der Liberalismus schreitet daher in demselben Maße fort wie die Zeit selbst, oder ist in dem Maße gehemmt, wie die Vergangenheit noch in die Gegenwart herüber dauert. Er entspricht dem Protestantismus, sofern er gegen das Mittelalter protestiert, er ist nur eine neue Entwickelung des Protestantismus im weltlichen Sinn, wie der Protestantismus ein geistlicher Protestantismus war. Er hat seine Partei in dem gebildeten Mittelstande, während der Servilismus die seinige in der vornehmen und in der rohen Masse findet. Dieser Mittelstand schmilzt allmählich immer mehr die starren Kryſtallisationen der mittelalterlichen Stände zusammen. Die ganze neuere Bildung ist aus dem Liberalismus hervorgegangen oder hat ihm gedient, sie war die Befreiung von dem kirchlichen Autoritätsglauben. Die ganze Literatur ist ein Triumph des Liberalismus, denn seine Feinde sogar müssen in seinen Waffen fechten. Alle Gelehrte, alle Dichter haben ihm Vorschub geleistet, seinen größten Philosophen aber hat er in Fichte, seinen größten Dichter in Schiller gefunden.“

Unter der Rubrik „Philoſophie“ bekennt ſich Herr Menzel ganz zu Schelling, und unter der Rubrik „Natur“ hat er Deſſen Lehre, wie ſich gebührt, gefeiert. Wir ſtimmen überein in Dem, was er über dieſen allgemeinen Weltdenker ausſpricht. Görres und Steffens finden als Schelling'ſche Unterdenker ebenfalls ihre Anerkennung. Erſterer iſt mit Vorliebe gewürdigt, ſeine Myſtik etwas allzu poetiſch gerühmt. Doch ſehen wir dieſen hohen Geiſt immer lieber überſchätzt, als parteiiſch verkleinert. Steffens wird als Repräſentant des Pietismus dargeſtellt, und die Anſichten, die der Verfaſſer von Myſtik und Pietismus hegt, ſind, wenn auch irrig, doch immer tiefſinnig, ſchöpferiſch und großartig. Wir erwarten nicht viel Gutes vom Pietismus, obgleich Herr Menzel ſich abmüht, das Beſte von ihm zu prophezeien. Wir theilen die Meinung eines witzigen Mannes, der keck behauptet: „Unter hundert Pietiſten ſind neunundneunzig Schurken und ein Eſel.“ Von frömmelnden Heuchlern iſt kein Heil zu erwarten, und durch Eſelsmilch wird unſere ſchwache Zeit auch nicht ſehr erſtarken. Weit eher dürfen wir Heil vom Myſticismus erwarten. In ſeiner jetzigen Erſcheinung mag er immerhin widerwärtig und gefährlich ſein; in ſeinen Reſultaten kann er heilſam wirken. Dadurch, daſs der Myſtiker ſich in die Traumwelt

seiner innern Anschauung zurückzieht und in sich selbst die Quelle aller Erkenntnis annimmt, dadurch ist er der Obergewalt jeder äußern Autorität entronnen, und die orthodoxesten Mystiker haben auf diese Art in der Tiefe ihrer Seele jene Urwahrheiten wieder gefunden, die mit den Vorschriften des positiven Glaubens im Widerspruch stehen, sie haben die Autorität der Kirche geleugnet und haben mit Leib und Leben ihre Meinung vertreten. Ein Mystiker aus der Sekte der Essäer war jener Rabbi, der in sich selbst die Offenbarung des Vaters erkannte und die Welt erlöste von der blinden Autorität steinerner Gesetze und schlauer Priester; ein Mystiker war jener deutsche Mönch, der in seinem einsamen Gemüthe die Wahrheit ahnte, die längst aus der Kirche verschwunden war; — und Mystiker werden es sein, die uns wieder vom neueren Wortdienst erlösen und wieder eine Naturreligion begründen, eine Religion, wo wieder freudige Götter aus Wäldern und Steinen hervorwachsen und auch die Menschen sich göttlich freuen. Die katholische Kirche hat jene Gefährlichkeit des Mysticismus immer tief gefühlt; daher im Mittelalter beförderte sie mehr das Studium des Aristoteles als des Plato; daher im vorigen Jahrhundert ihr Kampf gegen den Jansenismus; und zeigt sie sich heut zu Tage sehr freundlich gegen

Männer wie Schlegel, Görres, Haller, Müller ꝛc., ſo betrachtet ſie Solche doch nur wie Guerillas, die man in ſchlimmen Kriegszeiten, wo die ſtehenden Glaubensarmeen etwas zuſammengeſchmolzen ſind, gut gebrauchen kann, und ſpäterhin in Friedenszeit gehörig unterdrücken wird. Es würde zu weit führen, wenn wir nachweiſen wollten, wie auch im Oriente der Myſticismus den Autoritätsglauben ſprengt, wie z. B. aus dem Sufismus in der neueſten Zeit Sekten entſtanden, deren Religionsbegriffe von der erhabenſten Art ſind.

Wir können nicht genug rühmen, mit welchem Scharfſinne Herr Menzel vom Proteſtantismus und Katholicismus ſpricht, in dieſem das Princip der Stabilität, in jenem das Princip der Evolution erkennend. In dieſer Hinſicht bemerkt er ſehr richtig unter der Rubrik „Religion:“

„Der Erſtarrung muſs die Bewegung, dem Tode das Leben, dem unveränderlichen Sein ein ewiges Werden ſich entgegenſetzen. Hierin allein hat der Proteſtantismus ſeine große welthiſtoriſche Bedeutung gefunden. Er hat mit der jugendlichen Kraft, die nach höherer Entwickelung drängt, der greiſen Erſtarrung gewehrt. Er hat ein Naturgeſetz zu dem ſeinigen gemacht, und mit dieſem allein kann er ſiegen. Diejenigen unter den Proteſtanten

also, welche selbst wieder in eine andere Art von Starrsucht verfallen sind, die Orthodoxen, haben das eigentliche Interesse des Kampfes aufgegeben. Sie sind stehen geblieben und dürfen von Rechtswegen sich nicht beklagen, dass die Katholiken auch stehen geblieben sind. Man kann nur durch ewigen Fortschritt oder gar nicht gewinnen. Wo man stehen bleibt, ist ganz einerlei, so einerlei, als wo die Uhr stehen bleibt. Sie ist da, damit sie geht."

Das Thema des Protestantismus führt uns auf dessen würdigen Verfechter, Johann Heinrich Voß, den Herr Menzel bei jeder Gelegenheit mit den härtesten Worten und durch die bittersten Zusammenstellungen verunglimpft. Hierüber können wir nicht bestimmt genug unseren Tadel aussprechen. Wenn der Verfasser unseren seligen Voß einen „ungeschlachten niedersächsischen Bauer" nennt, sollten wir fast auf den Argwohn gerathen, er neige selber zu der Partei jener Ritterlinge und Pfaffen, wogegen Voß so wacker gekämpft hat. Jene Partei ist zu mächtig, als dass man mit einem zarten Galanteriedegen gegen sie kämpfen könnte, und wir bedurften eines ungeschlachten niedersächsischen Bauers, der das alte Schlachtschwert aus der Zeit des Bauernkriegs wieder hervorgrub und damit loshieb. Herr Menzel hat vielleicht nie gefühlt, wie tief ein unge-

ſchlachtes niederſächſiſches Bauernherz verwundet werden kann von dem freundſchaftlichen Stich einer feinen, glatten hochadligen Viper — die Götter haben gewiſs Herrn Menzel vor ſolchen Gefühlen bewahrt, ſonſt würde er die Herbheit der Voſſiſchen Schriften nur in den Thatſachen finden und nicht in den Worten. Es mag wahr ſein, daſs Voß in ſeinem proteſtantiſchen Eifer die Bilderſtürmerei etwas zu weit trieb. Aber man bedenke, daſs die Kirche jetzt überall die Verbündete der Ariſtokratie iſt und ſogar hie und da von ihr beſoldet wird. Die Kirche, einſt die herrſchende Dame, vor welcher die Ritter ihre Kniee beugten und zu deren Ehren ſie mit dem ganzen Orient tournierten, jene Kirche iſt ſchwach und alt geworden, ſie möchte ſich jetzt eben dieſen Rittern als dienende Amme verdingen und verſpricht mit ihren Liedern die Völker in den Schlaf zu lullen, damit man die Schlafenden leichter feſſeln und ſcheren könne.

Unter der Rubrik „Kunſt“ häufen ſich die meiſten Ausfälle gegen Voß. Dieſe Rubrik umfaſſt beinahe den ganzen zweiten Theil des Menzel'ſchen Werks. Die Urtheile über unſere nächſten Zeitgenoſſen laſſen wir unbeſprochen. Die Bewunderung, die der Verfaſſer für Jean Paul hegt, macht ſeinem Herzen Ehre. Ebenfalls die Begeiſterung für Schiller.

Auch wir nehmen daran Antheil; doch gehören wir nicht zu Denen, die durch Vergleichung Schiller's mit Goethe den Werth des Letztern herabdrücken möchten. Beide Dichter sind vom ersten Range, Beide sind groß, vortrefflich, außerordentlich, und hegen wir etwas Vorneigung für Goethe, so entsteht sie doch nur aus dem geringfügigen Umstand, daſs wir glauben, Goethe wäre im Stande gewesen, einen ganzen Friedrich Schiller mit allen Dessen Räubern, Piccolominis, Louisen, Marien und Jungfrauen zu dichten, wenn er der ausführlichen Darstellung eines solchen Dichters nebst den dazu gehörigen Gedichten in seinen Werken bedurft hätte.

Wir können über die Härte und Bitterkeit, womit Herr Menzel von Goethe spricht, nicht stark genug unser Erschrecken ausdrücken. Er sagt manch allgemein wahres Wort, das aber nicht auf Goethe angewendet werden dürfte. Beim Lesen jener Blätter, worin über Goethe gesprochen oder vielmehr abgesprochen wird, ward uns plötzlich so ängstlich zu Muthe wie vorigen Sommer, als ein Bankier in London uns der Kuriosität wegen einige falsche Banknoten zeigte; wir konnten diese Papiere nicht schnell genug wieder aus Händen geben, aus Furcht, man möchte plötzlich uns selbst als Verfertiger derselben anklagen und ohne Umstände vor Old Bailey

aufhängen. Erſt nachdem wir an den Menzel'ſchen Blättern über Goethe unſre ſchaurige Neugier befriedigt, erwachte der Unmuth. Wir beabſichtigen keineswegs eine Vertheidigung Goethe's; wir glauben, die Menzel'ſche Lehre: „Goethe ſei kein Genie, ſondern ein Talent" wird nur bei Wenigen Eingang finden, und ſelbſt dieſe Wenigen werden doch zugeben, daſs Goethe dann und wann das Talent hat, ein Genie zu ſein. Aber ſelbſt wenn Menzel Recht hätte, würde es ſich nicht geziemt haben, ſein hartes Urtheil ſo hart hinzuſtellen. Es iſt doch immer Goethe, der König, und ein Recenſent, der an einen ſolchen Dichterkönig ſein Meſſer legt, ſollte doch eben ſo viel Kourtoiſie beſitzen wie jener engliſche Scharfrichter, welcher Karl I. köpfte und, ehe er dieſes kritiſche Amt vollzog, vor dem königlichen Delinquenten niederkniete und ſeine Verzeihung erbat.

Woher aber kommt dieſe Härte gegen Goethe, wie ſie uns hie und da ſogar bei den ausgezeichnetſten Geiſtern bemerkbar worden? Vielleicht eben weil Goethe, der Nichts als primus inter pares ſein ſollte, in der Republik der Geiſter zur Tyrannis gelangt iſt, betrachten ihn viele große Geiſter mit geheimem Groll. Sie ſehen in ihm ſogar einen Ludwig XI., der den geiſtigen hohen Adel unterdrückt, indem er den geiſtigen Tiers état, die liebe

Mittelmäßigkeit, emporhebt. Sie ſehen, er ſchmeichelt den reſpektiven Korporationen der Städte, er ſendet gnädige Handſchreiben und Medaillen an die „lieben Getreuen“, und erſchafft einen Papieradel von Hochbelobten, die ſich ſchon viel höher dünken als jene wahren Großen, die ihren Adel, eben ſo gut wie der König ſelbſt, von der Gnade Gottes erhalten, oder, um whiggiſch zu ſprechen, von der Meinung des Volkes. Aber immerhin mag Dieſes geſchehen. Sahen wir doch jüngſt in den Fürſtengrüften von Weſtminſter, daſs jene Großen, die, als ſie lebten, mit den Königen haderten, dennoch im Tode in der königlichen Nähe begraben liegen — und ſo wird auch Goethe nicht verhindern können, daſs jene großen Geiſter, die er im Leben gern entfernen wollte, dennoch im Tode mit ihm zuſammen kommen und neben ihm ihren ewigen Platz finden im Weſtminſter der deutſchen Literatur.

Die brütende Stimmung unzufriedener Großen iſt anſteckend, und die Luft wird ſchwül. Das Princip der Goethe'ſchen Zeit, die Kunſtidee, entweicht, eine neue Zeit mit einem neuen Principe ſteigt auf, und, ſeltſam! wie das Menzel'ſche Buch merken läſſt, ſie beginnt mit Inſurrektion gegen Goethe. Vielleicht fühlt Goethe ſelbſt, daſs die ſchöne objektive Welt, die er durch Wort und Beiſpiel geſtiftet hat, noth-

wendiger Weise zusammensinkt, so wie die Kunstidee allmählich ihre Herrschaft verliert, und dass neue frische Geister von der neuen Idee der neuen Zeit hervorgetrieben werden, und gleich nordischen Barbaren, die in den Süden einbrechen, das civilisierte Goethenthum über den Haufen werfen und an dessen Stelle das Reich der wildesten Subjektivität begründen. Daher das Bestreben, eine Goethe'sche Landmiliz auf die Beine zu bringen. Überall Garnisonen und aufmunternde Beförderungen. Die alten Romantiker, die Janitscharen, werden zu regulären Truppen zugestutzt, müssen ihre Kessel abliefern, müssen die Goethe'sche Uniform anziehen, müssen täglich exercieren. Die Rekruten lärmen und trinken und schreien Vivat; die Trompeter blasen —

Wird Kunst und Alterthum im Stande sein, Natur und Jugend zurückzudrängen?

Wir können nicht umhin, ausdrücklich zu bemerken, dass wir unter „Goethenthum" nicht Goethe's Werke verstehen, nicht jene theuern Schöpfungen, die vielleicht noch leben werden, wenn längst die deutsche Sprache schon gestorben ist und das geknutete Deutschland in slavischer Mundart wimmert; unter jenem Ausdruck verstehen wir auch nicht eigentlich die Goethe'sche Denkweise, diese Blume, die im

Miſte unſerer Zeit immer blühender gedeihen wird, und ſollte auch ein glühendes Enthuſiaſtenherz ſich über ihre kalte Behaglichkeit noch ſo ſehr ärgern; mit dem Worte „Goethenthum“ deuteten wir oben vielmehr auf Goethe'ſche Formen, wie wir ſie bei der blöden Jüngerſchar nachgeknetet finden, und auf das matte Nachpiepſen jener Weiſen, die der Alte gepfiffen. Eben die Freude, die dem Alten jenes Nachkneten und Nachpiepſen gewährt, erregte unſere Klage. Der Alte! wie zahm und milde iſt er geworden! Wie ſehr hat er ſich gebeſſert! würde ein Nicolait, ſagen, der ihn noch in jenen wilden Jahren kannte wo er den ſchwülen „Werther“ und den „Götz mit der eiſernen Hand“ ſchrieb! Wie hübſch manierlich iſt er geworden, wie iſt ihm alle Roheit jetzt fatal, wie unangenehm berührt es ihn, wenn er an die frühere xeniale himmelſtürmende Zeit erinnert wird, oder wenn gar Andere, in ſeine alten Fußſtapfen tretend, mit demſelben Übermuthe ihre Titanenflegeljahre austoben! Sehr treffend hat in dieſer Hinſicht ein geiſtreicher Ausländer unſeren Goethe mit einem alten Räuberhauptmanne verglichen, der ſich vom Handwerke zurückgezogen hat, unter den Honoratioren eines Provincialſtädtchens ein ehrſam bürgerliches Leben führt, bis aufs Kleinlichſte alle Philiſtertugen-

den zu erfüllen ſtrebt, und in die peinlichſte Verlegenheit geräth, wenn zufällig irgend ein wüſter Waldgeſell aus Kalabrien mit ihm zuſammentrifft und alte Kameradſchaft nachſuchen möchte.

Vorbemerkung

zu Lautenbacher's

Paraphraſe einer Stelle des Tacitus.

(1828.)

Anno 1794 lieferte der Vieux cordelier eine Paraphraſe jenes Kapitels des Tacitus, wo Dieſer den Zuſtand Rom's unter Nero ſchildert. Ganz Paris fand darin auch das Bild ſeiner eigenen Schreckenszeit, und wenn es auch dem furchtbaren Robespierre gelang, den Verfaſſer jener Paraphraſe, den edlen Camille Desmoulins, hinrichten zu laſſen, ſo blieb doch Deſſen Wort am Leben; gleich geheimnisvoller Saat wucherte es im Herzen des Volkes, getränkt von Märtyrerblut ſchoſs dieſe Saat um ſo üppiger empor, und ihre Frucht war der neunte Thermidor.

Paraphraſen des Tacitus gehören alſo nicht bloß ins Gebiet der Schulſtube, und dürften wohl in „politiſchen Annalen“ ihre Stelle finden.

Nachträge.

(Zu Band XI., S. 311.)

Die erste Aufführung von Meyerbeer's „Hugenotten".

Paris, den 1. März 1836.

Für die schöne Welt von Paris war gestern ein merkwürdiger Tag: — die erste Vorstellung von Meyerbeer's langersehnten „Hugenotten" gab man in der Oper, und Rothschild gab seinen ersten großen Ball in seinem neuen Hotel. Ich wollte von beiden Herrlichkeiten an demselben Abend genießen, und habe mich so übernommen, dass ich noch wie berauscht bin, dass mir Gedanken und Bilder im Kopfe taumeln, und dass ich vor lauter Betäubnis und Ermüdung fast nicht schreiben kann. Von Beurtheilung kann gar nicht die Rede sein. „Robert-le-Diable" musste man ein Dutzendmal hören, ehe man in die ganze Schönheit dieses Meisterwerks eindringen konnte. Und wie Kunstrichter versichern, soll Meyerbeer in den „Hugenotten" noch größere Vollendung der Form, noch geistreichere Ausführung der Details

gezeigt haben. Er ist wohl der größte jetzt lebende Kontrapunktist, der größte Künstler in der Musik; er tritt diesmal mit ganz neuen Formschöpfungen hervor, er schafft neue Formen im Reiche der Töne, und auch neue Melodien giebt er, ganz außerordentliche, aber nicht in anarchischer Fülle, sondern wo er will und wann er will, an der Stelle, wo sie nöthig sind. Hierdurch eben unterscheidet er sich von andern genialen Musikern, deren Melodienreichthum eigentlich ihren Mangel an Kunst verräth, indem sie von der Strömung ihrer Melodien sich selber hinreißen lassen, und der Musik mehr gehorchen als gebieten. Ganz richtig hat man gestern im Foyer der Oper den Kunstsinn von Meyerbeer mit dem Goethe'schen verglichen. Nur hat, im Gegensatz gegen Goethe, bei unserm großen Maëstro die Liebe für seine Kunst, für die Musik, einen so leidenschaftlichen Charakter angenommen, daſs seine Verehrer oft für seine Gesundheit besorgt sind. Von diesem Manne gilt wahrhaftig das orientalische Gleichnis von der Kerze, die, während sie Andern leuchtet, sich selber verzehrt. Auch ist er der abgesagte Feind von aller Unmusik, allen Mistönen, allem Gegröhle, allem Gequieke, und man erzählt die spaßhaftesten Dinge von seiner Antipathie gegen Katzen und Katzenmusik. Schon die Nähe einer Katze kann ihn aus

dem Zimmer treiben, sogar ihm eine Ohnmacht zuziehen. Ich bin überzeugt, Meyerbeer stürbe, wenn es nöthig wäre, für einen musikalischen Satz, wie Andere etwa für einen Glaubenssatz. Ja, ich bin der Meinung, wenn am jüngsten Tage ein Posaunenengel schlecht bliese, so wäre Meyerbeer kapabel, im Grabe ruhig liegen zu bleiben und an der allgemeinen Auferstehung gar keinen Theil zu nehmen. Durch seinen Enthusiasmus für die Sache, so wie auch durch seine persönliche Bescheidenheit, sein edles, gütiges Wesen, besiegt er gewiss auch jede kleine Opposition, die, hervorgerufen durch den kolossalen Erfolg von „Robert-le-Diable," seitdem hinlängliche Muße hatte, sich zu vereinigen, und die gewiss diesesmal bei dem neuen Triumphzug ihre bösmäuligsten Lieder ertönen lässt. Es darf Sie daher nicht befremden, wenn vielleicht einige grelle Misslaute in dem allgemeinen Beifallsrufe vernehmbar werden. Ein Musikhändler, welcher nicht der Verleger der neuen Oper, wird wohl das Mittelpünktchen dieser Opposition bilden, und an Diesen lehnen sich einige musikalische Renommées, die längst erloschen oder noch nie geleuchtet.

Es war gestern Abend ein wunderbarer Anblick, das eleganteste Publikum von Paris, festlich geschmückt, in dem großen Opernsaale versammelt zu sehen, mit

zitternder Erwartung, mit ernſthafter Ehrfurcht, faſt mit Andacht. Alle Herzen ſchienen erſchüttert. Das war Muſik. — Und darauf der Rothſchild'ſche Ball. Da ich ihn erſt um vier Uhr dieſen Morgen verlaſſen und noch nicht geſchlafen habe, bin ich zu ſehr ermüdet, als daſs ich Ihnen von dem Schauplatze dieſes Feſtes, dem neuen, ganz im Geſchmack der Renaiſſance erbauten Pallaſte, und von dem Publikum, das mit Erſtaunen darin umherwandelte, einen Bericht abſtatten könnte. Dieſes Publikum beſtand, wie bei allen Rothſchild'ſchen Soiréen, in einer ſtrengen Auswahl ariſtokratiſcher Illuſtrationen, die durch große Namen oder hohen Rang, die Frauen aber mehr durch Schönheit und Putz, imponieren könnten. Was jenen Pallaſt mit ſeinen Dekorationen betrifft, ſo iſt hier Alles vereinigt, was nur der Geiſt des 16. Jahrhunderts erſinnen und das Geld des 19. Jahrhunderts bezahlen konnte; hier wetteiferte der Genius der bildenden Kunſt mit dem Genius von Rothſchild. Seit zwei Jahren ward an dieſem Pallaſt und ſeiner Dekoration beſtändig gearbeitet, und die Summen, die daran verwendet worden, ſollen ungeheuer ſein. Herr von Rothſchild lächelt, wenn man ihn darüber befragt. Es iſt das Verſailles der abſoluten Geldherrſchaft. Indeſſen muſs man den Geſchmack, womit Alles ausgeführt iſt,

eben ſo ſehr wie die Koſtbarkeit der Ausführung bewundern. Die Leitung der Verzierungen hatte Herr Duponchel übernommen, und Alles zeugt von ſeinem guten Geſchmack. Im Ganzen, ſo wie in Einzelheiten, erkennt man auch den feinen Kunſtſinn der Dame des Hauſes, die nicht bloß eine der hübſcheſten Frauen von Paris iſt, ſondern, ausgezeichnet durch Geiſt und Kenntniſſe, ſich auch praktiſch mit bildender Kunſt, nämlich Malerei, beſchäftigt. — Die Renaiſſance, wie man das Zeitalter Franz I. benannt, iſt jetzt Mode in Paris. Alles möbliert und koſtümiert man jetzt im Geſchmacke dieſer Zeit; ja, Manche treiben Dieſes bis zur Wuth. Was bedeutet dieſe plötzlich erwachte Leidenſchaft für jene Epoche der erwachten Kunſt, der erwachten Lebensheiterkeit, der erwachten Liebe für das Geiſtreiche in der Form der Schönheit? Vielleicht liegen in unſerer Zeit einige Tendenzen, die ſich durch dieſe Sympathie beurkunden.

haufen! Am meiſten beklage ich den Verluſt jenes Petrithurmes — er war über die Kleinlichkeit ſeiner Umgebung ſo erhaben! Die Stadt wird bald wieder aufgebaut ſein mit neuen gradlinigen Häuſern und nach der Schnur gezogenen Straßen, aber es wird doch nicht mehr mein altes Hamburg ſein, mein altes, ſchiefwinklichtes, ſchlabbriges Hamburg. Der Breitengiebel, wo mein Schuſter wohnte und wo ich Auſtern aß, bei Unbeſcheiden — ein Raub der Flammen! Der „Hamburger Korreſpondent“ meldet zwar, daſs der Dreckwall ſich bald wie ein Phönix aus der Aſche erheben werde — aber ach, es wird doch der alte Dreckwall nicht mehr ſein! Und das Rathhaus — wie oft ergötzte ich mich an den Kaiſerbildern, die, aus Hamburger Rauchfleiſch gemeißelt, die Façade zierten! Sind die hoch- und wohlgepuderten Perücken gerettet, die dort den Häuptern der Republik ihr majeſtätiſches Anſehen gaben? Der Himmel bewahre mich, in einem Momente wie der jetzige an dieſen alten Perücken ein Weniges zu zupfen. Im Gegentheil, ich möchte bei dieſer Gelegenheit vielmehr bezeugen, daſs die Regierung zu Hamburg immer die Regierten übertraf an gutem Willen für geſellſchaftlichen Fortſchritt. Das Volk ſtand hier immer tiefer, als ſeine Stellvertreter, worunter Männer von der bedeutendſten Bildung und Ver-

nünftigkeit. Aber es ſteht zu hoffen, daſs der große Brand auch die unteren Intelligenzen ein biſschen erleuchtet haben wird und die ganze hamburgiſche Bevölkerung jetzt einſieht, daſs der Zeitgeiſt, der ihr im Unglück ſeine Wohlthat angedeihen ließ, ſpäterhin nicht mehr durch kleinlichen Krämerſinn beleidigt werden darf. Namentlich die bürgerliche Gleichſtellung der verſchiedenen Konfeſſionen wird gewiſs jetzt nicht mehr in Hamburg vertagt werden können. — Wir wollen das Beſte von der Zukunft erwarten; der Himmel ſchickt nicht umſonſt die großen Prüfungen.

Druck von Jacob & Holzhauſen in Wien.

Druckfehler-Berichtigung.

Band III, S. 182, Z. 7 v. o. ist Euphuismus, statt Euphemismus, zu lesen.

H. Heine's

sämmtliche Werke.

H. Heine's

sämmtliche Werke.

Heinrich Heine's

sämmtliche Werke.

Rechtmäßige Original-Ausgabe.

Vierzehnter Band.

Vermischte Schriften. Zweiter Theil.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1862.

Vermiſchte Schriften

von

Heinrich Heine.

Zweiter Theil.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1862.

Inhalt.

Seite

Vorwort des Herausgebers VII

Vermischte Schriften.

Einleitung zu „Kahldorf über den Adel“ 3
Vorrede zum ersten Bande des „Salon“ 31
Über den Denuncianten 49
Der Schwabenspiegel 81
Einleitung zur Prachtausgabe des „Don Quixote“. . 109
Vorwort zu A. Weill's „Sittengemälden aus dem elsäs-
sischen Volksleben“ 147
Thomas Reynolds. 155
Ludwig Marcus. Denkworte 179
Geständnisse 207

Vorwort des Herausgebers.

Die von Robert Wesselhöft verfaßte Schrift: „Kahldorf über den Adel, in Briefen an den Grafen M. von Moltke; herausgegeben von H. Heine“ ward im Jahre 1831 (Nürnberg, bei Hoffmann und Campe) publiciert. Da nur die Einleitung von Heine geschrieben ward, ist auch nur diese hier abgedruckt. Aus dem Originalmanuskript, das sich in Händen des Herrn Wilhelm Künzel in Leipzig befindet, ergänzte ich, außer der Anmerkung auf S. 12—13, folgende Censurlücken:

S. 23 Während des Friedens — das wohlbekannte Siegellack,

S. 23, Z. 11—12 Metternich

S. 23 kaiserlichen Blondine — Habsburg befleckt hatte,

S. 24 und er hat seitdem — Eselin des Papstes

S. 24 Staberle zieht nicht gern — sagt Staberle.

S. 25 Aber die Pairskammer — ebenfalls fortschafft —

S. 27 Ukasuisten und Knutologen

Die Vorrede zum ersten Bande des „Salon“ ward zuerst in dem genannten Buche 1834 abgedruckt, und findet sich in der französischen Ausgabe unter dem Titel „Explication“ am Schlusse des ersten Bandes der „Reisebilder.“ Von den übrigen Beiträgen dieses und des vorhergehenden Bandes sind nur die „Geständnisse“ und die ersten drei Seiten der Einleitung zu „Kahldorf über den Adel“ auch in französischer Version veröffentlicht worden.

Die kleine Schrift „Über den Denuncianten,“ ursprünglich als Vorwort zum dritten Bande des „Salon“ geschrieben, musste 1837 als besondere Broschüre erscheinen, da ihr vom Censor jenes Bandes das Imprimatur verweigert ward.

Nach Aufhebung der Censur wurde dieselbe den späteren Ausgaben des genannten Bandes vorgedruckt. Die auf S. 53 erwähnte Bittschrift Heine's an den Bundestag findet sich im letzten Bande der vorliegenden Gesammtausgabe.

Der „Schwabenspiegel" war seither nur 1839 im „Jahrbuch der Literatur" abgedruckt, und zwar in so verstümmelter Form, dass Heine in der „Zeitung für die elegante Welt," Nr. 28 vom 8. Februar 1839, die Autorschaft dieses Aufsatzes ablehnte. Da trotz aller Nachforschungen das Originalmanuskript nicht herbeizuschaffen war, vermochte ich zu meinem Bedauern auch bei gegenwärtigem Abdruck den Urtext nicht herzustellen.

Die Einleitung zur Prachtausgabe des „Don Quixote" schrieb Heine 1837 auf Ansuchen des Stuttgarter Verlegers jener Ausgabe.

Das Vorwort zu A. Weill's „Sittengemälden aus dem elsässischen Volksleben" ward 1847 im zweiten Bande jener Dorfnovellen abgedruckt.

Der Aufsatz über Thomas Reynolds ist seither nur in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung," Nr. 332 und 333 vom 28. und 29. November 1841, mitgetheilt worden.

Die Denkworte zur Erinnerung an Ludwig Marcus wurden gleichfalls zuerst in ebengenannter Zeitung, Nr. 123 und 124 vom 2. und 3. Mai 1844, abgedruckt, und später (1854) vom Verfasser dem ersten Bande seiner „Vermischten Schriften" eingereiht.

Die „Geständnisse" bilden in der französischen Ausgabe den Schluss des Buches „De l'Allemagne," und wurden zuerst in der „Revue des deux mondes" vom 15. September 1854 veröffentlicht. Im Übrigen auf das „Vorwort des Herausgebers" zum fünften Bande der vorliegenden Gesammtausgabe verweisend, gebe ich nachstehend das Verzeichnis der Stellen, welche ich aus der französischen Version ergänzte:

S. 241 Die Flitterwochen vergehen so schnell!

S. 244 Der gute und treffliche Ballanche — S. 245 durch eine Amputation.

S. 245 Eben so wenig sah ich Herrn Villemain — S. 258 war der berühmte Chicard,

S. 262, Z. 15 ephemere

S. 262 und mit Freuden begrüßte ich — S. 263 sie zu vervollständigen,

S. 274 Seltsame Widersprüche — auch erfahren mag.

S. 275 den Chartisten Englands und

S. 275 Die englischen Chartisten — S. 276 und ich rede die Wahrheit.

S. 287 wie einst mein Freund Kitzler bei ähnlichem Anlasse gethan;

S. 327 an jene gelehrten Widersacher — viele Bücher veröffentlicht.

Vermischte Schriften.

Einleitung

zu

„Kahldorf über den Adel,

in Briefen an den Grafen M. von Moltke."

(1831.)

Der galliſche Hahn hat jetzt zum zweiten Male gekräht, und auch in Deutſchland wird es Tag. In entlegene Klöſter, Schlöſſer, Hanſeſtädte und dergleichen letzte Schlupfwinkel des Mittelalters flüchten ſich die unheimlichen Schatten und Geſpenſter, die Sonnenſtrahlen blitzen, wir reiben uns die Augen, das holde Licht dringt uns ins Herz, das wache Leben umrauſcht uns, wir ſind erſtaunt, wir befragen einander: — Was thaten wir in der vergangenen Nacht?

Nun ja, wir träumten in unſerer deutſchen Weiſe, d. h. wir philoſophierten. Zwar nicht über die Dinge, die uns zunächſt betrafen oder zunächſt paſſierten, ſondern wir philoſophierten über die Realität der Dinge an und für ſich, über die letzten Gründe der Dinge und ähnliche metaphyſiſche

und transcendentale Träume, wobei uns der Mordspektakel der westlichen Nachbarschaft zuweilen recht störsam wurde, ja sogar recht verdrießlich, da nicht selten die französischen Flintenkugeln in unsere philosophischen Systeme hineinpfiffen und ganze Fetzen davon fortfegten.

Seltsam ist es, daſs das praktische Treiben unserer Nachbaren jenseits des Rheins dennoch eine eigene Wahlverwandtschaft hatte mit unserem philosophischen Träumen im geruhsamen Deutschland. Man vergleiche nur die Geschichte der französischen Revolution mit der Geschichte der deutschen Philosophie, und man sollte glauben: die Franzosen, denen so viel' wirkliche Geschäfte oblagen, wobei sie durchaus wach bleiben musſten, hätten uns Deutsche ersucht, unterdessen für sie zu schlafen und zu träumen, und unsere deutsche Philosophie sei nichts Anders, als der Traum der französischen Revolution. So hatten wir den Bruch mit dem Bestehenden und der Überlieferung im Reiche des Gedankens, eben so wie die Franzosen im Gebiete der Gesellschaft, um die Kritik der reinen Vernunft sammelten sich unsere philosophischen Jakobiner, die Nichts gelten ließen, als was jener Kritik Stand hielt, Kant war unser Robespierre. — Nachher kam Fichte mit seinem Ich, der Napoleon der Philosophie, die höchste

Liebe und der höchste Egoismus, die Alleinherrschaft des Gedankens, der souveräne Wille, der ein schnelles Universalreich improvisierte, das eben so schnell wieder verschwand, der despotische, schauerlich einsame Idealismus. — Unter seinem konsequenten Tritte erseufzten die geheimen Blumen, die von der Kantischen Guillotine noch verschont geblieben oder seitdem unbemerkt hervorgeblüht waren, die unterdrückten Erdgeister regten sich, der Boden zitterte, die Kontrerevolution brach aus, und unter Schelling erhielt die Vergangenheit mit ihren traditionellen Interessen wieder Anerkenntnis, sogar Entschädigung, und in der neuen Restauration, in der Naturphilosophie, wirthschafteten wieder die grauen Emigranten, die gegen die Herrschaft der Vernunft und der Idee beständig intriguiert, der Mysticismus, der Pietismus, der Jesuitismus, die Legitimität, die Romantik, die Deutschthümelei, die Gemüthlichkeit — bis Hegel, der Orleans der Philosophie, ein neues Regiment begründete oder vielmehr ordnete, ein eklektisches Regiment, worin er freilich selber wenig bedeutet, dem er aber an die Spitze gestelltist, und worin er den alten Kantischen Jakobinern, den Fichte'schen Bonapartisten, den Schelling'schen Pairs und seinen eignen Kreaturen eine feste, verfassungsmäßige Stellung anweist.

In der Philoſophie hätten wir alſo den großen Kreislauf glücklich beſchloſſen, und es iſt natürlich, daſs wir jetzt zur Politik übergehen. Werden wir hier dieſelbe Methode beobachten? Werden wir mit dem Syſtem des Comité de salut publique, oder mit dem Syſtem des Ordre légal den Kurſus eröffnen?*) Dieſe Fragen durchzittern alle Herzen, und wer etwas Liebes zu verlieren hat, und ſei es auch nur den eigenen Kopf, flüſtert bedenklich: Wird die deutſche Revolution eine trockne ſein oder eine naſsrothe — —?

Ariſtokraten und Pfaffen drohen beſtändig mit den Schreckbildern aus den Zeiten des Terrorismus, Liberale und Humaniſten verſprechen uns dagegen die ſchönen Scenen der großen Woche und ihrer friedlichen Nachfeier; — beide Parteien täuſchen ſich oder wollen Andere täuſchen. Denn nicht weil die franzöſiſche Revolution in den neunziger Jahren ſo blutig und entſetzlich, vorigen Juli aber ſo menſchlich und ſchonend war, läſſt ſich folgern, daſs eine Revolution in Deutſchland eben ſo den einen oder den andern Charakter annehmen müſſe.

*) Bis hieher iſt dieſe Vorrede in dem „Avertissement de l'éditeur“ zur älteſten Auflage des Buches „De la France“ abgedruckt.

Der Herausgeber.

Nur wenn dieſelben Bedingniſſe vorhanden ſind, laſſen ſich dieſelben Erſcheinungen erwarten. Der Charakter der franzöſiſchen Revolution war aber zu jeder Zeit bedingt von dem moraliſchen Zuſtande des Volks, und beſonders von ſeiner politiſchen Bildung. Vor dem erſten Ausbruch der Revolution in Frankreich gab es dort zwar eine ſchon fertige Civiliſation, aber doch nur in den höheren Ständen und hie und da im Mittelſtand; die unteren Klaſſen waren geiſtig verwahrloſt, und durch den engherzigſten Deſpotismus von jedem edlen Emporſtreben abgehalten. Was aber gar politiſche Bildung betrifft, ſo fehlte ſie nicht nur jenen unteren, ſondern auch den oberen Klaſſen. Man wuſſte damals nur von kleinlichen Manövers zwiſchen rivaliſierenden Korporationen, von wechſelſeitigem Schwächungsſyſteme, von Traditionen der Routine, von doppeldeutigen Formelkünſten, von Maitreſſeneinfluſs und dergleichen Staatsmiſère. Montesquieu hatte nur eine verhältnismäßig geringe Anzahl Geiſter geweckt. Da er immer von einem hiſtoriſchen Standpunkte ausgeht, gewann er wenig Einfluſs auf die Maſſen eines enthuſiaſtiſchen Volks, das am empfänglichſten iſt für Gedanken, die urſprünglich und friſch aus dem Herzen quellen, wie in den Schriften Rouſſeau's. Als aber Dieſer,

der Hamlet von Frankreich, der den zürnenden Geist erblickt und die argen Gemüther der gekrönter Giftmischer, die gleißende Leerheit der Schranzen, die läppische Lüge der Hofetikette und die gemeinsame Fäulnis durchschaute und schmerzhaft ausrief: „Die Welt ist aus ihren Fugen getreten, weh' mir, dass ich sie wieder einrichten soll!" als Jean Jacques Rousseau halb mit verstelltem, halb mit wirklichem Verzweiflungswahnsinn seine große Klage und Anklage erhob; — als Voltaire, der Lucian des Christenthums, den römischen Priestertrug und das darauf gebaute göttliche Recht des Despotismus zu Grunde lächelte; — als Lafayette, der Held zweier Welten und zweier Jahrhunderte, mit den Argonauten der Freiheit aus Amerika zurückkehrte und die Idee einer freien Konstitution, das goldene Fließ, mitbrachte; — als Necker rechnete und Sieyes definierte und Mirabeau redete, und die Donner der konstituierenden Versammlung über die welke Monarchie und ihr blühendes Deficit dahinrollten, und neue ökonomische und staatsrechtliche Gedanken, wie plötzliche Blitze, emporschossen: — da mussten die Franzosen die große Wissenschaft der Freiheit, die Politik, erst erlernen, und die ersten Anfangsgründe kamen ihnen theuer zu stehen, und es kostete ihnen ihr bestes Blut.

Daſs aber die Franzoſen ſo theures Schulgeld bezahlen muſſten, Das war die Schuld jener blödſinnig lichtſcheuen Deſpotie, die, wie geſagt, das Volk in geiſtiger Unmündigkeit zu erhalten geſucht, alle ſtaatswiſſenſchaftliche Belehrung hintertrieben, den Jeſuiten und Obſkuranten der Sorbonne die Büchercenſur übertragen, und gar die periodiſche Preſſe, das mächtigſte Beförderungsmittel der Volksintelligenz, aufs lächerlichſte unterdrückt hatte. Man leſe nur in Mercier's Tableau de Paris den Artikel über die Cenſur vor der Revolution, und man wundert ſich nicht mehr über jene kraſſe politiſche Unwiſſenheit der Franzoſen, die nachher zur Folge hatte, daſs ſie von den neuen politiſchen Ideen mehr geblendet als erleuchtet, mehr erhitzt als erwärmt wurden, daſs ſie jedem Pamphletiſten und Journaliſten aufs Wort glaubten, und daſs ſie von jedem Schwärmer, der ſich ſelbſt betrog, und jedem Intriganten, den Pitt beſoldete, zu den ausſchweifendſten Handlungen verleitet werden konnten. Das iſt ja eben der Segen der Preſsfreiheit, ſie raubt der kühnen Sprache des Demagogen allen Zauber der Neuheit, das leidenſchaftlichſte Wort neutraliſiert ſie durch eben ſo leidenſchaftliche Gegenrede, und ſie erſtickt in der Geburt ſchon die Lügengerüchte, die, von Zufall oder Bos-

heit gesäet, so tödlich frech emporwuchern im Verborgenen, gleich jenen Giftpflanzen, die nur in dunklen Waldsümpfen und im Schatten alter Burg- und Kirchentrümmer gedeihen, im hellen Sonnenlichte aber elendig und jämmerlich verdorren. Freilich, das helle Sonnenlicht der Pressfreiheit ist für den Sklaven, der lieber im Dunkeln die allerhöchsten Fußtritte hinnimmt, eben so fatal wie für den Despoten, der seine einsame Ohnmacht nicht gern beleuchtet sieht. Es ist wahr, dass die Censur solchen Leuten sehr angenehm ist. Aber es ist nicht weniger wahr, dass die Censur, indem sie einige Zeit dem Despotismus Vorschub leistet, ihn am Ende mitsammt dem Despoten zu Grunde richtet, dass dort, wo die Ideenguillotine gewirthschaftet, auch bald die Menschencensur eingeführt wird, dass derselbe Sklave, der die Gedanken hinrichtet, späterhin mit derselben Gelassenheit*) seinen eigenen Herrn ausstreicht aus dem Buche des Lebens.

---

*) Hier folgt im Originalmanuscript die häufig bis zur Unleserlichkeit durchstrichene Stelle: „das Henkeramt auch an Menschen verrichten werde, und dass Monsieur Sanson, als er Se. allerchristlichste Majestät, den König von Frankreich, aus dem Buche des Lebens ausstrich, nur als natürlicher Nachfolger den Censor von Paris im Handwerk ablöste.

Ach! dieſe Geiſteshenker machen uns ſelbſt zu Verbrechern, und der Schriftſteller, der wie eine Gebärerin während des Schreibens gar bedenklich aufgeregt iſt, begeht in dieſem Zuſtande ſehr oft einen Gedankenkindermord, eben aus wahnſinniger

---

Dieſer Wahrheit bin ich jüngſt in der grauenhafteſten Weiſe bewuſſt geworden, als die Unruhen, die Europa bewegen, auch bis in die Statt meines zufälligen Aufenthalts gedrungen waren und ich die heidniſche Wildheit entzügelter Volksmaſſen in der Nähe betrachtete. Es blieb, Gottlob! nur bei Steinwürfen und Fenſtergeklirre, und des andern Tags war ſchon Alles wieder beſchwichtigt durch die — — — — — — — — — — — — — — — — unter dem: „Ein' feſte Burg iſt unſer Gott" — gefunden hatten. Ich aber verbrachte ſehr ſchlecht die Nacht, als jene Unruhen vorfielen, ich konnte nicht einſchlafen vor lauter Revolutionsgreuelgedanken, und dachte beſtändig an Ludwig XVI., und dann auch an Karl I., und grübelte nach, wer wohl der verlarvte Scharfrichter geweſen ſei, der ihn geköpft hat, und als ich einſchlief, träumte mir, ich ſtände unter einer brauſenden Volksmenge, die nach einem großen Hauſe emporgaffte, das ungefähr wie Whitehall ausſah, und vor deſſen Fenſtern ſich ein ſchwarzes Gerüſte erhob, wo auf einer ſchwarzen — — — — ein weißes — — — — haupt lag, und ſiehe! als der verlarvte Scharfrichter zu einem Streiche auslangen wollte, entfiel ihm die Maſke, und zum Vorſchein kam eines wohlbekannten — — — — wohlbekanntes — — — — Geſicht."

Angſt vor dem Richtſchwerte des Cenſors. Ich ſelbſt unterdrücke in dieſem Augenblick einige neugeborene unſchuldige Betrachtungen über die Geduld und Seelenruhe, womit meine lieben Landsleute ſchon ſeit ſo vielen Jahren ein Geiſtermordgeſetz ertragen, das Polignac in Frankreich nur zu promulgieren brauchte, um eine Revolution hervorzubringen. Ich ſpreche von den berühmten Ordonnanzen, deren bedenklichſte eine ſtrenge Cenſur der Tagesblätter anordnete und alle edle Herzen in Paris mit Entſetzen erfüllte — die friedlichſten Bürger griffen zu den Waffen, man barrikadierte die Gaſſen, man focht, man ſtürmte, es donnerten die Kanonen, es heulten die Glocken, es pfiffen die bleiernen Nachtigallen, die junge Brut des todten Adlers, die École polytechnique, flatterte aus dem Neſte mit Blitzen in den Krallen, alte Pelikane der Freiheit ſtürzten in die Bajonette und nährten mit ihrem Blute die Begeiſterung der Jungen, zu Pferde ſtieg Lafayette, der Unvergleichliche, deſſen Gleichen die Natur nicht mehr als einmal erſchaffen könnte, und den ſie deſshalb in ihrer ökonomiſchen Weiſe für zwei Welten und für zwei Jahrhunderte zu benutzen ſucht — und nach drei heldenmüthigen Tagen lag die Knechtſchaft zu Boden mit ihren rothen Schergen und ihren weißen Liljen; und die heilige Drei-

farbigkeit, umstrahlt von der Glorie des Sieges, wehte über dem Kirchthurm Unserer lieben Frauen von Paris! Da geschahen keine Greuel, da gab's kein muthwilliges Morden, da erhob sich keine allerchristlichste Guillotine, da trieb man keine gräßlichen Späße, wie z. B. bei jener famosen Rückkehr von Versailles, als man, gleich Standarten, die blutigen Köpfe der Herren von Deshuttes und von Varicourt voraustrug und in Sèvres still hielt, um sie dort von einem Citoyen-Perruquier abwaschen und hübsch frisieren zu lassen. — Nein, seit jener Zeit, schaurigen Angedenkens, hatte die französische Presse das Volk von Paris für bessere Gefühle und minder blutige Witze empfänglich gemacht, sie hatte die Ignoranz ausgejätet aus den Herzen und Intelligenz hineingesäet, die Frucht eines solchen Samens war die edle, legendenartige Mäßigung und rührende Menschlichkeit des Pariser Volks in der großen Woche — und, in der That! wenn Polignac späterhin nicht auch physisch den Kopf verlor, so verdankt er es einzig und allein den milden Nachwirkungen derselben Preßfreiheit, die er thörichterweise unterdrücken wollte.

So erquickt der Sandelbaum mit seinen lieblichsten Düften eben jenen Feind, der frevelhaft seine Rinde verletzt hat.

Ich glaube mit diesen flüchtigen Bemerkungen genugsam angedeutet zu haben, wie jede Frage über den Charakter, den die Revolution in Deutschland annehmen möchte, sich in eine Frage über den Zustand der Civilisation und der politischen Bildung des deutschen Volks verwandeln muſs, wie diese Bildung ganz abhängig ist von der Preſsfreiheit, und wie es unser ängstlichster Wunsch sein muſs, daſs durch letztere bald recht viel Licht verbreitet werde, ehe die Stunde kommt, wo die Dunkelheit mehr Unheil stiftet als die Leidenschaft, und Ansichten und Meinungen, je weniger sie vorher erörtert und besprochen worden, um so grauenhaft stürmischer auf die blinde Menge wirken und von den Parteien als Losungsworte benutzt werden.

„Die bürgerliche Gleichheit“ könnte jetzt in Deutschland, eben so wie einst in Frankreich, das erste Losungswort der Revolution werden, und der Freund des Vaterlandes darf wohl keine Zeit versäumen, wenn er dazu beitragen will, daſs die Streitfrage „über den Adel“ durch eine ruhige Erörterung geschlichtet oder ausgeglichen werde, ehe sich ungefüge Disputanten einmischen mit allzuschlagenden Beweisthümern, wogegen weder die Kettenschlüsse der Polizei, noch die schärfsten Argumente der Infanterie und Kavallerie, nicht einmal die

Ultima ratio regis, die sich leicht in eine Ultimi ratio regis verwandeln könnte, Etwas auszurichten vermöchten. In dieser trüben Hinsicht erachte ich die Herausgabe gegenwärtiger Schrift für ein verdienstliches Werk. Ich glaube, der Ton der Mäßigung, der darin herrscht, entspricht dem angedeuteten Zwecke. Der Verfasser bekämpft mit indischer Geduld eine Broschüre, betitelt:

„Über den Adel und dessen Verhältnis zum Bürgerstande. Von dem Grafen M. v. Moltke, königl. dänischem Kammerherrn und Mitgliede des Obergerichts zu Gottorff. Hamburg, bei Perthes und Besser. 1830."

Doch wie in dieser Broschüre, so ist auch in der Entgegnung das Thema keineswegs erschöpft, und die Hin- und Widerrede betrifft nur den allgemeinen, so zu sagen dogmatischen Theil der Streitfrage. Der hochgeborene Kämpe sitzt auf seinem Turnierroß und behauptet keck die mittelalterliche Zote, daß durch adlige Zeugung ein besseres Blut entstehe als durch gemein bürgerliche Zeugung, er vertheidigt die Geburtsprivilegien, das Vorzugsrecht bei einträglichen Hof-, Gesandtschafts- und Waffenämtern, womit man den Adligen dafür belohnen soll, daß er sich die große Mühe gegeben hat, geboren zu werden, und so weiter; — dagegen

erhebt sich ein Streiter, der Stück vor Stück jene bestialischen und aberwitzigen Behauptungen und die übrigen noblen Ansichten herunterschlägt, und die Wahlstätte wird bedeckt mit den glänzenden Fetzen des Vorurtheils und den Wappentrümmern altadliger Insolenz. Dieser bürgerliche Ritter kämpft gleichsam mit geschlossenem Visier, das Titelblatt dieser Schrift bezeichnet ihn nur mit erborgtem Namen, der vielleicht späterhin ein braver Nom de guerre wird. Ich weiß selbst Wenig mehr von ihm zu sagen, als daſs sein Vater ein Schwertfeger war und gute Klingen machte.

Daſs ich selbst nicht der Verfasser dieser Schrift bin, sondern sie nur zum Druck befördere, brauche ich wohl nicht erst ausführlich zu betheuern. Ich hätte nimmermehr mit solcher Mäßigung die adeligen Prätensionen und Erblügen diskutieren können. Wie heftig wurde ich einst, als ein niedliches Gräfchen, mein bester Freund, während wir auf der Terrasse eines Schlosses spazieren gingen, die Besserblütigkeit des Adels zu beweisen suchte! Indem wir noch disputierten, beging sein Bedienter ein kleines Versehen, und der hochgeborene Herr schlug dem niedriggeborenen Knechte ins Gesicht, daſs das unedle Blut hervorschoſs, und stieß ihn noch obendrein die Terrasse hinab. Ich war damals zehn

Jahr' jünger, und warf den edlen Grafen ſogleich ebenfalls die Terraſſe hinab — es war mein beſter Freund, und er brach ein Bein. Als ich ihn nach ſeiner Geneſung wiederſah — er hinkte nur noch ein biſschen — war er doch noch immer von ſeinem Adelſtolze nicht kuriert und behauptete friſchweg: der Adel ſei als Vermittler zwiſchen Volk und König eingeſetzt, nach dem Beiſpiele Gottes, der zwiſchen ſich und den Menſchen die Engel geſetzt hat, die ſeinem Throne zunächſt ſtehen, gleichſam ein Adel des Himmels. Holder Engel, antwortete ich, gehe mal einige Schritte auf und ab — Er that es — und der Vergleich hinkte.

Eben ſo hinkend iſt ein Vergleich, den der Graf Moltke in derſelben Beziehung mittheilt. Um ſeine Weiſe durch ein Beiſpiel zu zeigen, will ich ſeine eignen Worte herſetzen: „Der Verſuch, den Adel aufzuheben, in welchem ſich die flüchtige Achtung zu einer dauernden Geſtalt verkörpert, würde den Menſchen iſolieren, würde ihn auf eine unſichere Höhe erheben, der es an den nöthigen Bindungsmitteln an die untergeordnete Menge fehlt, würde ihn mit Werkzeugen ſeiner Willkür umgeben, wodurch, wie ſich Dieſes im Oriente ſo oft gezeigt, die Exiſtenz des Herrſchers in eine gefahrvolle Lage geräth. Burke nennt den Adel das korinthiſche Ka-

pital wohlgeordneter Staaten, und daſs hierin nicht bloß eine redneriſche Figur zu ſuchen, dafür bürgt der erhabene Geiſt dieſes außerordentlichen Mannes, deſſen ganzes Leben dem Dienſte einer vernünftigen Freiheit gewidmet war."

Durch daſſelbe Beiſpiel ließe ſich zeigen, wie der edle Graf durch Halbkenntniſſe getäuſcht wird. Burken nämlich gebührt keineswegs das Lob, das er ihm ſpendet; denn ihm fehlt jene Consistency, welche die Engländer für die erſte Tugend eines Staatsmannes halten. Burke beſaß nur rhetoriſche Talente, womit er in der zweiten Hälfte ſeines Lebens die liberalen Grundſätze bekämpfte, denen er in der erſten Hälfte gehuldigt hatte. Ob er durch dieſen Geſinnungswechſel die Gunſt der Großen erkriechen wollte, ob Sheridan's liberale Triumphe in St. Stephan aus Depit und Eiferſucht ihn beſtimmten, als Deſſen Gegner jene mittelalterliche Vergangenheit zu verfechten, die ein ergiebigeres Feld für romantiſche Schilderungen und redneriſche Figuren darbot, ob er ein Schurke oder ein Narr war, Das weiß ich nicht. Aber ich glaube, daſs es immer verdächtig iſt, wenn man zu Gunſten der regierenden Gewalt ſeine Anſichten wechſelt, und daſs man dann immer ein ſchlechter Gewährsmann bleibt. Ein Mann, der nicht in dieſem Falle iſt,

ſagte einſt: „Die Adligen ſind nicht die Stützen, ſondern die Karyatiden des Thrones.“ Ich denke, dieſer Vergleich iſt richtiger, als der von dem Kapital einer korinthiſchen Säule. Überhaupt, wir wollen letzteren ſo viel als möglich abweiſen; es könnten ſonſt einige wohlbekannte Kapitaliſten den kapitalen Einfall bekommen, ſich anſtatt des Adels als korinthiſches Kapital der Staatsſäulen zu erheben. Und Das wäre gar der allerwiderwärtigſte Anblick.

Doch ich berühre hier einen Punkt, der erſt in einer ſpäteren Schrift beleuchtet werden ſoll; der beſondere, praktiſche Theil der Streitfrage über den Adel mag alsdann ebenfalls ſeine gehörige Erörterung finden. Denn, wie ich ſchon oben angedeutet, gegenwärtige Schrift befaſſt ſich nur mit dem Grundſätzlichen, ſie beſtreitet Rechtsanſprüche, und ſie zeigt nur, wie der Adel im Widerſpruch iſt mit der Vernunft, der Zeit und mit ſich ſelbſt. Der beſondere, praktiſche Theil betrifft aber jene ſiegreichen Anmaßungen und faktiſchen Uſurpationen des Adels, wodurch er das Heil der Völker ſo ſehr bedroht und täglich mehr und mehr untergräbt. Ja, es ſcheint mir, als glaube der Adel ſelbſt nicht an ſeine eignen Prätenſionen, und ſchwatze ſie bloß hin als Köder für bürgerliche Polemik, die ſich

damit beschäftigen möge, damit ihre Aufmerksamkeit und Kraft abgeleitet werde von der Hauptsache. Diese besteht nicht in der Institution des Adels als solchen, nicht in bestimmten Privilegien, nicht in Frohn-, Handdienst-, Gerichts- und anderen Gerechtigkeiten und allerlei herkömmlichen Realbefreiungen; die Hauptsache besteht vielmehr in dem unsichtbaren Bündnisse aller Derjenigen, die so und so viel' Ahnen aufzuweisen haben, und die stillschweigend die Übereinkunft getroffen haben, sich aller leitenden Macht der Staaten zu bemächtigen, indem sie, gemeinschaftlich die bürgerlichen Rotüriers zurückdrängend, fast alle höhere Officierstellen und durchaus alle Gesandtschaftsposten an sich bringen. Solchermaßen können sie die Völker durch ihre untergebenen Soldaten in Respekt halten und durch diplomatische Verhetzungskünste zwingen, gegen einander zu fechten, wenn sie die Fessel der Aristokratie abschütteln oder zu diesem Zwecke fraternisierend sich verbünden möchten.

Seit dem Beginn der französischen Revolution steht solcherweise der Adel auf Kriegsfuß gegen die Völker, und kämpfte öffentlich oder geheim gegen das Princip der Freiheit und Gleichheit und dessen Vertreter, die Franzosen. Der englische Adel, der durch Rechte und Besitzthümer der mächtigste war,

wurde Bannerführer der europäiſchen Ariſtokratie, und John Bull bezahlte dieſes Ehrenamt mit ſeinen beſten Guineen und ſiegte ſich bankerott. Während des Friedens, der nach jenem kläglichen Sieg erfolgte, führte Öſtreich das noble Banner, und beſorgte die Adelsintereſſen, und auf jedem feigen Verträglein, das gegen den Liberalismus geſchloſſen wurde, prangt obenan das wohlbekannte Siegellack, und, wie ihr unglücklicher Anführer, wurden auch die Völker ſelber in ſtrengem Gewahrſam gehalten, ganz Europa wurde ein Sankt Helena, und Metternich war deſſen Hudſon Lowe. Aber nur an dem ſterblichen Leib der Revolution konnte man ſich rächen, nur jene menſchgewordene Revolution, die mit Stiefel und Sporen und beſpritzt mit Schlachtfeldblut zu einer kaiſerlichen Blondine ins Bett geſtiegen und die weißen Laken von Habsburg befleckt hatte, nur jene Revolution konnte man an einem Magenkrebſe ſterben laſſen; der Geiſt der Revolution iſt jedoch unſterblich und liegt nicht unter den Trauerweiden von Longwood, und in dem großen Wochenbette des Ende Juli wurde die Revolution wiedergeboren, nicht als einzelner Menſch, ſondern als ganzes Volk, und in dieſer Volkwerdung ſpottet ſie des Kerkermeiſters, der vor Schrecken das Schlüſſelbund aus den Händen fal-

len läſſt. Welche Verlegenheit für den Adel! Er hat ſich freilich in der langen Friedenszeit etwas erholt von den früheren Anſtrengungen, und er hat ſeitdem als ſtärkende Kur täglich Eſelsmilch getrunken, und zwar von der Eſelin des Papſtes; doch fehlt es ihm immer noch an hinlänglichen Kräften zu einem neuen Kampfe. Der engliſche Bull kann jetzt am wenigſten den Feinden die Spitze bieten, wie früherhin; denn Der iſt am meiſten erſchöpft, und durch das beſtändige Miniſterwechſelfieber fühlt er ſich matt in allen Gliedern, und es iſt ihm eine Radikalkur, wo nicht gar die Hungerkur, verordnet, und das inficierte Irland ſoll ihm noch obendrein amputiert werden. Öſtreich fühlt ſich ebenfalls nicht heroiſch aufgelegt, den Agamemnon des Adels gegen Frankreich zu ſpielen; Staberle zieht nicht gern die Kriegsuniform an und weiß ſehr gut, daſs ſeine Parapluies nicht gegen Kugelregen ſchützen, und dabei ſchrecken ihn auch jetzt die Ungarn mit ihren grimmigen Schnurrbärten, und in Italien muſs er vor jedem enthuſiaſtiſchen Citronenbaum eine Schildwache ſtellen, und zu Hauſe muſs er Erzherzoginnen zeugen, um im Nothfall das Ungethüm der Revolution damit abzuſpeiſen — „Das bringt ein Viech um," ſagt Staberle.

Aber in Frankreich flammt immer mächtiger die Sonne der Freiheit und überleuchtet die ganze Welt mit ihren Strahlen — Aber sie dringt täglich weiter, die Idee eines Bürgerkönigs ohne Hofetikette, ohne Edelknechte, ohne Kourtisanen, ohne Kuppler, ohne diamantne Trinkgelder und sonstige Herrlichkeit — Aber die Pairskammer betrachtet man schon als ein Lazareth für die Inkurablen des alten Regimes, die man nur noch aus Mitleiden toleriert und mit der Zeit ebenfalls fortschafft — Seltsame Umwandlung! in dieser Noth wendet sich der Adel an denjenigen Staat, den er in der letzten Zeit als den ärgsten Feind seiner Interessen betrachtet und gehasst, er wendet sich an Russland. Der große Zar, der noch jüngst der Gonfaloniere der Liberalen war, indem er der feudalistischen Aristokratie feindseligst gegenüberstand und gezwungen schien, sie nächstens zu befehden, eben dieser Zar wird jetzt von eben jener Aristokratie zum Bannerführer erwählt, und er ist genöthigt, ihr Vorkämpfer zu werden. Denn ruht auch der russische Staat auf dem antifeudalistischen Princip einer Gleichheit aller Staatsbürger, denen nicht die Geburt, sondern das erworbene Staatsamt einen Rang ertheilt, so ist doch auf der andern Seite das absolute Zarenthum unverträglich mit den Ideen

einer konſtitutionellen Freiheit, die den geringſten Unterthan ſelbſt gegen eine wohlthätige fürſtliche Willkür ſchützen kann; — und wenn Kaiſer Nikolas I. wegen jenes Princips der bürgerlichen Gleichheit von den Feudaliſten gehaſſt wurde, und obendrein, als offner Feind Englands und heimlicher Feind Öſtreichs, mit all ſeiner Macht der faktiſche Vertreter der Liberalen war, ſo wurde doch er ſeit dem Ende Juli der größte Gegner derſelben, nachdem deren ſiegende Ideen von konſtitutioneller Freiheit ſeinen Abſolutismus bedrohen, und eben in ſeiner Eigenſchaft als Autokrat weiß ihn die europäiſche Ariſtokratie zum Kampfe gegen das frank und freie Frankreich aufzureizen. Der engliſche Bull hat ſich in einem ſolchen Kampfe die Hörner abgelaufen, und nun ſoll der ruſſiſche Wolf ſeine Rolle übernehmen. Die hohe Nobleſſe von Europa weiß ſchlau genug das Schrecken der moskowitiſchen Wälder für ihre Zwecke zu benutzen und gehörig abzurichten; und den rauhen Gaſt ſchmeichelt es nicht wenig, daſs er die Würde des alten, von Gottes Genade eingeſetzten Königthums verfechten ſoll gegen Fürſtenläſtrer und Adelsleugner, mit Wohlgefallen läſſt er ſich den mottigen Purpurmantel mit allem Goldflitterkram aus der byzantiniſchen Verlaſſenſchaft um die Schulter hängen,

und er läſſt ſich vom ehemaligen deutſchen Kaiſer die abgetragenen heiligen römiſchen Reichshoſen verehren, und er ſetzt ſich aufs Haupt die altfränkiſche Diamantenmütze Caroli Magni. —

Ach! der Wolf hat die Garderobe der alten Großmutter angezogen, und zerreißt euch, arme Rothkäppchen der Freiheit!

Iſt es mir doch, während ich Dieſes ſchreibe, als ſpritzte das Blut von Warſchau bis auf mein Papier, und als hörte ich den Freudejubel der Berliner Officiere und Diplomaten. Jubeln ſie etwa zu früh? Ich weiß nicht; aber mir und uns Allen iſt ſo bang vor dem ruſſiſchen Wolf, und ich fürchte, auch wir deutſchen Rothköpfchen fühlen bald Großmutters närriſch lange Hände und großes Maul. Dabei ſollen wir uns noch obendrein marſchfertig halten, um gegen Frankreich zu fechten. Heiliger Gott! Gegen Frankreich? Ja, hurrah! Es geht gegen die Franzoſen, und die Berliner Ukaſuiſten und Knutologen behaupten, daſs wir noch dieſelben Gott-, König- und Vaterlandsretter ſind wie Anno 1813, und Körner's „Leier und Schwert“ ſoll wieder neu aufgelegt werden, Fouqué will noch einige Schlachtlieder hinzudichten, der Görres wird den Jeſuiten wieder abgekauft, um den „Rheiniſchen Mer-

kur" fortzusetzen, und wer freiwillig den heiligen Kampf mitmacht, kriegt Eichenlaub auf die Mütze und wird „Sie" tituliert und erhält nachher frei Theater oder soll wenigstens als Kind betrachtet werden und nur die Hälfte bezahlen, — und für patriotische Extrabemühungen soll dem ganzen Volke noch extra eine Konstitution versprochen werden.

Frei Theater ist immerhin eine schöne Sache, aber eine Konstitution wäre auch so übel nicht. Ja, wir könnten zu Zeiten ordentlich ein Gelüste danach bekommen. Nicht als ob wir der absoluten Güte oder dem guten Absolutismus unserer Monarchen misstrauten; im Gegentheil, wir wissen, es sind lauter charmante Leute, und ist auch mal Einer unter ihnen, der dem Stande Unehre macht, wie z. B. Se. Majestät der König Don Miguel, so bildet er doch nur eine Ausnahme, und wenn die allerhöchsten Kollegen nicht seinem blutigen Skandal ein Ende machen, wie sie doch leicht könnten, so geschieht es nur, um durch den Kontrast mit solchem gekrönten Wichte noch menschenfreundlich edler dazustehen und von ihren Unterthanen noch mehr geliebt zu werden. Aber eine gute Konstitution hat doch ihr Gutes, und es ist den Völkern gar nicht zu verdenken, wenn sie sogar von den

besten Monarchen sich etwas Schriftliches ausbitten, wegen Leben und Sterben. Auch handelt ein vernünftiger Vater sehr vernünftig, wenn er einige heilsame Schranken baut vor den Abgründen der souveränen Macht, damit seinen Kindern nicht einst ein Unglück begegne, wenn sie auf dem hohen Pferde des Stolzes und mit prahlendem Junkergefolge allzukeck galoppieren. Ich weiß ein Königskind, das in einer schlechten adligen Reitschule schon im Voraus die größten Sprünge zu wagen lernt. Für solche Königskinder muss man doppelt hohe Schranken errichten, und man muss ihnen die goldnen Sporen umwickeln, und es muss ihnen ein zahmeres Ross und eine bürgerlich bescheidnere Genossenschaft zugetheilt werden. Ich weiß eine Jagdgeschichte — bei Sankt Hubert! Und ich weiß auch Jemand, der tausend Thaler Preußisch Courant darum gäbe, wenn sie gelogen wäre.

Ach! die ganze Zeitgeschichte ist jetzt nur eine Jagdgeschichte. Es ist jetzt die Zeit der hohen Jagd gegen die liberalen Ideen, und die hohen Herrschaften sind eifriger als je, und ihre uniformierten Jäger schießen auf jedes ehrliche Herz, worein sich die liberalen Ideen geflüchtet, und es fehlt nicht an gelehrten Hunden, die das blutende Wort als

gute Beute heranſchleppen. Berlin füttert die beſte Koppel, und ich höre ſchon, wie die Meute losbellt gegen dieſes Buch.

Geſchrieben den 8. März 1831.

Heinrich Heine.

Vorrede

zum

ersten Bande des „Salon.“

(1833.)

„Ich rathe Euch, Gevatter, lasst mich auf Euer Schild keinen goldenen Engel, sondern einen rothen Löwen malen; ich bin mal dran gewöhnt, und Ihr werdet sehen, wenn ich Euch auch einen goldenen Engel male, so wird er doch wie ein rother Löwe aussehn.“

Diese Worte eines ehrsamen Kunstgenossen soll gegenwärtiges Buch an der Stirne tragen, da sie jedem Vorwurf, der sich dagegen auffinden ließe, im Voraus und ganz eingeständig begegnen. Damit Alles gesagt sei, erwähne ich zugleich, dass dieses Buch, mit geringen Ausnahmen, im Sommer und Herbst 1831 geschrieben worden, zu einer Zeit, wo ich mich meistens mit den Kartons zu künftigen rothen Löwen beschäftigte. Um mich her war damals viel Gebrülle und Störnis jeder Art.

Bin ich nicht heute sehr bescheiden?

Ihr könnt euch darauf verlassen, die Bescheidenheit der Leute hat immer ihre guten Gründe. Der liebe Gott hat gewöhnlich die Ausübung der Bescheidenheit und ähnlicher Tugenden den Seinen sehr erleichtert. Es ist z. B. leicht, daſs man seinen Feinden verzeiht, wenn man zufällig nicht so viel Geist besitzt, um ihnen schaden zu können, so wie es auch leicht ist, keine Weiber zu verführen, wenn man mit einer allzuschäbigen Nase gesegnet ist.

Die Scheinheiligen von allen Farben werden über manches Gedicht in diesem Buche wieder sehr tief seufzen — aber es kann ihnen Nichts mehr helfen. Ein zweites, „nachwachsendes Geschlecht“ hat eingesehen, daſs all mein Wort und Lied aus einer großen, gottfreudigen Frühlingsidee emporblühte, die, wo nicht besser, doch wenigstens eben so respektabel ist, wie jene triste, modrige Aschermittwochsidee, die unser schönes Europa trübselig entblumt und mit Gespenstern und Tartüffen bevölkert hat. Wogegen ich einst mit leichten Waffen frondierte, wird jetzt ein offener ernster Krieg geführt — ich stehe sogar nicht mehr in den ersten Reihen.

Gottlob! die Revolution des Julius hat die Zungen gelöst, die so lange stumm geschienen; ja, da die plötzlich Erweckten Alles, was sie bis dahin

verſchwiegen, auf einmal offenbaren wollten, ſo entſtand viel Geſchrei, welches mir mitunter gar unerfreulich die Ohren betäubte. Ich hatte manchmal nicht übel Luſt, das ganze Sprechamt aufzugeben; doch Das iſt nicht ſo leicht thulich wie etwa das Aufgeben einer geheimen Staatsrathſtelle, obgleich letztere mehr einbringt, als das beſte öffentliche Tribunat. Die Leute glauben, unſer Thun und Schaffen ſei eitel Wahl, aus dem Vorrath der neuen Ideen griffen wir eine heraus, für die wir ſprechen und wirken, ſtreiten und leiden wollten, wie etwa ſonſt ein Philolog ſich ſeinen Klaſſiker auswählte, mit deſſen Kommentierung er ſich ſein ganzes Leben hindurch beſchäftigte — nein, wir ergreifen keine Idee, ſondern die Idee ergreift uns, und knechtet uns, und peitſcht uns in die Arena hinein, daſs wir, wie gezwungene Gladiatoren, für ſie kämpfen. So iſt es mit jedem echten Tribunat oder Apoſtolat. Es war ein wehmüthiges Geſtändnis, wenn Amos ſprach zu König Amazia: „Ich bin kein Prophet, noch keines Propheten Sohn, ſondern ich bin ein Kuhhirt, der Maulbeeren ablieſet; aber der Herr nahm mich von der Schafherde und ſprach zu mir: Gehe hin und weiſſage!“ Es war ein wehmüthiges Geſtändnis, wenn der arme Mönch, der vor Kaiſer und Reich zu Worms angeklagt ſtand ob ſeiner

Lehre, dennoch, trotz aller Demuth seines Herzens, jeden Widerruf für unmöglich erklärte und mit den Worten schloß: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen!“

Wenn ihr diese heilige Zwingnis kenntet, ihr würdet uns nicht mehr schelten, nicht mehr schmähen, nicht mehr verleumden — wahrlich, wir sind nicht die Herren, sondern die Diener des Wortes. Es war ein wehmüthiges Geständnis, wenn Maximilian Robespierre sprach: „Ich bin ein Sklave der Freiheit.“

Und auch ich will jetzt Geständnisse machen. Es war nicht eitel Lust meines Herzens, dass ich Alles verließ, was mir Theures im Vaterland blühte und lächelte — Mancher liebte mich dort, z. B. meine Mutter — aber ich ging, ohne zu wissen warum; ich ging, weil ich musste. Nachher ward mir sehr müde zu Muthe; so lange vor den Juliustagen hatte ich das Prophetenamt getrieben, dass das innere Feuer mich schier verzehrt, dass mein Herz von den gewaltigen Worten, die daraus hervorgebrochen, so matt geworden wie der Leib einer Gebärerin . . .

Ich dachte: — Habt meiner nicht mehr nöthig, will auch einmal für mich selber leben, und schöne Gedichte schreiben, Komödien und Novellen, zärt-

liche und heitere Gedankenspiele, die sich in meinem Hirnkasten angesammelt, und will mich wieder ruhig zurückschleichen in das Land der Poesie, wo ich als Knabe so glücklich gelebt.

Und keinen Ort hätte ich wählen können, wo ich besser im Stande war, diesen Vorsatz in Ausführung zu bringen. Es war auf einer kleinen Villa dicht am Meer, nahe bei Havre-de-Grâce in der Normandie. Wunderbar schöne Aussicht auf die große Nordsee, ein ewig wechselnder und doch einfacher Anblick; heute grimmer Sturm, morgen schmeichelnde Stille; und drüberhin die weißen Wolkenzüge, riesenhaft und abenteuerlich, als wären es die spukenden Schatten jener Normannen, die einst auf diesen Gewässern ihr wildes Wesen getrieben. Unter meinem Fenster aber blühten die lieblichsten Blumen und Pflanzen: Rosen, die liebesüchtig mich anblickten, rothe Nelken mit verschämt bittenden Düften, und Lorberen, die an die Mauer zu mir heraufrankten, fast bis in mein Zimmer hereinwuchsen, wie jener Ruhm, der mich verfolgt. Ja, einst lief ich schmachtend hinter Daphne einher, jetzt läuft Daphne nach mir, wie eine Metze, und drängt sich in mein Schlafgemach. Was ich einst begehrte, ist mir jetzt unbequem, ich möchte Ruhe haben, und wünschte, daſs kein Mensch von mir

ſpräche, wenigſtens in Deutſchland*). Und ſtille Lieder wollte ich dichten, und nur für mich, oder allenfalls um ſie irgend einer verborgenen Nachtigall vorzuleſen. Es ging auch im Anfang; mein Gemüth ward wieder umfriedet von dem Geiſt der Dichtkunſt, wohlbekannte edle Geſtalten und goldne Bilder dämmerten wieder empor in meinem Gedächtniſſe, ich ward wieder ſo traumſelig, ſo märchentrunken, ſo verzaubert wie ehemals, und ich brauchte nur mit ruhiger Feder Alles aufzuſchreiben, was ich eben fühlte und dachte — ich begann.

Nun aber weiß Jeder, daſs man bei ſolcher Stimmung nicht immer ruhig im Zimmer ſitzen bleibt, und manchmal mit begeiſtertem Herzen und glühenden Wangen ins freie Feld läuft, ohne auf Weg und Steg zu achten. So erging's auch mir, und, ohne zu wiſſen wie, befand ich mich plötzlich auf der Landſtraße von Havre, und vor mir her zogen hoch und langſam mehre große Bauerwagen, bepackt mit allerlei ärmlichen Kiſten und Kaſten, altfränkiſchem Hausgeräthe, Weibern und Kindern. Nebenher gingen die Männer, und nicht gering war meine Überraſchung, als ich ſie ſprechen hörte —

*) Die Worte: „wenigſtens in Deutſchland.“ fehlen in den franzöſiſchen Ausgaben.

Der Herausgeber.

sie sprachen Deutsch, in schwäbischer Mundart. Leicht begriff ich, daſs diese Leute Auswanderer waren, und als ich sie näher betrachtete, durchzuckte mich ein jähes Gefühl, wie ich es noch nie in meinem Leben empfunden; alles Blut stieg mir plötzlich in die Herzkammern und klopfte gegen die Rippen, als müsse es heraus aus der Brust, als müsse es so schnell als möglich heraus, und der Athem stockte mir in der Kehle. Ja, es war das Vaterland selbst, das mir begegnete, auf jenen Wagen saß das blonde Deutschland, mit seinen ernstblauen Augen, seinen traulichen, allzu bedächtigen Gesichtern, in den Mundwinkeln noch jene kümmerliche Beschränktheit, über die ich mich einst so sehr gelangweilt und geärgert, die mich aber jetzt gar wehmüthig rührte — denn hatte ich einst, in der blühenden Lust der Jugend, gar oft die heimatlichen Verkehrtheiten und Philistereien verdrießlich durchgehechelt, hatte ich einst mit dem glücklichen, bürgermeisterlich gehäbigen, schneckenhaft trägen Vaterlande manchmal einen kleinen Haushader zu bestehen, wie er in großen Familien wohl vorfallen kann: so war doch all dergleichen Erinnerung in meiner Seele erloschen, als ich das Vaterland in Elend erblickte, in der Fremde, im Elend; selbst seine Gebrechen wurden mir plötzlich theuer und werth, selbst mit

ſeinen Krähwinkeleien war ich ausgeſöhnt, und ich drückte ihm die Hand, ich drückte die Hand jener deutſchen Auswanderer, als gäbe ich dem Vaterland ſelber den Handſchlag eines erneuten Bündniſſes der Liebe, und wir ſprachen Deutſch. Die Menſchen waren ebenfalls ſehr froh, auf einer fremden Landſtraße dieſe Laute zu vernehmen; die beſorglichen Schatten ſchwanden von ihren Geſichtern, und ſie lächelten beinahe. Auch die Frauen, worunter manche recht hübſch, riefen mir ihr gemüthliches „Grieſch di Gott!“ vom Wagen herab, und die jungen Bübli grüßten erröthend höflich, und die ganz kleinen Kinder jauchzten mich an mit ihren zahnloſen lieben Mündchen. Und warum habt ihr denn Deutſchland verlaſſen? fragte ich dieſe armen Leute. „Das Land iſt gut und wären gern dageblieben,“ antworteten ſie, „aber wir konnten's nicht länger aushalten“ —

Nein, ich gehöre nicht zu den Demagogen, die nur die Leidenſchaft aufregen wollen, und ich will nicht Alles wiedererzählen, was ich auf jener Landſtraße bei Havre unter freiem Himmel gehört habe über den Unfug der hochnobeln und allerhöchſt nobeln Sippſchaften in der Heimat — auch lag die größere Klage nicht im Wort ſelbſt, ſondern im Ton, womit es ſchlicht und grad geſprochen, oder

vielmehr geseufzt wurde. Auch jene armen Leute waren keine Demagogen; die Schlußrede ihrer Klage war immer: „Was sollten wir thun? Sollten wir eine Revolution anfangen?“

Ich schwöre es bei allen Göttern des Himmels und der Erde, der zehnte Theil von Dem, was jene Leute in Deutschland erduldet haben, hätte in Frankreich sechsunddreißig Revolutionen hervorgebracht und sechsunddreißig Königen die Krone mitsammt dem Kopf gekostet.

„Und wir hätten es doch noch ausgehalten und wären nicht fortgegangen,“ bemerkte ein achtzigjähriger, also doppelt vernünftiger Schwabe, „aber wir thaten es wegen der Kinder. Die sind noch nicht so stark, wie wir, an Deutschland gewöhnt, und können vielleicht in der Fremde glücklich werden; freilich, in Afrika werden sie auch Manches ausstehen müssen.“

Diese Leute gingen nämlich nach Algier, wo man ihnen unter günstigen Bedingungen eine Strecke Landes zur Kolonisierung versprochen hatte. „Das Land soll gut sein,“ sagten sie, „aber, wie wir hören, giebt es dort viel' giftige Schlangen, die sehr gefährlich, und man hat dort Viel auszustehen von den Affen, die die Früchte vom Felde naschen oder gar die Kinder stehlen und mit sich in die Wälder

schleppen. Das ist grausam. Aber zu Hause ist der Amtmann auch giftig, wenn man die Steuer nicht bezahlt, und das Feld wird Einem von Wildschaden und Jagd noch weit mehr ruiniert, und unsere Kinder wurden unter die Soldaten gesteckt — Was sollten wir thun? Sollten wir eine Revolution anfangen?"

Zur Ehre der Menschheit muss ich hier des Mitgefühls erwähnen, das, nach der Aussage jener Auswanderer, ihnen auf ihren Leidensstationen durch ganz Frankreich zu Theil wurde. Die Franzosen sind nicht bloß das geistreichste, sondern auch das barmherzigste Volk. Sogar die Ärmsten suchten diesen unglücklichen Fremden irgend eine Liebe zu erzeigen, gingen ihnen thätig zur Hand beim Aufpacken und Abladen, liehen ihnen ihre kupfernen Kessel zum Kochen, halfen ihnen Holz spalten, Wasser tragen und waschen. Habe mit eigenen Augen gesehen, wie ein französisch Bettelweib einem armen kleinen Schwäbchen ein Stück von ihrem Brot gab, wofür ich mich auch herzlich bei ihr bedankte. Dabei ist noch zu bemerken, dass die Franzosen nur das materielle Elend dieser Leute kennen; Jene können eigentlich gar nicht begreifen, warum diese Deutschen ihr Vaterland verlassen. Denn wenn den Franzosen die landesherrlichen Placke-

reien so ganz unerträglich werden, oder auch nur etwas allzu stark beschwerlich fallen, dann kommt ihnen doch nie in den Sinn, die Flucht zu ergreifen, sondern sie geben vielmehr ihren Drängern den Laufpaß, sie werfen sie zum Lande hinaus und bleiben hübsch selber im Lande, mit einem Wort: sie fangen eine Revolution an.

Was mich betrifft, so blieb mir durch jene Begegnung ein tiefer Kummer, eine schwarze Traurigkeit, eine bleierne Verzagnis im Herzen, dergleichen ich nimmermehr mit Worten zu beschreiben vermag. Ich, der eben noch so übermüthig wie ein Sieger taumelte, ich ging jetzt so matt und krank einher wie ein gebrochener Mensch. Es war Dieses wahrhaftig nicht die Wirkung eines plötzlich aufgeregten Patriotismus. Ich fühlte, es war etwas Edleres, etwas Besseres. Dazu ist mir seit langer Zeit Alles fatal, was den Namen Patriotismus trägt. Ja, es konnte mir einst sogar die Sache selber einigermaßen verleidet werden, als ich den Mummenschanz jener schwarzen Narren erblickte, die aus dem Patriotismus ordentlich ihr Handwerk gemacht, und sich auch eine angemessene Handwerkstracht zugelegt und sich wirklich in Meister, Gesellen und Lehrlinge eingetheilt, und ihre Zunftgrüße hatten, womit sie im Lande fechten gingen.

Ich ſage „Fechten“ im ſchmutzigſten Knotenſinne; denn das eigentliche Fechten mit dem Schwerte gehörte nicht zu ihren Handwerksbräuchen. Vater Jahn, der Herbergvater Jahn, war im Kriege, wie männiglich bekannt, eben ſo feige wie albern. Gleich dem Meiſter, waren auch die meiſten Geſellen nur gemeine Naturen, ſchmierige Heuchler, deren Grobheit nicht einmal echt war. Sie wuſſten ſehr gut, daſs deutſche Einfalt noch immer die Grobheit für ein Kennzeichen des Muthes und der Ehrlichkeit anſieht, obgleich ein Blick in unſere Zuchthäuſer hinlänglich belehrt, daſs es auch grobe Schurken und grobe Memmen giebt. In Frankreich iſt der Muth höflich und geſittet, und die Ehrlichkeit trägt Handſchuh' und zieht den Hut ab. In Frankreich beſteht auch der Patriotismus in der Liebe für ein Geburtsland, welches auch zugleich die Heimat der Civiliſation und des humanen Fortſchritts. Obgedachter deutſcher Patriotismus hingegen beſtand in einem Haſſe gegen die Franzoſen, in einem Haſſe gegen Civiliſation und Liberalismus. Nicht wahr, ich bin kein Patriot, denn ich lobe Frankreich?

Es iſt eine eigene Sache mit dem Patriotismus, mit der wirklichen Vaterlandsliebe. Man kann ſein Vaterland lieben und achtzig Jahr' dabei alt

werden, und es nie gewusst haben; aber man muss dann auch zu Hause geblieben sein. Das Wesen des Frühlings erkennt man erst im Winter, und hinter dem Ofen dichtet man die besten Mailieder. Die Freiheitsliebe ist eine Kerkerblume, und erst im Gefängnisse fühlt man den Werth der Freiheit. So beginnt die deutsche Vaterlandsliebe erst an der deutschen Grenze, vornehmlich aber beim Anblick deutschen Unglücks in der Fremde. In einem Buche, welches mir eben zur Hand liegt und die Briefe einer verstorbenen Freundin enthält, erschütterte mich gestern die Stelle, wo sie in der Fremde den Eindruck beschreibt, den der Anblick ihrer Landsleute im Kriege 1813 in ihr hervorbrachte. Ich will die lieben Worte hierhersetzen:

„Den ganzen Morgen hab' ich häufige, bittere Thränen der Rührung und Kränkung geweint! O, ich habe es nie gewusst, dass ich mein Land so liebe! Wie Einer, der durch Physik den Werth des Blutes etwa nicht kennt; — wenn man's ihm abzieht, wird er doch hinstürzen."

Das ist es, Deutschland, Das sind wir selber. Und darum wurde ich plötzlich so matt und krank beim Anblick jener Auswanderer, jener großen Blutströme, die aus den Wunden des Vaterlandes rinnen und sich in den afrikanischen Sand verlieren.

Das ist es; es war wie ein leiblicher Verlust, und ich fühlte in der Seele einen fast physischen Schmerz. Vergebens beschwichtigte ich mich mit vernünftigen Gründen: Afrika ist auch ein gutes Land, und die Schlangen dort züngeln nicht Viel von christlicher Liebe, und die Affen dort sind nicht so widerwärtig wie die deutschen Affen — und zur Zerstreuung summte ich mir ein Lied vor. Zufällig aber war es das alte Lied von Schubart:

„ . . . . . .
Wir sollen über Land und Meer
Ins heiße Afrika.
„ . . . . . .
An Deutschlands Grenzen füllen wir
Mit Erde noch die Hand,
Und küssen sie — Das sei dein Dank
Für Schirmung, Pflege, Speis' und Trank,
Du liebes Vaterland!"

Nur diese Worte des Liedes, das ich in meiner Kindheit gehört, blieben immer in meinem Gedächtnis, und sie traten mir jedesmal in den Sinn, wenn ich an Deutschlands Grenze kam. Von dem Verfasser weiß ich auch nur wenig, außer daſs er ein armer deutscher Dichter war, und den größten

Theil seines Lebens auf der Festung saß und die Freiheit liebte. Er ist nun todt und längst vermodert, aber sein Lied lebt noch; denn das Wort kann man nicht auf die Festung setzen und vermodern lassen.

Ich versichere euch, ich bin kein Patriot, und wenn ich an jenem Tage geweint habe, so geschah es wegen des kleinen Mädchens. Es war schon gegen Abend, und ein kleines deutsches Mädchen, welches ich vorher schon unter den Auswanderern bemerkt, stand allein am Strande, wie versunken in Gedanken, und schaute hinaus ins weite Meer. Die Kleine mochte wohl acht Jahr' alt sein, trug zwei niedlich geflochtene Haarzöpfchen, ein schwäbisch kurzes Röckchen von wohlgestreiftem Flanell, hatte ein bleich kränkelndes Gesichtchen, groß ernsthafte Augen, und mit weich besorgter, jedoch zugleich neugieriger Stimme frug sie mich, ob Das das Weltmeer sei. — —

Bis tief in die Nacht stand ich am Meere und weinte. Ich schäme mich nicht dieser Thränen. Auch Achilles weinte am Meer, und die silberfüßige Mutter musste aus den Wellen emporsteigen, um ihn zu trösten. Auch ich hörte eine Stimme im Wasser, aber minder trostreich, vielmehr aufweckend, gebietend, und doch grundweise. Denn das Meer

weiß Alles, die Sterne vertrauen ihm des Nachts die verborgenſten Räthſel des Himmels, in ſeiner Tiefe liegen mit den fabelhaft verſunkenen Reichen auch die uralten, längſt verſchollenen Sagen der Erde, an allen Küſten lauſcht es mit tauſend neugierigen Wellenohren, und die Flüſſe, die zu ihm hinabſtrömen, bringen ihm alle Nachrichten, die ſie in den entfernteſten Binnenlanden erkundet oder gar aus dem Geſchwätze der kleinen Bäche und Bergquellen erhorcht haben — Wenn Einem aber das Meer ſeine Geheimniſſe offenbart und Einem das große Welterlöſungswort ins Herz geflüſtert, dann ade, Ruhe! Ade, ſtille Träume! Ade, Novellen und Komödien, die ich ſchon ſo hübſch begonnen, und die nun ſchwerlich ſo bald fortgeſetzt werden!

Die goldenen Engelsfarben ſind ſeitdem auf meiner Palette faſt eingetrocknet, und flüſſig blieb darauf nur ein ſchreiendes Roth, das wie Blut ausſieht, und womit man nur rothe Löwen malt. Ja, mein nächſtes Buch wird wohl ganz und gar ein rother Löwe werden, welches ein verehrungswürdiges Publikum nach obigem Geſtändniſſe gefälligſt entſchuldigen möge. —

Paris, den 17. Oktober 1833.

Heinrich Heine.

Über den Denuncianten.

Vorwort

zum dritten Theile des „Salon.“

(1837.)

Ich habe dieſem Buche einige ſehr unerfreuliche Bemerkungen voranzuſchicken, und vielmehr über Das, was es nicht enthält, als über den Inhalt ſelbſt mich auszuſprechen. Was letzteren betrifft, ſo ſteht zu berichten, daſs ich von den „Florentiniſchen Nächten“ die Fortſetzung, worin mancherlei Tagesintereſſen ihr Echo fanden, nicht mittheilen konnte. Die „Elementargeiſter“ ſind nur die deutſche Bearbeitung eines Kapitels aus meinem Buche „De l'Allemagne;“ Alles, was ins Gebiet der Politik und der Staatsreligion hinüberſpielte, ward gewiſſenhaft ausgemerzt, und Nichts blieb übrig, als eine Reihe harmloſer Märchen, die, gleich den Novellen des Decamerone, dazu dienen könnten, jene peſtilenzielle Wirklichkeit, die uns dermalen umgiebt, für einige Stunden zu vergeſſen.

Das Gedicht, welches am Schlusse des Buches*), habe ich selber verfasst, und ich denke, es wird meinen Feinden viel Vergnügen machen; ich habe kein besseres geben können. Die Zeit der Gedichte ist überhaupt bei mir zu Ende, ich kann wahrhaftig kein gutes Gedicht mehr zu Tage fördern, und die Kleindichter in Schwaben, statt mir zu grollen, sollten sie mich vielmehr brüderlichst in ihre Schule aufnehmen . . . Das wird auch wohl das Ende des Spaßes sein, dass ich in der schwäbischen Dichterschule, mit Fallhütchen auf dem Kopf, neben den Andern auf das kleine Bänkchen zu sitzen komme und das schöne Wetter besinge, die Frühlingssonne, die Maienwonne, die Gelbveiglein und die Quetschenbäume. Ich hatte längst eingesehen, dass es mit den Versen nicht mehr recht vorwärts ging, und deshalb verlegte ich mich auf gute Prosa. Da man aber in der Prosa nicht ausreicht mit dem schönen Wetter, Frühlingssonne, Maienwonne, Gelbveiglein und Quetschenbäumen, so musste ich auch für die neue Form einen neuen Stoff suchen; dadurch gerieth ich auf die unglückliche Idee, mich mit Ideen zu beschäftigen, und ich dachte nach über

*) Das Tannhäuserlied, abgedruckt in Band VII, S. 243 ff.

Der Herausgeber.

die innere Bedeutung der Erſcheinungen, über die letzten Gründe der Dinge, über die Beſtimmung des Menſchengeſchlechts, über die Mittel, wie man die Leute beſſer und glücklicher machen kann, u. ſ. w. Die Begeiſterung, die ich von Natur für dieſe Stoffe empfand, erleichterte mir ihre Behandlung, und ich konnte bald in einer äußerſt ſchönen, vortrefflichen Proſa meine Gedanken darſtellen . . . Aber ach! Als ich es endlich im Schreiben ſo weit gebracht hatte, da ward mir das Schreiben ſelber verboten. Ihr kennt den Bundestagsbeſchluſs vom December 1835, wodurch meine ganze Schriftſtellerei mit dem Interdikte belegt ward. Ich weinte wie ein Kind! Ich hatte mir ſo viel Mühe gegeben mit der deutſchen Sprache, mit dem Accuſativ und Dativ, ich wuſſte die Worte ſo ſchön an einander zu reihen, wie Perl an Perl, ich fand ſchon Vergnügen an dieſer Beſchäftigung, ſie verkürzte mir die langen Winterabende des Exils, ja, wenn ich deutſch ſchrieb, ſo konnte ich mir einbilden, ich ſei in der Heimat, bei der Mutter . . . Und nun ward mir das Schreiben verboten! Ich war ſehr weich geſtimmt, als ich an den Bundestag jene Bittſchrift ſchrieb, die ihr ebenfalls kennt, und die von Manchem unter euch als gar zu unterthänig getadelt worden. Meine Konſulenten, deren Reſponſa

ich bei dieſem Ereigniſſe einholte, waren alle der Meinung, ich müſſe ein groß Spektakel erheben, große Memoiren anfertigen, darin beweiſen: „daſs hier ein Eingriff in Eigenthumsrechte ſtatt fände, daſs man mir nur durch richterlichen Urtheilsſpruch die Ausbeutung meiner Beſitzthümer, meiner ſchriftſtelleriſchen Fähigkeiten, unterſagen könne, daſs der Bundestag kein Gerichtshof und zu richterlichen Erkenntniſſen nicht befugt ſei, daſs ich proteſtieren, künftigen Schadenerſatz verlangen, kurz Spektakel machen müſſe.“ Zu Dergleichen fühlte ich mich aber keineswegs aufgelegt, ich hege die größte Abneigung gegen alle deklamatoriſche Rechthaberei, und ich kannte zu gut den Grund der Dinge, um durch die Dinge ſelbſt aufgebracht zu ſein. Ich wuſſte im Herzen, daſs es durchaus nicht darauf abgeſehen war, durch jenes Interdikt mich perſönlich zu kränken; ich wuſſte, daſs der Bundestag, nur die Beruhigung Deutſchlands beabſichtigend, aus beſter Vorſorge für das Geſammtwohl gegen den Einzelnen mit Härte verfuhr; ich wuſſte, daſs es der ſchnödeſten Angeberei gelungen war, einige Mitglieder der erlauchten Verſammlung, handelnde Staatsmänner, die ſich mit der Lektüre meiner neueren Schriften gewiſs wenig beſchäftigen konnten, über den Inhalt derſelben irre zu leiten und

ihnen glauben zu machen, ich sei das Haupt einer Schule, welche sich zum Sturze aller bürgerlichen und moralischen Institutionen verschworen habe ... Und in diesem Bewusstsein schrieb ich, nicht eine Protestation, sondern eine Bittschrift an den Bundestag, worin ich, weit entfernt, seine oberrichterlichen Befugnisse in Abrede zu stellen, den betrübsamen Beschluss als ein Kontumacialurtheil betrachtete, und, auf alten Präcedenzien fußend, demüthigst bat, mich gegen die im Beschlusse angeführten Beschuldigungen vor den Schranken der erlauchten Versammlung vertheidigen zu dürfen. Von der Gefährdung meiner pekuniären Interessen that ich keine Erwähnung. Eine gewisse Scham hielt mich davon ab. Nichtsdestoweniger haben viele edle Menschen in Deutschland, wie ich aus manchen erröthenden Stellen ihrer Troſtbriefe ersah, aufs tiefste gefühlt, was ich verschwieg. Und in der That, wenn es schon hinlänglich betrübsam ist, dass ich, ein Dichter Deutschlands, fern vom Vaterlande, im Exile leben muss, so wird es gewiss jeden fühlenden Menschen doppelt schmerzen, dass ich jetzt noch obendrein meines literarischen Vermögens beraubt werde, meines geringen Poetenvermögens, das mich in der Fremde wenigstens gegen physisches Elend schützen konnte.

Ich ſage Dieſes mit Kummer, aber nicht mit Unmuth. Denn wen ſollte ich anklagen? Nicht die Fürſten; denn, ein Anhänger des monarchiſchen Princips, ein Bekenner der Heiligkeit des Königthums, wie ich mich ſeit der Juliusrevolution, trotz dem bedenklichſten Gebrülle meiner Umgebung, gezeigt habe, möchte ich wahrlich nicht mit meinen beſonderen Beklagniſſen dem verwerflichen Jakobinismus einigen Vorſchub leiſten. Auch nicht die Räthe der Fürſten kann ich anklagen; denn, wie ich aus den ſicherſten Quellen erfahren, haben viele der höchſten Staatsmänner den exceptionellen Zuſtand, worin man mich verſetzt, mit würdiger Theilnahme bedauert und baldigſte Abhilfe verſprochen; ja, ich weiß es, nur wegen der Langſamkeit des Geſchäftsgangs iſt dieſe Abhilfe noch nicht geſetzlich an den Tag getreten, und vielleicht, während ich dieſe Zeilen ſchreibe, wird Dergleichen in Deutſchland zu meinen Gunſten promulgiert. Selbſt entſchiedenſte Gegner unter den deutſchen Staatsmännern haben mir wiſſen laſſen, daſs die Strenge des erwähnten Bundestagsbeſchluſſes nicht den ganzen Schriftſteller treffen ſollte, ſondern nur den politiſchen und religiöſen Theil deſſelben, der poetiſche Theil deſſelben dürfe ſich unverhindert ausſprechen in Gedichten, Dramen, Novellen, in jenen ſchönen Spielen der Phan-

taſie, für welche ich ſo viel Genie beſitze . . . Ich könnte faſt auf den Gedanken gerathen, man wolle mir einen Dienſt leiſten und mich zwingen, meine Talente nicht für undankbare Themata zu vergeuden . . . In der That, ſie waren ſehr undankbar, haben mir nichts als Verdruſs und Verfolgung zugezogen . . . Gottlob! ich werde mit Gendarmen auf den beſſeren Weg geleitet, und bald werde ich bei euch ſein, ihr Kinder der ſchwäbiſchen Schule, und wenn ich nicht auf der Reiſe den Schnupfen bekomme, ſo ſollt ihr euch freuen, wie fein meine Stimme, wenn ich mit euch das ſchöne Wetter beſinge, die Frühlingsſonne, die Maienwonne, die Gelbveiglein, die Quetſchenbäume.

Dieſes Buch diene ſchon als Beweis meines Fortſchreitens nach hinten. Auch hoffe ich, die Herausgabe deſſelben wird weder oben noch unten zu meinem Nachtheile miſsdeutet werden. Das Manuſkript war zum größten Theile ſchon ſeit einem Jahre in den Händen meines Buchhändlers, ich hatte ſchon ſeit anderthalb Jahren mit demſelben über die Herausgabe ſtipuliert, und es war mir nicht möglich, dieſe zu unterlaſſen.

Ich werde zu einer andern Zeit mich ausführlicher über dieſen Umſtand ausſprechen, er ſteht nämlich in einiger Verbindung mit jenen Gegenſtänden,

die meine Feder nicht berühren soll. Dieselbe Rücksicht verhindert mich, mit klaren Worten das Gespinnste von Verleumdungen zu beleuchten, womit es einer in den Annalen deutscher Literatur unerhörten Angeberei gelungen ist, meine Meinungen als staatsgefährlich zu denuncieren und das erwähnte Interdikt gegen mich zu veranlassen. Wie und in welcher Weise Dieses geschehen, ist notorisch, auch ist der Denunciant, der literarische Mouchard, schon längst der öffentlichen Verachtung verfallen; es ist purer Luxus, wenn nach so viel' edlen Stimmen des Unwillens auch ich noch hinzutrete, um über das klägliche Haupt des Herrn Wolfgang Menzel in Stuttgart die Ehrlosigkeit, die Infamia, auszusprechen. Nie hat deutsche Jugend einen ärmeren Sünder mit witzigeren Ruthen gestrichen und mit glühenderem Hohne gebrandmarkt! Er dauert mich wahrlich, der Unglückliche, dem die Natur ein kleines Talent und Cotta ein großes Blatt anvertraut hatten, und der Beides so schmutzig, so miserabel misbrauchte!

Ich lasse es dahingestellt sein, ob es das Talent oder das Blatt war, wodurch die Stimme des Herrn Menzel so weitreichend gewesen, dass seine Denunciation so betrübsam wirken konnte, dass beschäftigte Staatsmänner, die eher Literatur-

blätter als Bücher lesen, ihm aufs Wort glaubten. So Viel weiß ich, sein Wort musste um so lauter erschallen, je ängstlichere Stille damals in Deutschland herrschte . . . Die Stimmführer der Bewegungspartei hielten sich in einem klugen Schweigen versteckt, oder saßen in wohlvergittertem Gewahrsam und harrten ihres Urtheils, vielleicht des Todesurtheils . . . Höchstens hörte man manchmal das Schluchzen einer Mutter, deren Kind in Frankfurt die Konstablerwache mit dem Bajonette eingenommen hatte und nicht mehr hinauskonnte, ein Staatsverbrechen, welches gewiss eben so unbesonnen wie strafwürdig war und den feinöhrigsten Argwohn der Regierungen überall rechtfertigte . . . Herr Menzel hatte sehr gut seine Zeit gewählt zur Denunciation jener großen Verschwörung, die unter dem Namen: „Das junge Deutschland," gegen Thron und Altar gerichtet ist und in dem Schreiber dieser Blätter ihr gefährlichstes Oberhaupt verehrt.

Sonderbar! Und immer ist es die Religion, und immer die Moral, und immer der Patriotismus, womit alle schlechten Subjekte ihre Angriffe beschönigen! Sie greifen uns an, nicht aus schäbigen Privatinteressen, nicht aus Schriftstellerneid, nicht aus angebornem Knechtsinn, sondern um den

lieben Gott, um die guten Sitten und das Vaterland zu retten. Herr Menzel, welcher jahrelang, während er mit Herrn Gutzkow befreundet war, mit kummervollem Stillschweigen zugesehen, wie die Religion in Lebensgefahr schwebte, gelangt plötzlich zur Erkenntnis, dass das Christenthum rettungslos verloren sei, wenn er nicht schleunigst das Schwert ergreift und dem Gutzkow von hinten ins Herz stößt. Um das Christenthum selber zu retten, muss er freilich ein bisschen unchristlich handeln; doch die Engel im Himmel und die Frommen auf der Erde werden ihm die kleinen Verleumdungen und sonstigen Hausmittelchen, die der Zweck heiligt, gern zu Gute halten.

Wenn einst das Christenthum wirklich zu Grunde ginge (vor welchem Unglück uns die ewigen Götter bewahren wollen!), so würden es wahrlich nicht seine Gegner sein, denen man die Schuld davon zuschreiben müsste. Auf jeden Fall hat sich unser Herr und Heiland, Jesus Christus, nicht bei Herrn Menzel und dessen bairischen Kreuzbrüdern zu bedanken, wenn seine Kirche auf ihrem Felsen stehen bleibt! Und ist Herr Menzel wirklich ein guter Christ, ein besserer Christ als Gutzkow und das sonstige junge Deutschland? Glaubt er Alles, was in der Bibel steht? Hat er immer die Lehren

des Bergpredigers ſtrenge befolgt? Hat er immer ſeinen Feinden verziehen, nämlich allen Denen, die in der Literatur eine glänzendere Rolle ſpielten, als er? Hat Herr Menzel ſeine linke Wange ſanftmüthig hingehalten, als ihm der Buchhändler Frankh auf die rechte Wange eine Ohrfeige oder ſchwäbiſch zu ſprechen, eine Maulſchelle gegeben? Hat Herr Menzel Wittwen und Waiſen immer gut recenſiert? War er jemals ehrlich, war ſein Wort immer Ja oder Nein? Wahrlich nein, nächſt einer geladenen Piſtole hat Herr Menzel nie Etwas mehr geſcheut als die Ehrlichkeit der Rede, er war immer ein zweideutiger Duckmäuſer, halb Haſe, halb Wetterfahne, grob und windig zu gleicher Zeit, wie ein Polizeidiener. Hätte er in jenen erſten Jahrhunderten gelebt, wo ein Chriſt mit ſeinem Blute Zeugnis geben muſſte für die Wahrheit des Evangeliums, da wäre er wahrlich nicht als Vertheidiger deſſelben aufgetreten, ſondern vielmehr als der Ankläger Derer, die ſich zum Chriſtenthume bekannten, und die man damals des Atheismus und der Immoralität beſchuldigte. Wohnte Herr Menzel in Peking ſtatt in Stuttgart, ſo ſchriebe er jetzt vielleicht lange delatoriſche Artikel gegen „das junge China,“ welches, wie aus den jüngſten Dekreten der chineſiſchen Regierung hervorgeht, eine Rotte

von Böſewichtern zu ſein ſcheint, die durch Schrift und Wort das Chriſtenthum verbreiten, und deſshalb von den Mandarinen des himmliſchen Reiches für die gefährlichſten Feinde der bürgerlichen Ordnung und der Moral erklärt werden.

Ja, nächſt der Religion iſt es die Moral, für deren Untergang Herr Menzel zittert. Iſt er vielleicht wirklich ſo tugendhaft, der unerbittliche Sittenwart von Stuttgart? Eine gewiſſe phyſiſche Moralität will ich Herrn Menzel keineswegs abſprechen. Es iſt ſchwer, in Stuttgart *nicht* moraliſch zu ſein. In Paris iſt es ſchon leichter, Das weiß Gott! Es iſt eine eigne Sache mit dem Laſter. Die Tugend kann Jeder allein üben, er hat Niemand dazu nöthig als ſich ſelber; zu dem Laſter aber gehören immer Zwei. Auch wird Herr Menzel von ſeinem Aeußern aufs glänzendſte unterſtützt, wenn er das Laſter fliehen will. Ich habe eine zu vortheilhafte Meinung von dem guten Geſchmacke des Laſters, als daſs ich glauben dürfte, es würde jemals einem Menzel nachlaufen. Der arme Goethe war nicht ſo glücklich begabt, und es war ihm nicht vergönnt, immer tugendhaft zu bleiben. Die ſchwäbiſche Schule ſollte ihrem nächſten Muſenalmanach das Bildnis des Herrn Menzel voranſetzen; es wäre ſehr belehrſam. Das Publikum würde gleich bemerken: er

sieht gar nicht aus wie Goethe. Und mit noch größerer Verwunderung würde man bemerken: dieser Held des Deutschthums, dieser Vorkämpe des Germanismus, sieht gar nicht aus wie ein Deutscher, sondern wie ein Mongole . . . jeder Backenknochen ein Kalmuck!

Dieses ist nun freilich verdrießlich für einen Mann, der beständig auf Nationalität pocht, gegen alles Fremdländische unaufhörlich loszieht und unter lauter Teutomanen lebt, die ihn nur als einen nützlichen Verbündeten, jedoch keineswegs als einen reinen Stammgenossen betrachten. Wir aber sind keine altdeutsche Racenmäkler, wir betrachten die ganze Menschheit als eine große Familie, deren Mitglieder ihren Werth nicht durch Hautfarbe und Knochenbau, sondern durch die Triebe ihrer Seele, durch ihre Handlungen offenbaren. Ich würde gern, wenn es Herrn Menzel Vergnügen machte, ihm zugestehen, daſs er ein makelloser Abkömmling Teut's, wo nicht gar ein legitimer Enkel Hermann's und Thusneldens sei, wenn nur sein Inneres, sein Charakter, seine Handlungen eine solche Annahme rechtfertigen könnten; aber diese widersprechen seinem Germanenthume noch weit bedenklicher, als sein Gesicht.

Die erste Tugend der Germanen ist eine gewisse Treue, eine gewisse schwerfällige, aber rührend

großmüthige Treue. Der Deutſche ſchlägt ſich ſelbſt für die ſchlechteſte Sache, wenn er einmal Handgeld empfangen, oder auch nur im Rauſche ſeinen Beiſtand verſprochen; er ſchlägt ſich alsdann mit ſeufzendem Herzen, aber er ſchlägt ſich; wie auch die beſſere Überzeugung in ſeiner Bruſt murre, er kann ſich doch nicht entſchließen, die Fahne zu verlaſſen, und er verläſſt ſie am allerwenigſten, wenn ſeine Partei in Gefahr oder vielleicht gar von feindlicher Übermacht umzingelt iſt . . . Daſs er alsdann zu den Gegnern überliefe, iſt weder dem deutſchen Charakter angemeſſen, noch dem Charakter irgend eines anderen Volkes . . . Aber in dieſem Falle noch gar als Denunciant zu agieren, Das kann nur ein Schurke.

Und auch eine gewiſſe Scham liegt im Weſen der Germanen; gegen den Schwächeren oder Wehrloſen wird er nimmermehr das Schwert ziehen, und den Feind, der gebunden und geknebelt zu Boden liegt, wird er nicht antaſten, bis derſelbe ſeiner Bande entledigt und wieder auf freien Füßen ſteht. Herr Menzel aber ſchwang ſeinen Flamberg am liebſten gegen Weiber, er hat ſie zu Dutzenden niedergeſäbelt, die deutſchen Schriftſtellerinnen, arme Weſen, die, um Brot für ihre Kinder zu erwerben, zur Feder gegriffen und der rohen öffentlichen Ver-

ſpottung Nichts als heimliche Thränen entgegenſetzen konnten! Er hat gewiſs uns Männern einen wichtigen Dienſt geleiſtet, indem er uns von der Konkurrenz der weiblichen Schriftſteller befreite, er hat vielleicht auch der Literatur dadurch genützt, aber ich möchte in einem ſolchen Feldzuge meine Sporen nimmermehr erworben haben. Auch gegen Herrn Gutzkow, und wäre Gutzkow ein Vatermörder geweſen, hätte ich nicht meine Philippika donnern mögen, während er im Kerker lag oder gar vor Gericht ſtand. Und ich bin weit davon entfernt, auf alle germaniſchen Tugenden Anſpruch zu machen, vielleicht am wenigſten auf eine gewiſſe Ehrlichkeit, die ebenfalls als ein beſonderes Kennzeichen des Germanenthums zu betrachten iſt. Ich habe manchem Thoren ins Geſicht geſagt, er ſei ein Weiſer, aber ich that es aus Höflichkeit. Ich habe manchen Verſtändigen einen Eſel geſcholten, aber ich that es aus Haſs. Niemals habe ich mich der Zweideutigkeit befliſſen, ängſtlich die Ereigniſſe abwartend, in der Politik wie im Privatleben, und gar niemals lag meinen Worten ein erbärmlicher Eigennutz zum Grunde. Von der Menzel'ſchen Politik in der Politik darf ich hier nicht reden, wegen der Politik. Übrigens iſt das öffentliche Leben des Herrn Menzel ſattſam bekannt, und Jeder weiß, daſs ſein Betra-

gen als würtembergiſcher Deputierter eben ſo heuchleriſch wie lächerlich. Über ſein Privatſchelmenleben kann ich, ſchon wegen Mangel an Raum, ebenfalls nicht reden. Auch ſeiner literariſchen Gaunerſtreiche will ich hier nicht erwähnen; es wäre zu langweilig, wenn ich ausführlich zeigen müſſte, wie Herr Menzel, der ehrliche Mann, von den Autoren, die er kritiſiert, ganz andere Dinge citiert, als in ihren Büchern ſtehen, wie er, ſtatt der Originalworte, lauter ſinnverfälſchende Synonyme liefert u. ſ. w. Nur die kleine humoriſtiſche Anekdote, wie nämlich Herr Menzel dem alten Baron Cotta ſeine „Deutſche Literatur“ zum Verlag anbot, kann ich des Spaßes wegen nicht unerwähnt laſſen. Das Manuſkript dieſes Buches enthielt am Schluſſe die großartigſten Lobſprüche auf Cotta, die jedoch keineswegs Denſelben verleiteten, das geforderte Honorar dafür zu bewilligen. Es ſchmeichelte aber immerhin den ſeligen Baron, ſich mal recht tüchtig gelobt zu ſehen, und als bald darauf das Buch bei Gebrüder Frankh herauskam, ſprach er freudig zu ſeinem Sohne: „Georg, lies das Buch, darin wird mein Verdienſt anerkannt, darin werde ich mal nach Gebühr gelobt!“ Georg aber fand, daſs in dem Buche alle Lobſprüche ausgeſtrichen und im Gegentheil die derbſten Seitenhiebe auf ſeinen Vater eingeſchaltet worden.

Der Alte war zum Küſſen liebenswürdig, wenn er dieſe Anekdote erzählte.

Und noch eine Tugend giebt es bei den Germanen, die wir bei Herrn Menzel vermiſſen: die Tapferkeit. Herr Menzel iſt feige. Ich ſage Dieſes bei Leibe nicht, um ihn als Menſch herabzuwürdigen; man kann ein guter Bürger ſein, und doch den Tabacksrauch mehr lieben als den Pulverdampf, und gegen bleierne Kugeln eine größere Abneigung empfinden als gegen ſchwäbiſche Mehlklöße; denn letztere können zwar ſchwer im Magen laſten, ſind aber lange nicht ſo unverdaulich. Auch iſt Morden eine Sünde, und gar das Duell! wird es nicht aufs beſtimmteſte verboten durch die Religion, durch die Moral und durch die Philoſophie? Aber will man beſtändig mit deutſcher Nationalität bramarbaſieren, will man für einen Helden des Deutſchthums gelten, ſo muſs man tapfer ſein, ſo muſs man ſich ſchlagen, ſobald ein beleidigter Ehrenmann Genugthuung fordert, ſo muſs man mit dem Leben einſtehen für das Wort, das man geſprochen. Das tapferſte Volk ſind die Deutſchen. Auch andere Völker ſchlagen ſich gut, aber ihre Schlachtluſt wird immer unterſtützt durch allerlei Nebengründe. Der Franzoſe ſchlägt ſich gut, wenn ſehr viele Zuſchauer dabei ſind, oder irgend eine ſeiner Lieblingsmarotten,

z. B. Freiheit und Gleichheit, Ruhm und Dergleichen mehr auf dem Spiele steht. Die Russen haben sich gegen die Franzosen sehr gut geschlagen, weil ihre Generäle ihnen versicherten, dass Diejenigen unter ihnen, welche auf deutschem oder französischem Boden fielen, unverzüglich hinten in Russland wieder auferstünden; und um geschwind wieder nach Hause zu kommen, nach Juchtenheim, stürzten sie sich muthig in die französischen Bajonette; es ist nicht wahr, dass damals bloß der Stock und der Branntewein sie begeistert habe. Die Deutschen aber sind tapfer ohne Nebengedanken, sie schlagen sich, um sich zu schlagen, wie sie trinken, um zu trinken. Der deutsche Soldat wird weder durch Eitelkeit, noch durch Ruhmsucht, noch durch Unkenntnis der Gefahr in die Schlacht getrieben, er stellt sich ruhig in Reih' und Glied und thut seine Pflicht, — kalt, unerschrocken, zuverlässig. Ich spreche hier von der rohen Masse, nicht von der Elite der Nation, die auf den Universitäten, jenen hohen Schulen der Ehre, wenn auch selten in der Wissenschaft, doch desto öfter in den Gefühlen der Manneswürde die feinste Ausbildung erlangt hat. Ich habe fast sieben Jahre studierenshalber auf deutschen Universitäten zugebracht, und deutsche Schlaglust wurde für mich ein so gewöhnliches Schauspiel, dass ich an Feigheit

kaum mehr glaubte. Diese Schlaglust fand ich besonders bei meinen speciellen Landsleuten, den Westfalen, die von Herzen die gutmüthigsten Kinder, aber bei vorfallenden Misverständnissen, den langen Wortwechsel nicht liebend, gewöhnlich geneigt sind, den Streit auf einem natürlichen, so zu sagen freundschaftlichen Wege, nämlich durch die Entscheidung des Schwertes, schleunigst zu beendigen. Deshalb haben die Westfalen auf den Universitäten immer die meisten Duelle. Herr Menzel aber ist kein Westfale, ist kein Deutscher, Herr Menzel ist eine Memme. Als er mit den frechsten Worten die bürgerliche Ehre des Herrn Gutzkow angetastet, die persönlichsten Verleumdungen gegen Denselben losgegeifert, und der Beleidigte nach Sitte und Brauch deutscher Jugend die geziemende Genugthuung forderte: da griff der germanische Held zu der kläglichen Ausflucht, dass dem Herrn Gutzkow ja die Feder zu Gebote stände, dass er ja ebenfalls gegen ihn drucken lassen könne, was ihm beliebe, dass er ihm nicht im stillen Wald mit materiellen Waffen, sondern öffentlich, auf dem Streitplatze der Journalistik, mit geistigen Waffen die geforderte Genugthuung geben werde ... Und der germanische Held zog es vor, in seinem Klatschblatte wie ein altes Weib zu keifen, statt auf

der Wahlstätte der Ehre wie ein Mann sich zu schlagen.

Es ist betrübsam, es ist jammervoll, aber dennoch wahr, Herr Menzel ist feige. Ich sage es mit Wehmuth, aber es ist für höhere Interessen nothwendig, daſs ich es öffentlich ausspreche: Herr Menzel ist feige. Ich bin davon überzeugt. Will Herr Menzel mich vom Gegentheile überzeugen, so will ich ihm gerne auf halbem Wege entgegenkommen. Oder wird er auch mir anbieten, mittelst der Druckerpresse, durch Journale und Broschüren, mich gegen die Insinuationen zu vertheidigen, die er seiner ersten Denunciation zum Grunde gelegt, die er seitdem noch fortgesetzt, und die er jetzt gewiſs noch verdoppeln wird? Diese Ausflucht konnte damals gegen Herrn Gutzkow angewendet werden; denn damals war das bekannte Dekret des Bundestags noch nicht erschienen, und Herr Gutzkow ward auch seitdem von der Schwere desselben nicht so sehr niedergehalten wie ich. Auch waren in der Polemik Desselben, da er Privatverleumdungen, Angriffe auf die Person, abzuwehren hatte, die Persönlichkeiten vorherrschend. Ich aber hätte mehr die Verleumdung meines Geistes, meiner Gefühl- und Denkweise zu besprechen, und ich könnte mich nicht vertheidigen, ohne meine Ansichten von Reli-

gion und Moral unumwunden darzuſtellen; nur durch poſitive Bekenntniſſe kann ich mich von den angeſchuldigten Negationen, Atheismus und Immoralität, vollſtändigſt reinigen. Und ihr wiſſt, wie beſchränkt das Feld iſt, das jetzt meine Feder beackern darf.

Wie geſagt, Herr Menzel hat mich nicht perſönlich angegriffen und ich habe wahrlich gegen ihn keinen perſönlichen Groll. Wir waren ſogar ehemals gute Freunde, und er hat mich oft genug wiſſen laſſen, wie ſehr er mich liebe. Er hat mir nie vorgeworfen, daſs ich ein ſchlechter Dichter ſei, und auch ich habe ihn gelobt. Ich hatte meine Freude an ihm, und ich lobte ihn in einem Journale, welches dieſes Lob nicht lange überlebte*). Ich war damals ein kleiner Junge, und mein größter Spaß beſtand darin, daſs ich Flöhe unter ein Mikroſkop ſetzte und die Größe derſelben den Leuten demonſtrierte. Herr Menzel hingegen ſetzte damals den Goethe unter ein Verkleinerungsglas, und Das machte mir ebenfalls ein kindiſches Vergnügen. Die Späße des Herrn Menzel miſsfielen mir nicht; er war damals witzig, und ohne juſt einen Hauptgedanken zu haben, eine Syntheſe, konnte er

*) Vgl. den Aufſatz über W. Menzel's „Deutſche Literatur" im vorhergehenden Bande. Der Herausgeber.

ſeine Einfälle ſehr pfiffig kombinieren und gruppieren, daſs es manchmal ausſah, als habe er keine loſen Streckverſe, ſondern ein Buch geſchrieben. Er hatte auch einige wirkliche Verdienſte um die deutſche Literatur; er ſtand vom Morgen bis Abend im Kothe, mit dem Beſen in der Hand, und fegte den Unrath, der ſich in der deutſchen Literatur angeſammelt hatte. Durch dieſes unreinliche Tagwerk aber iſt er ſelber ſo ſchmierig und anrüchig geworden, daſs man am Ende ſeine Nähe nicht mehr ertragen konnte; wie man den Latrinenfeger zur Thüre hinausweiſt, wenn ſein Geſchäft vollbracht, ſo wird Herr Menzel jetzt ſelber zur Literatur hinausgewieſen. Zum Unglück für ihn hat das miſtduftige Geſchäft ſo völlig ſeine Zeit verſchlungen, daſs er unterdeſſen gar nichts Neues gelernt hat. Was ſoll er jetzt beginnen? Sein früheres Wiſſen war kaum hinreichend für den literariſchen Hausbedarf; ſeine Unwiſſenheit war immer eine Zielſcheibe der Moquerie für ſeine näheren Bekannten; nur ſeine Frau hatte eine große Meinung von ſeiner Gelehrſamkeit. Auch imponierte er ihr nicht wenig! Der Mangel an Kenntniſſen und das Bedürfnis, dieſen Mangel zu verbergen, hat vielleicht die meiſten Irrthümer oder Schelmereien des Herrn Menzel hervorgebracht. Hätte er Griechiſch verſtanden, ſo würde es ihm

nie in den Sinn gekommen ſein, gegen Goethe aufzutreten. Zum Unglück war auch das Lateiniſche nicht ſeine Sache, und er muſſte ſich mehr ans Germaniſche halten, und täglich ſtieg ſeine Neigung für die Dichter des deutſchen Mittelalters, für die edle Turnkunſt und für Jacob Böhm, deſſen deutſcher Stil ſehr ſchwer zu verſtehen iſt, und den er auch in wiſſenſchaftlicher Form herausgeben wollte.

Ich ſage Dieſes nur, um die Keime und Urſprünge ſeiner Teutomanie nachzuweiſen, nicht um ihn zu kränken; wie ich denn überhaupt, was ich wiederholen muſs, nicht aus Groll oder Böswilligkeit ihn beſpreche. Sind meine Worte hart, ſo iſt es nicht meine Schuld. Es gilt dem Publikum zu zeigen, welche Bewandtnis es hat mit jenem bramarbaſierenden Helden der Nationalität, jenem Wächter des Deutſchthums, der beſtändig auf die Franzoſen ſchimpft und uns arme Schriftſteller des jungen Deutſchlands für lauter Franzoſen und Juden erklärt hat. Für Juden, Das hätte Nichts zu bedeuten; wir ſuchen nicht die Alliance des gemeinen Pöbels, und der Höhergebildete weiß wohl, daſs Leute, die man als Gegner des Deismus anklagte, keine Sympathie für die Synagoge hegen konnten; man wendet ſich nicht an die überwelken Reize der Mutter, wenn Einem die alternde Tochter nicht mehr behagt. Daſs

man uns aber als die Feinde Deutſchlands, die das Vaterland an Frankreich verriethen, darſtellen wollte, Das war wieder ein eben ſo feiges wie hinterliſtiges Bubenſtück.

Es ſind vielleicht einige ehrliche Franzoſenhaſſer unter dieſer Meute, die uns ob unſerer Sympathie für Frankreich ſo erbärmlich verkennen und ſo aberwitzig anklagen. Andere ſind alte Rüden, die noch immer bellen wie Anno 1813, und deren Gekläffe eben von unſerem Fortſchritte zeugt. „Der Hund bellt, die Karawane marſchiert," ſagt der Beduine. Sie bellen weniger aus Bosheit denn aus Gewohnheit, wie der alte räudige Hofhund, der ebenfalls jeden Fremden wüthend anbelfert, gleichviel, ob Dieſer Böſes oder Gutes im Sinne führt. Die arme Beſtie benutzt vielleicht dieſe Gelegenheit, um an ihrer Kette zu zerren und damit bedrohlich zu klirren, ohne daſs es ihr der Hausherr übel nehmen darf. Die meiſten aber unter jenen Franzoſenhaſſern ſind Schelme, die ſich dieſen Haſs abſichtlich angelogen, ungetreue, ſchamloſe, unehrliche, feige Schelme, die, entblößt von allen Tugenden des deutſchen Volkes, ſich mit den Fehlern deſſelben bekleiden, um ſich den Anſchein des Patriotismus zu geben und in dieſem Gewande die wahren Freunde des Vaterlandes gefahrlos ſchmähen

zu dürfen. Es ist ein doppelt falsches Spiel. Die Erinnerungen der napoleonischen Kaiserzeit sind noch nicht ganz erloschen in unserer Heimat, man hat es dort noch nicht ganz vergessen, wie derb unsere Männer und wie zärtlich unsere Weiber von den Franzosen behandelt worden, und bei der großen Menge ist der Franzosenhaß noch immer gleichbedeutend mit Vaterlandsliebe; durch ein geschicktes Ausbeuten dieses Hasses hat man also wenigstens den Pöbel auf seiner Seite, wenn man gegen junge Schriftsteller zu Felde zieht, die eine Freundschaft zwischen Frankreich und Deutschland zu vermitteln suchen. Freilich, dieser Haß war einst staatsnützlich, als es galt, die Fremdherrschaft zurückzudrängen; jetzt aber ist die Gefahr nicht im Westen, Frankreich bedroht nicht mehr unsere Selbständigkeit, die Franzosen von heute sind nicht mehr die Franzosen von gestern, sogar ihr Charakter ist verändert, an die Stelle der leichtsinnigen Eroberungslust trat ein schwermüthiger, beinahe deutscher Ernst, sie verbrüdern sich mit uns im Reiche des Geistes, während im Reiche der Materie ihre Interessen mit den unsrigen sich täglich inniger verzweigen — Frankreich ist jetzt unser natürlicher Bundesgenosse. Wer Dieses nicht einsieht, ist ein Dummkopf; wer Dieses einsieht und dagegen handelt, ist ein Verräther.

Aber was hatte ein Herr Menzel zu verlieren bei dem Untergange Deutſchlands? Ein geliebtes Vaterland? Wo ein Stock iſt, da iſt des Sklaven Vaterland. Seinen unſterblichen Ruhm? Dieſer erliſcht in derſelben Stunde, wo der Kontrakt abläuft, der ihm die Redaktion des Stuttgarter „Literaturblattes“ zuſichert. Ja, will der Baron Cotta eine kleine Geldſumme als ſtipulierte Entſchädigung ſpringen laſſen, ſo hat die Menzel'ſche Unſterblichkeit ſchon heute ein Ende. Oder hätte er Etwas für ſeine Perſon zu fürchten? Lieber Himmel! wenn die mongoliſchen Horden nach Stuttgart kommen, läſſt Herr Menzel ſich aus der Theatergarderobe ein Amorkoſtüm holen, bewaffnet ſich mit Pfeil und Bogen, und die Baſchkiren, ſobald ſie nur ſein Geſicht ſehen, rufen freudig: „Das iſt unſer geliebter Bruder!“

Ich habe geſagt, daſs bei unſeren Teutomanen der affichierte Franzoſenhaſs ein doppelt falſches Spiel iſt. Sie bezwecken dadurch zunächſt eine Popularität, die ſehr wohlfeil zu erwerben iſt, da man dabei weder Verluſt des Amtes noch der Freiheit zu befürchten hat. Das Losdonnern gegen heimiſche Gewalten iſt ſchon weit bedenklicher. Aber um für Volkstribunen zu gelten, müſſen unſere Teutomanen manchmal ein freiheitliches Wort gegen die deut-

ſchen Regierungen riſkieren, und in der frechen Zaghheit ihres Herzens bilden ſie ſich ein, die Regierungen würden ihnen gern gelegentlich ein biſschen Demagogismus verzeihen, wenn ſie dafür deſto unabläſſiger den Franzoſenhaſs predigten. Sie ahnen nicht, daſs unſere Fürſten jetzt Frankreich nicht mehr fürchten, des Nationalhaſſes nicht mehr als Vertheidigungsmittel bedürfen, und den König der Franzoſen als die ſicherſte Stütze des monarchiſchen Princips betrachten.

Wer je ſeine Tage im Exil verbracht hat, die feuchtkalten Tage und ſchwarzen langen Nächte, wer die harten Treppen der Fremde jemals auf und ab geſtiegen, Der wird begreifen, weſshalb ich die Verdächtigung in Betreff des Patriotismus mit wortreicherem Unwillen von mir abweiſe, als alle andern Verleumdungen, die ſeit vielen Jahren in ſo reichlicher Fülle gegen mich zum Vorſchein gekommen, und die ich mit Geduld und Stolz ertrage. Ich ſage: mit Stolz; denn ich konnte dadurch auf den hochmüthigen Gedanken gerathen, daſs ich zu der Schar jener Auserwählten des Ruhmes gehörte, deren Andenken im Menſchengeſchlechte fortlebt, und die überall neben den geheiligten Lichtſpuren ihrer Fußſtapfen auch die langen, kothigen Schatten der Verleumdung auf Erden zurücklaſſen.

Auch gegen die Beſchuldigung des Atheismus und der Immoralität möchte ich nicht mich, ſondern meine Schriften vertheidigen. Aber Dieſes iſt nicht ausführbar, ohne daſs es mir geſtattet wäre, von der Höhe einer Syntheſe meine Anſichten über Religion und Moral zu entwickeln. Hoffentlich wird mir Dieſes, wie ich bereits erwähnt habe, bald geſtattet ſein. Bis dahin erlaube ich mir nur eine Bemerkung zu meinen Gunſten. Die zwei Bücher, die eigentlich als Corpora delicti wider mich zeugen ſollten, und worin man die ſtrafbaren Tendenzen finden will, deren man mich bezichtigt, ſind nicht gedruckt, wie ich ſie geſchrieben habe, und ſind von fremder Hand ſo verſtümmelt worden, daſs ich zu einer andern Zeit, wo keine Miſsdeutung zu befürchten geweſen wäre, ihre Autorſchaft abgelehnt hätte. Ich ſpreche nämlich vom zweiten Theile des „Salon“ und von der „Romantiſchen Schule.“ Durch die großen, unzähligen Ausſcheidungen, die darin ſtattfanden, iſt die urſprüngliche Tendenz beider Bücher ganz verloren gegangen, und eine ganz verſchiedene Tendenz ließ ſich ſpäter hineinlegen. Worin jene unſprüngliche Tendenz beſtand, ſage ich nicht; aber ſo Viel darf ich behaupten, daſs es keine unpatriotiſche war. Namentlich im zweiten Theile des „Salon“ enthielten die ausgeſchiedenen

Stellen eine glänzendere Anerkennung deutſcher Volksgröße, als jemals der forcierte Patriotismus unſerer Teutomanen zu Markte gebracht hat; in der franzöſiſchen Ausgabe, im Buche „De l'Allemagne," findet Jeder die Beſtätigung des Geſagten. Die franzöſiſche Ausgabe der inkulpierten Bücher wird auch Jeden überzeugen, daſs die Tendenzen derſelben nicht im Gebiete der Religion und der Moral lagen. Ja, manche Zungen beſchuldigen mich der Indifferenz in Betreff aller Religions- und Moralſyſteme, und glauben, daſs mir jede Doktrin willkommen ſei, wenn ſie ſich nur geeignet zeige, das Völkerglück Europa's zu befördern, oder wenigſtens bei der Erkämpfung deſſelben als Waffe zu dienen. Man thut mir aber Unrecht. Ich würde nie mit der Lüge für die Wahrheit kämpfen.

Was iſt Wahrheit? „Holt mir das Waſchbecken," würde Pontius Pilatus ſagen.

Ich habe dieſe Vorblätter in einer ſonderbaren Stimmung geſchrieben. Ich dachte während dem Schreiben mehr an Deutſchland, als an das deutſche Publikum, meine Gedanken ſchwebten um liebere Gegenſtände, als die ſind, womit ſich meine Feder ſo eben beſchäftigte . . . ja, ich verlor am Ende ganz und gar die Schreibluſt, trat ans Fenſter, und betrachtete die weißen Wolken, die eben, wie

ein Leichenzug, am nächtlichen Himmel dahinziehen. Eine dieſer melancholiſchen Wolken ſcheint mir ſo bekannt und reizt mich unaufhörlich zum Nachſinnen, wann und wo ich dergleichen Luftbildung ſchon früher einmal geſehen. Ich glaube endlich, es war in Norddeutſchland, vor ſechs Jahren, kurz nach der Juliusrevolution, an jenem ſchmerzlichen Abend, wo ich auf immer Abſchied nahm von dem treueſten Waffenbruder, von dem uneigennützigſten Freunde der Menſchheit. Wohl kannte er das trübe Verhängnis, dem Jeder von uns entgegenging. Als er mir zum letzten Male die Hand drückte, hub er die Augen gen Himmel, betrachtete lange jene Wolke, deren kummervolles Ebenbild mich jetzt ſo trübe ſtimmt, und wehmüthigen Tones ſprach er: „Nur die ſchlechten und die ordinären Naturen finden ihren Gewinn bei einer Revolution. Schlimmſten Falles, wenn ſie etwa mißglückt, wiſſen ſie doch immer noch zeitig den Kopf aus der Schlinge zu ziehen. Aber möge die Revolution gelingen oder ſcheitern, Männer von großem Herzen werden immer ihre Opfer ſein.“

Denen, die da leiden im Vaterlande, meinen Gruß!

Geſchrieben zu Paris, den 24. Januar 1837.

Heinrich Heine.

Der

Schwabenspiegel.

(1838.)

Vorbemerkung.

Die hier mitgetheilten Blätter wurden im Beginn des Frühlings als Nachrede zum zweiten Theil des „Buchs der Lieder“ und mit der Bitte um schleunigsten Abdruck nach Deutschland gesendet. Ich dachte nun, das Buch sei dort längst erschienen, als mir vor ein paar Wochen mein Verleger meldete, in einem süddeutschen Staate, wo er das Manuskript zur Censur gegeben, habe man ihn während der ganzen Zeit mit dem Imprimatur hingehalten, und er schlüge mir vor, die Nachrede als besonderen Artikel in einer periodischen Publikation vorweg abdrucken zu lassen. Indem ich sie also in solcher Weise dem verehrungswürdigen Leser mittheile, glaube ich, dass er ohne große Anstrengung seines Scharfsinns errathen wird, warum ich seit zweiundeinhalb Jahren so vielen Schlichen

und Ränken begegne, wenn ich jene Denunciatoren beſprechen will, die ihrerſeits ganz ohne alle Cenſur- und Redaktionsbeſchränkung den größten Theil der deutſchen Preſſen miſsbrauchen dürfen. —

Paris, im Spätherbſt 1838.

Heinrich Heine.

Nach Brauch und Sitte deutſcher Dichterſchaft ſollte ich meiner Gedichtſammlung, die den Titel „Buch der Lieder“ führt und jüngſt in erneutem Abdruck erſchienen iſt, auch die nachfolgenden Blätter einverleiben. Aber es wollte mich bedünken, als klänge in dem „Buch der Lieder“ ein Grundton, der durch Beimiſchung ſpäterer Erzeugniſſe ſeine ſchöne Reinheit einbüßen möchte. Dieſe ſpäteren Produktionen übergebe ich daher dem Publikum als beſonderen Nachtrag, und indem ich beſcheidentlich fühle, daſs an dem Grundton dieſer zweiten Sammlung Wenig zu ſtören iſt, füge ich ein dramatiſches Gedicht hinzu, welches, in einer früheſten Periode entſtanden, zu einer Reihe von Dichtungen gehört, die ſeitdem durch betrübſames Miſsgeſchick unwiederbringlich verloren gegangen ſind. Dieſes dramatiſche

Gedicht (Ratcliff) kann vielleicht in der Sammlung meiner poetiſchen Werke eine Lakune füllen und Zeugnis geben von Gefühlen, die in jenen verlorenen Dichtungen flammten oder wenigſtens kniſterten.

Etwas Ähnliches möchte ich in Beziehung auf das Lied vom Tannhäuſer andeuten. Es gehört einer Periode meines Lebens, wovon ich ebenfalls wenige ſchriftliche Urkunden dem Publikum mittheilen kann, oder vielmehr mittheilen darf.

Der Einfall, dieſes Buch mit einem Konterfei meines Antlitzes zu ſchmücken, iſt nicht von mir ausgegangen. Das Porträt des Verfaſſers vor den Büchern erinnert mich unwillkürlich an Genua, wo vor dem Narrenhoſpital die Bildſäule des Stifters aufgeſtellt iſt. Es war mein Verleger, welcher auf die Idee gerathen iſt, dem Nachtrag zum „Buch der Lieder," dieſem gedruckten Narrenhauſe, worin meine verrückten Gedanken eingeſperrt ſind, mein Bildnis voranzukleben. Mein Freund Julius Campe iſt ein Schalk, und wollte gewiſs den lieben Kleinen von der ſchwäbiſchen Dichterſchule, die ſich gegen mein Geſicht verſchworen haben, einen Schabernack ſpielen . . . Wenn ſie jetzt an meinen Liedern klauben und knuſpern, und die Thränen zählen, die darin vorkommen, ſo können ſie nicht umhin,

manchmal meine Züge zu betrachten. Aber warum grollt ihr mir so unversöhnbar, ihr guten Leutchen? Warum zieht ihr gegen mich los in weitschweifigen Artikeln, woran ich mich zu Tode langweilen könnte? Was habt ihr gegen mein Gesicht? Beiläufig will ich hier bemerken, daſs das Porträt im Musenalmanach gar nicht getroffen ist. Das Bild, welches ihr heute schaut, ist weit besser, besonders der Obertheil des Gesichtes; der untere Theil ist viel zu schmächtig. Ich bin nämlich seit einiger Zeit sehr dick und wohlbeleibt geworden, und ich fürchte, ich werde bald wie ein Bürgermeister aussehen; — ach, die schwäbische Schule macht mir so viel Kummer!

Ich sehe, wie der geneigte Leser mit verwunderten Augen um Erklärung bittet: was ich unter dem Namen „schwäbische Schule“ eigentlich verstehe. Was ist Das, die schwäbische Schule? Es ist noch nicht lange her, daſs ich selber an mehre reisende Schwaben diese Frage richtete und um Auskunft bat. Sie wollten lange nicht mit der Sprache heraus und lächelten sehr sonderbar, etwa wie die Apotheker lächeln, wenn frühmorgens am ersten April eine leichtgläubige Magd zu ihnen in den Laden kömmt und für zwei Kreuzer Mückenhonig verlangt. In meiner Einfalt glaubte ich Anfangs,

unter dem Namen ſchwäbiſche Schule verſtünde man jenen blühenden Wald großer Männer, der dem Boden Schwabens entſproſſen, jene Rieſeneichen, die bis in den Mittelpunkt der Erde wurzeln, und deren Wipfel hinaufragt bis an die Sterne . . . Und ich frug: Nicht wahr, Schiller gehört dazu, der wilde Schöpfer, der „Die Räuber“ ſchuf? . . . „Nein,“ lautete die Antwort, „mit Dem haben wir Nichts zu ſchaffen, ſolche Räuberdichter gehören nicht zur ſchwäbiſchen Schule; bei uns geht's hübſch ordentlich zu, und der Schiller hat auch früh aus dem Land hinaus müſſen.“ Gehört denn Schelling zur ſchwäbiſchen Schule, Schelling, der irrende Weltweiſe, der König Artus der Philoſophie, welcher vergeblich das abſolute Montſalvatſch aufſucht und verſchmachten muſs in der myſtiſchen Wildnis? „Wir verſtehen Das nicht,“ antwortete man mir, „aber ſo Viel können wir Ihnen verſichern, der Schelling gehört nicht zur ſchwäbiſchen Schule.“ Gehört Hegel dazu, der Geiſtesweltumſegler, der unerſchrocken vorgedrungen bis zum Nordpol des Gedankens, wo Einem das Gehirn einfriert im abſtrakten Eis? . . . „Den kennen wir gar nicht.“ Gehört denn David Strauß dazu, der David mit der tödlichen Schleuder? . . . „Gott bewahre uns vor Dem, Den haben wir ſogar exkommuniciert, und wollte Der

ſich in die ſchwäbiſche Schule aufnehmen laſſen, ſo bekäme er gewiſs lauter ſchwarze Kugeln.“

Aber, um des Himmels willen — rief ich aus, nachdem ich faſt alle großen Namen Schwabens aufgezählt hatte und bis auf alte Zeiten zurückgegangen war, bis auf Keppler, den großen Stern, der den ganzen Himmel verſtanden, ja, bis auf die Hohenſtaufen, die ſo herrlich auf Erden leuchteten, irdiſche Sonnen im deutſchen Kaiſermantel — Wer gehört denn eigentlich zur ſchwäbiſchen Schule?

„Wohlan,“ antwortete man mir, „wir wollen Ihnen die Wahrheit ſagen: die Renommées, die Sie eben aufgezählt, ſind viel mehr europäiſch als ſchwäbiſch, ſie ſind gleichſam ausgewandert und haben ſich dem Auslande aufgedrungen, ſtatt daſs die Renommées der ſchwäbiſchen Schule jenen Kosmopolitismus verachten und hübſch patriotiſch und gemüthlich zu Hauſe bleiben bei den Gelbveiglein und Metzelſuppen des theuren Schwabenlandes.“ — Und nun kam ich endlich dahinter, von welcher beſcheidenen Größe jene Berühmtheiten ſind, die ſich ſeitdem als ſchwäbiſche Schule aufgethan, in demſelben Gedankenkreiſe umherhüpfen, ſich mit denſelben Gefühlen ſchmücken und auch Pfeifenquäſte von derſelben Farbe tragen.

Der Bedeutendste von ihnen ist der evangelische Pastor Gustav Schwab. Er ist ein Hering in Vergleichung mit den Anderen, die nur Sardellen sind; versteht sich, Sardellen ohne Salz. Er hat einige schöne Lieder gedichtet, auch etwelche hübsche Balladen; freilich, mit einem Schiller, mit einem großen Walfisch, muss man ihn nicht vergleichen. Nach ihm kommt der Doktor Justinus Kerner, welcher Geister und vergiftete Blutwürste sieht, und einmal dem Publikum aufs ernsthafteste erzählt hat, dass ein paar Schuhe, ganz allein, ohne menschliche Hilfe, langsam durch das Zimmer gegangen sind bis zum Bette der Seherin von Prevorst. Das fehlt noch, dass man seine Stiefel des Abends festbinden muss, damit sie Einem nicht des Nachts, trapp! trapp! vors Bett kommen und mit lederner Gespensterstimme die Gedichte des Herrn Justinus Kerner vordeklamieren! Letztere sind nicht ganz und gar schlecht, der Mann ist überhaupt nicht ohne Verdienst, und von ihm möchte ich Dasselbe sagen, was Napoleon von Murat gesagt hat, nämlich: „Er ist ein großer Narr, aber der beste General der Kavallerie.“ Ich sehe schon, wie sämmtliche Insassen von Weinsberg über dieses Urtheil den Kopf schütteln und mit Befremden mir entgegnen: „Unser theurer Landsmann, Herr Justinus,

ist freilich ein großer Narr, aber keineswegs der beste General der Kavallerie!“ Nun, wie ihr wollt, ich will euch gern einräumen, daſs er kein vorzüglicher Kavalleriegeneral ist.

Herr Karl Mayer, welcher auf Latein Carolus Magnus heißt, ist ein anderer Dichter der schwäbischen Schule, und man versichert, daſs er den Geist und den Charakter derselben am treuesten offenbare; er ist eine matte Fliege und besingt Maikäfer. Er soll sehr berühmt sein in der ganzen Umgegend von Waiblingen, vor dessen Thoren man ihm eine Statue setzen will, und zwar eine Statue von Holz und in Lebensgröße. Dieses hölzerne Ebenbild des Sängers soll alle Jahr' mit Ölfarbe neu angestrichen werden, alle Jahr' im Frühling, wenn die Gelbveiglein düften und die Maikäfer summen. Auf dem Piédestal wird die Inschrift zu lesen sein: „Dieser Ort darf nicht verunreinigt werden!“

Ein ganz ausgezeichneter Dichter der schwäbischen Schule, versichert man mir, ist Herr *** — er sei erst kürzlich zum Bewusstsein, aber noch nicht zur Erscheinung gekommen; er habe nämlich seine Gedichte noch nicht drucken lassen. Man sagt mir, er besinge nicht bloß Maikäfer, sondern sogar Lerchen und Wachteln, was gewiſs sehr löblich ist.

Lerchen und Wachteln sind wahrhaftig werth, dass man sie besinge, nämlich wenn sie gebraten sind. Über den Charakter und respektiven Werth der ***schen Dichtungen kann ich, so lange sie noch nicht zur äußeren Erscheinung gekommen sind, gar kein Urtheil fällen, eben so wenig wie über die Meisterwerke so vieler anderen großen Unbekannten der schwäbischen Schule.

Die schwäbische Schule hat wohl gefühlt, dass es ihrem Ansehen nicht schaden würde, wenn sie neben ihren großen Unbekannten, die uns nur vermittelst eines Hydro-Gasmikroskops sichtbar werden, auch einige kleine Bekannte, einige Renommées, die nicht bloß in der umfriedeten Heimlichkeit schwäbischer Gauen, sondern auch im übrigen Deutschland einige Geltung erworben, zu den Ihrigen zählen könnte. Sie schrieben daher an den König Ludwig von Baiern, den gekrönten Sänger, welcher aber absagen ließ. Übrigens ließ er sie freundlich grüßen und schickte ihnen ein Prachtexemplar seiner Poesien mit Goldschnitt und Einband von rothem Maroquin-Papier. Hierauf wandten sich die Schwaben an den Hofrath Winkler, welcher unter dem Namen Theodor Hell seinen Dichterruhm verbreitet hat; Dieser aber antwortete, seine Stellung als Herausgeber der „Abendzeitung“ erlaube ihm nicht,

sich in die schwäbische Schule aufnehmen zu lassen, dazu komme, dass er selber eine sächsische Schule stiften wolle, wozu er bereits eine bedeutende Anzahl poetischer Landsleute engagiert habe. In ähnlicher Weise haben auch einige berühmte Oberlausitzer und Hinterpommern die Anträge der schwäbischen Schule abgewiesen.

In dieser Noth begingen die Schwaben einen wahren Schwabenstreich, sie nahmen nämlich zu Mitgliedern ihrer schwäbischen Schule einen Ungar und einen Kaschuben. Ersterer, der Ungar, nennt sich Nikolaus Lenau, und ist seit der Juliusrevolution durch seine liberalen Bestrebungen, auch durch den anpreisenden Eifer meines Freundes Laube, zu einer Renommée gekommen, die er bis zu einem gewissen Grade verdient. Die Ungarn haben jedenfalls Viel dadurch verloren, dass ihr Landsmann Lenau unter die Schwaben gegangen ist; indessen, so lange sie ihren Tokayer behalten, können sie sich über diesen Verlust trösten.

Die andere Acquisition der schwäbischen Schule ist minder brillant; sie besteht nämlich in der Person des gefeierten Wolfgang Menzel, welcher unter den Kaschuben das Licht erblickt, an den Marken Polens und Deutschlands, an jener Grenze, wo der germanische Flegel den slavischen Flegel versteht, wie

und Ränken begegne, wenn ich jene Denunciatoren beſprechen will, die ihrerſeits ganz ohne alle Cenſur- und Redaktionsbeſchränkung den größten Theil der deutſchen Preſſen miſsbrauchen dürfen. —

Paris, im Spätherbſt 1838.

Heinrich Heine.

Nach Brauch und Sitte deutſcher Dichterſchaft ſollte ich meiner Gedichtſammlung, die den Titel „Buch der Lieder“ führt und jüngſt in erneutem Abdruck erſchienen iſt, auch die nachfolgenden Blätter einverleiben. Aber es wollte mich bedünken, als klänge in dem „Buch der Lieder“ ein Grundton, der durch Beimiſchung ſpäterer Erzeugniſſe ſeine ſchöne Reinheit einbüßen möchte. Dieſe ſpäteren Produktionen übergebe ich daher dem Publikum als beſonderen Nachtrag, und indem ich beſcheidentlich fühle, daſs an dem Grundton dieſer zweiten Sammlung Wenig zu ſtören iſt, füge ich ein dramatiſches Gedicht hinzu, welches, in einer früheſten Periode entſtanden, zu einer Reihe von Dichtungen gehört, die ſeitdem durch betrübſames Miſsgeſchick unwiederbringlich verloren gegangen ſind. Dieſes dramatiſche

gestellt, und aus frommer Vorsorge darf jetzt in der Nähe der Religion nicht einmal eine Cigarre geraucht werden!“ Wahrlich, das Christenthum ward nie ängstlicher geschützt, als eben jetzt.

Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht umhin, dem Gerüchte zu widersprechen, als habe Herr Wolfgang Menzel, auf Andrang seiner Kollegen, sich endlich entschlossen, jene Großmuth zu benutzen, womit ich ihm gestattete, sich wenigstens von dem Vorwurf der persönlichen Feigheit zu reinigen. Ehrlich gestanden, ich war immer darauf gefasst, dass mir Ort und Zeit anberaumt würde, wo der Ritter der Vaterlandsliebe, des Glaubens und der Tugend sich bewähren wolle in all seiner Mannhaftigkeit. Aber leider bis auf diese Stunde wartete ich vergebens, und die Witzlinge in deutschen Blättern moquierten sich obendrein über meine Leichtgläubigkeit. Spottvögel haben sich sogar den Spaß erlaubt, mir im Namen der unglücklichen Gattin des Denuncianten einen Brief zu schreiben, worin die arme Frau sich über die häuslichen Nöthen, die sie seit dem Erscheinen meiner kleinen Schrift zu erdulden habe, schmerzlich beklagt. Jetzt sei gar kein Auskommen mehr mit ihrem Manne, der zu Hause zeigen wolle, dass er ein Held sei. Die geringste Anspielung auf Feigheit brächte ihn zur Wuth.

Eines Abends habe er das kleine Kind geprügelt, weil es „Häschen an der Wand“ spielte. Jüngst sei er wie rasend aus der Ständekammer gekommen und habe wie ein Ajax getobt, weil dort alle Blicke auf ihn gerichtet gewesen, als die Gesetzfrage „ob man Jemanden ungestraft dem öffentlichen Gelächter preisgeben dürfe?“ diskutiert wurde. Ein andermal habe er bitterlich geweint, als einer von den undankbaren Juden, die er emancipieren wolle, ihm ins Gesicht gemauschelt: „Sie sind doch kein Patriot, Sie thun Nichts fürs Volk, Sie sind nicht der Ätte, sondern die Memme des Vaterlandes.“ Aber gar des Nachts beginne der rechte Jammer, und dann seufze er und wimmere und stöhne, daſs sich ein Stein drob erbarmen könnte. Das sei nicht länger zum Aushalten, schloſs der angebliche Brief der armen Frau, sie wolle lieber sterben, als diesen Zustand länger ertragen, und um der Sache ein Ende zu machen, sei sie erbötig, statt ihres furchtsamen Gemahls, sich selber mit mir zu schlagen. Gehorsame Dienerin.

Als ich diesen Brief las, und in meiner Einfalt die offenbare Mystifikation nicht gleich merkte, rief ich mit Begeisterung: Edles Weib! würdige Schwäbin! würdig deiner Mütter, die einst zu Weinsberg ihre Männer huckepack trugen!

Die Weiber im Schwabenlande ſcheinen überhaupt mehr Energie zu beſitzen als ihre Männer, die nicht ſelten nur auf Geheiß ihrer Ehehälften zum Schwerte greifen. Weiß ich doch eine ſchöne Schwäbin, die mir ſeit Jahren wüthender als zwanzig Teufel den Krieg macht und mich mit unverſöhnlicher Feindſchaft verfolgt.

Ein Naturforſcher hat ganz richtig die Bemerkung gemacht, daſs im Sommer, beſonders in den Hundstagen, weit mehr gegen mich geſchrieben wird, als im Winter.

Daſs es nicht die altpoetiſche Vornehmigkeit iſt, welche mich davon abhält, dergleichen Angriffe zu beſprechen, habe ich bereits an einem anderen Orte erwähnt. Eines Theils liegt mir ein gewiſſer Knebel im Munde, ſobald ich mich gegen Anſchuldigung von Immoralität oder irreligiöſer Frivolität, oder gar politiſcher Inkonſequenz, durch Erörterung der letzten Gründe von all meinem Tichten und Trachten, vertheidigen wollte. Anderen Theils befinde ich mich meinen Widerſachern gegenüber in derſelben Lage, die Freund Semilaſſo irgendwo in ſeiner afrikaniſchen Reiſebeſchreibung mit der richtigen Empfindung erwähnt. Er erzählt uns nämlich, daſs, als er in einem Beduinenlager übernachtete, rings um ſein Zelt eine große Menge

Hunde unaufhörlich bellten und heulten und winſelten, was ihn aber am Schlafen gar nicht gehindert habe; „wär' es nur ein einziger Kläffer geweſen," ſetzt er hinzu, „ſo hätte ich die ganze Nacht kein Auge zuthun können." Das iſt es: weil der Kläffer ſo viele ſind, und weil der Mops den Spitz, dieſer wieder den gemüthlichen Dachs, letzterer das edle Windſpiel oder die fromme Dogge überbellt, und die ſchnöden Laute der verſchiedenen Beſtien im Geſammtgeheul verloren gehen, kann mir ein ganzer Hundelärm wenig anhaben.

Nein, Herr Guſtav Pfizer eben ſo wenig wie die Anderen hat mir jemals den Schlaf gekoſtet, und man darf es mir aufs Wort glauben, daſs bei Erwähnung dieſes Dichterlings auch nicht die mindeſte Bitterkeit in meiner Seele waltet. Aber ich kann ihn, der Vollſtändigkeit wegen, nicht unerwähnt laſſen; die ſchwäbiſche Schule zählt ihn nämlich zu den Ihrigen, was mir ſonderbar genug dünkt, da er im Gegenſatze zu dieſer Genoſſenſchaft mehr als reflektierende Fledermaus, denn als gemüthlicher Maikäfer umherflattert, und vielmehr nach der Schubart'ſchen Todtengruft als nach Gelbveiglein riecht. Mir wurden mal ſeine Gedichte aus Stuttgart zugeſchickt, und die freundlichen Begleitungszeilen veranlaſſten mich, einen flüchtigen Blick

hineinzuwerfen; ich fand sie herzlich schlecht. Dasselbe kann ich auch von seiner Prosa sagen; sie ist herzlich schlecht. Ich gestehe freilich, daſs ich nichts Anderes von ihm gelesen habe, als eine Abhandlung, die er gegen mich geschrieben. Sie ist geistlos und unbeholfen und miserabel stilisiert; Letzteres ist um so unverzeihlicher, da die ganze Schule die Materialien dazu kotisiert. Das Beste in der ganzen Abhandlung ist der wohlbekannte Kniff, womit man verstümmelte Sätze aus den heterogensten Schriften eines Autors zusammenstellt, um demselben jede beliebige Gesinnung oder Gesinnungslosigkeit aufzubürden. Freilich, der Kniff ist nicht neu, doch bleibt er immer probat, da von Seiten des angefochtenen Autors keine Widerlegung möglich ist, wenn er nicht etwa ganze Folianten schreiben wollte, um zu beweisen, daſs der eine von den angeführten Sätzen humoristisch gemeint, der andere zwar ernst gemeint sei, aber sich auf einen Vordersatz beziehe, der ihm eben seine richtige Bedeutung verleiht; daſs ferner die aneinander gereihten Sätze nicht bloß aus ihrem logischen, sondern auch aus ihrem chronologischen Zusammenhang gerissen worden, um einige scheinbare Widersprüche hervorzuklauben; daſs aber eben diese Widersprüche von der höchsten Konsequenz zeugen würden, wenn man

Zeitfolge, Zeitumstände, Zeitbedingungen bedächte — ach! wenn man bedächte, wie die Strategie eines Autors, der für die Sache der europäischen Freiheit kämpft, wunderlich verwickelt ist, wie seine Taktik allen möglichen Veränderungen unterworfen, wie er heute Etwas als äußerst wichtig verfechten muss, was ihm morgen ganz gleichgültig sein kann, wie er heute diesen Punkt, morgen einen andern zu beschützen oder anzugreifen hat, je nachdem es die Stellung der Gegenpartei, die wechselnden Alliancen, die Siege oder die Niederlagen des Tages erfordern!

Das einzige Neue und Eigenthümliche, was ich in der oben erwähnten Abhandlung des Herrn Gustav Pfizer gefunden habe, war hie und da nicht bloß eine listige Verkehrung des Wortsinnes meiner Schriften, sondern sogar die Fälschung meiner Worte selbst — Dieses ist neu, ist eigenthümlich, wenigstens bis jetzt hat man in Deutschland noch nicht einen Autor mit verfälschten Worten citiert. Doch Herr Gustav Pfizer scheint noch ein junger Anfänger zu sein, es juckt ihm zwar die Begabnis des Fälschens in seinen Fingern, doch merkt man an ihm noch eine gewisse Befangenheit in der Ausübung, und wenn er z. B. „Hostien“ citiert, statt der gewöhnlichen „Oblaten“ des Originaltextes, oder mehr-

mals „göttlich“ citiert, ſtatt des urſprünglichen „vortrefflich,“ — ſo weiß er doch noch nicht recht, welchen Gebrauch er von ſolcher Fälſchung machen kann. Er iſt ein junger Anfänger. Aber ſein Talent iſt unleugbar, er hat es hinlänglich offenbart, die geziemendſte Anerkennung darf ihm nicht verweigert werden, er verdient, daſs ihm Wolfgang Menzel mit der tapferen Hand ſeinen ſchäbigſten Lorberkranz aufs Haupt drückt.

Indeſſen, ehrlich geſtanden, ich rathe ihm, ſein Talent nicht bedeutender auszubilden. Es könnte ihn einſt das Gelüſte anwandeln, jenes edle Talent auch auf außerliterariſche Gegenſtände anzuwenden. Es giebt Länder, wo Dergleichen mit einem Halsband von Hanf belohnt wird. Ich ſah zu Old-Bailey in London Jemanden hängen, der ein falſches Citat unter einen Wechſel geſchrieben hatte — und der arme Schelm mochte es wohl aus Hunger gethan haben, nicht aus Büberei oder aus eitel Neid, oder gar um eine kleine Lobſpende im „Stuttgarter Literaturblatt,“ ein literariſches Trinkgeld, zu verdienen. Ich hatte deſshalb Mitleid mit dem armen Schelm, bei deſſen Exekution ſehr viele Zögerungen vorfielen. Es iſt ein Irrthum, wenn man glaubt, daſs das Hängen in England ſo ſchnell von Statten gehe. Die Zubereitungen dauerten faſt

eine Viertelstunde. Ich ärgere mich noch heute, wenn ich daran denke, mit welcher Langsamkeit dem armen Menschen die Schlinge um den Hals gelegt und die weiße Nachtmütze über die Augen gezogen wurde. Neben ihm standen seine Freunde, vielleicht die Genossen der Schule, wozu er gehörte, und harrten des Augenblicks, wo sie ihm den Liebesdienst erweisen konnten; dieser Liebesdienst besteht darin, daſs sie den gehenkten Freund, um seine zuckende Todesqual abzukürzen, so stark als möglich an den Beinen ziehen.

Ich habe von Herrn Gustav Pfizer geredet, weil ich ihn bei Besprechung der schwäbischen Schule nicht füglich übergehen konnte. So Viel darf ich versichern, daſs ich in der Heiterkeit meines Herzens nicht den mindesten Unmuth wider Herrn Pfizer empfinde. Im Gegentheil, sollte ich je im Stande sein, ihm einen Liebesdienst zu erweisen, so werde ich ihn gewiſs nicht lange zappeln lassen.

— — — Und nun laſs uns ernsthaft reden, lieber Leser; was ich dir jetzt noch zu sagen habe, verträgt sich nicht mit dem scherzenden Tone, mit der leichtsinnig guten Laune, die mich beseelte, während ich diese Blätter schrieb. Es liegt mir drückend Etwas im Sinne, was ich nicht mit ganz freier

Zunge zu erörtern vermag, und worüber dennoch das unzweideutigſte Geſtändnis nöthig wäre. Ich hege nämlich eine wahre Scheu, bei Gelegenheit — der ſchwäbiſchen Schule auch von Ludwig Uhland zu ſprechen, von dem großen Dichter, den ich ſchier zu beleidigen fürchte, wenn ich ſeiner in ſo kläglicher Geſellſchaft gedenke. Und dennoch, da die erwähnten Dichterlinge den Ludwig Uhland zu den Ihrigen zählen oder gar für ein Haupt ihrer Genoſſen ausgeben, ſo könnte man hier jedes Verſchweigen ſeines Namens als eine Unredlichkeit betrachten. Weit entfernt, an ſeinem Werthe zu mäkeln, möchte ich vielmehr die Verehrung, die ich ſeinen Dichtungen zolle, mit den volltönendſten Worten an den Tag geben. Es wird ſich mir bald dazu eine paſſendere Gelegenheit bieten. Ich werde alsdann zur Genüge zeigen, daſs ſich in meiner früheren Beurtheilung des trefflichen Sängers*) zwar einige grämliche Töne, einige zeitliche Verſtimmungen einſchleichen konnten, daſs ich aber nie die Abſicht hegte, an ſeinem inneren Werthe, an ſeinem Talente ſelbſt, eine Ungerechtigkeit zu begehen. Nur über die literärhiſtoriſchen Beziehungen, über die äußeren Verhältniſſe ſeiner Muſe, habe ich unum-

*) Band VI, S. 254 ff.

Der Herausgeber.

wunden eine Ansicht, die vielleicht seinen Freunden missfällig, aber darum dennoch nicht minder wahr ist, aussprechen müssen. Als ich nämlich Ludwig Uhland im Zusammenhang mit der „Romantischen Schule“ in dem Buche, welches eben diesen Namen führt, flüchtig beurtheilte, habe ich deutlich genug nachgewiesen, dass der vortreffliche Sänger nicht eine neue, eigenthümliche Sangesart aufgebracht hat, sondern nur die Töne der romantischen Schule gelehrig nachsprach; dass, seitdem die Lieder seiner Schulgenossen verschollen sind, Uhland's Gedichtesammlung als das einzig überlebende lyrische Denkmal jener Töne der romantischen Schule zu betrachten ist; dass aber der Dichter selbst, eben so gut wie die ganze Schule, längst todt ist. Eben so gut wie Schlegel, Tieck, wie Fouqué, ist auch Uhland längst verstorben, und hat vor jenen edlen Leichen nur das größere Verdienst, dass er seinen Tod wohl begriffen und seit zwanzig Jahren Nichts mehr geschrieben hat. Es ist wahrlich ein eben so widerwärtiges wie lächerliches Schauspiel, wenn jetzt meine schwäbischen Dichterlinge den Uhland zu den Ihrigen zählen, wenn sie den großen Todten aus seinem Grabmal hervorholen, ihm ein Fallhütchen aufs Haupt stülpen und ihn in ihr niedriges Schulstübchen hereinzerren, — oder wenn sie

gar den erblichenen Helden wohlgeharnischt aufs hohe Pferd packen, wie einst die Spanier ihren Cid, und solchermaßen gegen die Ungläubigen, gegen die Verächter der schwäbischen Schule, losrennen lassen!

Das fehlt mir noch, dass ich auch im Gebiete der Kunst mit Todten zu kämpfen hätte! Leider muss ich es oft genug in anderen Gebieten, und ich versichere euch bei allen Schmerzen meiner Seele, solcher Kampf ist der fatalste und verdrießlichste. Da ist keine glühende Ungeduld, die da hetzt Hieb auf Hieb, bis die Kämpfer wie trunken hinsinken und verbluten. Ach, die Todten ermüden uns mehr als sie uns verwunden, und der Streit verwandelt sich am Ende in eine fechtende Langeweile. Kennst du die Geschichte von dem jungen Ritter, der in den Zauberwald zog? Sein Haar war goldig, auf seinem Helm wehten die kecken Federn, unter dem Gitter des Visiers glühten die rothen Wangen, und unter dem blanken Harnisch pochte der frischeste Muth. In dem Walde aber flüsterten die Winde sehr sonderbar. Gar unheimlich schüttelten sich die Bäume, die manchmal, häßlich verwachsen, an menschliche Missbildungen erinnerten. Aus dem Laubwerk guckte hie und da ein gespenstisch weißer Vogel, der fast verhöhnend kicherte und lachte. Allerlei

Fabelgethier huſchte ſchattenhaft durch die Büſche. Mitunter freilich zwitſcherte auch mancher harmloſe Zeiſig, und nickte aus den breitblättrigen Schlingpflanzen manch ſtille ſchöne Blume. Der junge Fant aber, immer weiter vordringend, rief endlich mit Übertrotz: „Wann erſcheint denn der Kämpe, der mich beſiegen kann?“ Da kam, nicht eben rüſtig, aber doch nicht allzu ſchlotterig, herangezogen ein langer, magerer Ritter mit geſchloſſenem Viſier, und ſtellte ſich zum Kampfe. Sein Helmbuſch war geknickt, ſein Harniſch war eher verwittert als ſchlecht, ſein Schwert war ſchartig, aber vom beſten Stahl, und ſein Arm war ſtark. Ich weiß nicht, wie lange die Beiden mit einander fochten, doch es mag wohl geraume Zeit gedauert haben, denn die Blätter fielen unterdeſſen von den Bäumen, und dieſe ſtanden lange kahl und frierend, und dann knoſpeten ſie wieder aufs Neue und grünten im Sonnenſchein, und ſo wechſelten die Jahrzeiten — ohne daſs ſie es merkten, die beiden Kämpfer, die beſtändig auf einander losſhieben, Anfangs unbarmherzig wild, ſpäter minder heftig, dann ſogar etwas phlegmatiſch, bis ſie endlich ganz und gar die Schwerter ſinken ließen und erſchöpft ihre Helmgitter aufſchloſſen — Das gewährte einen betrübenden Anblick! Der eine Ritter, der herausgeforderte Kämpe, war ein

Todter, und aus dem geöffneten Visier grinste ein fleischloser Schädel. Der andere Ritter, der als junger Fant in den Wald gezogen, trug jetzt ein verfallen fahles Greisenantlitz und sein Haar war schneeweiß. — Von den hohen Bäumen herab, wie verhöhnend, kicherte und lachte das gespenstisch weiße Gevögel.

Geschrieben zu Paris, im Wonnemond 1838.

Einleitung

zur Prachtausgabe des

„Don Quixote.“

(1837.)

„Leben und Thaten des scharfsinnigen Junkers Don Quixote von der Mancha, beschrieben von Miguel Cervantes de Saavedra," war das erste Buch, das ich gelesen habe, nachdem ich schon in ein verständiges Kindesalter getreten und des Buchstabenwesens einigermaßen kundig war. Ich erinnere mich noch ganz genau jener kleinen Zeit, wo ich mich eines frühen Morgens von Hause wegstahl und nach dem Hofgarten eilte, um dort ungestört den Don Quixote zu lesen. Es war ein schöner Maitag, lauschend im stillen Morgenlichte lag der blühende Frühling und ließ sich loben von der Nachtigall, seiner süßen Schmeichlerin, und diese sang ihr Loblied so karessierend weich, so schmelzend enthusiastisch, daß die verschämtesten Knospen aufsprangen, und die lüsternen Gräser und die dufti-

gen Sonnenstrahlen sich hastiger küssten, und Bäume und Blumen schauerten vor eitel Entzücken. Ich aber setzte mich auf eine alte moosige Steinbank in der sogenannten Seufzerallee, unfern des Wasserfalls, und ergötzte mein kleines Herz an den großen Abenteuern des kühnen Ritters. In meiner kindischen Ehrlichkeit nahm ich Alles für baren Ernst; so lächerlich auch dem armen Helden von dem Geschicke mitgespielt wurde, so meinte ich doch, Das müsse so sein, Das gehöre nun mal zum Heldenthum, das Ausgelachtwerden eben so gut wie die Wunden des Leibes, und jenes verdross mich eben so sehr, wie ich diese in meiner Seele mitfühlte. — Ich war ein Kind und kannte nicht die Ironie, die Gott in die Welt hineingeschaffen, und die der große Dichter in seiner gedruckten Kleinwelt nachgeahmt hatte, und ich konnte die bittersten Thränen vergießen, wenn der edle Ritter für all seinen Edelmuth nur Undank und Prügel genoss. Da ich, noch ungeübt im Lesen, jedes Wort laut aussprach, so konnten Vögel und Bäume, Bach und Blume Alles mit anhören, und da solche unschuldige Naturwesen, eben so wie die Kinder, von der Weltironie Nichts wissen, so hielten sie gleichfalls Alles für baren Ernst und weinten mit mir über die Leiden des armen Ritters; sogar eine alte ausgediente Eiche

ſchluchzte, und der Waſſerfall ſchüttelte heftiger ſeinen weißen Bart und ſchien zu ſchelten auf die Schlechtigkeit der Welt. Wir fühlten, daſs der Heldenſinn des Ritters darum nicht mindere Bewunderung verdient, wenn ihm der Löwe ohne Kampfluſt den Rücken kehrte, und daſs ſeine Thaten um ſo preiſenswerther, je ſchwächer und ausgedörrter ſein Leib, je morſcher die Rüſtung, die ihn ſchützte, und je armſeliger der Klepper, der ihn trug. Wir verachteten den niedrigen Pöbel, der, geſchmückt mit buntſeidenen Mänteln, vornehmen Redensarten und Herzogstiteln, einen Mann verhöhnte, der ihm an Geiſteskraft und Edelſinn ſo weit überlegen war. Dulcinea's Ritter ſtieg immer höher in meiner Achtung und gewann immer mehr meine Liebe, je länger ich in dem wunderſamen Buche las, was in demſelben Garten täglich geſchah, ſo daſs ich ſchon im Herbſte das Ende der Geſchichte erreichte, — und nie werde ich den Tag vergeſſen, wo ich von dem kummervollen Zweikampfe las, worin der Ritter ſo ſchmählich unterliegen muſſte!

Es war ein trüber Tag, häſsliche Nebelwolken zogen den grauen Himmel entlang, die gelben Blätter fielen ſchmerzlich von den Bäumen, ſchwere Thränentropfen hingen an den letzten Blumen, die gar

traurig welk die sterbenden Köpfchen senkten, die Nachtigallen waren längst verschollen, von allen Seiten starrte mich an das Bild der Vergänglichkeit, — und mein Herz wollte schier brechen, als ich las, wie der edle Ritter betäubt und zermalmt am Boden lag und, ohne das Visier zu heben, als wenn er aus dem Grabe gesprochen hätte, mit schwacher, kranker Stimme zu dem Sieger hinaufrief: „Dulcinea ist das schönste Weib der Welt, und ich der unglücklichste Ritter auf Erden, aber es ziemt sich nicht, daſs meine Schwäche diese Wahrheit verleugne, — stoßt zu mit der Lanze, Ritter!“

Ach, dieser leuchtende Ritter vom silbernen Monde, der den muthigsten und edelsten Mann der Welt besiegte, war ein verkappter Barbier!

Es sind nun acht Jahre, daſs ich für den vierten Theil der „Reisebilder“ diese Zeilen geschrieben, worin ich den Eindruck schilderte, den die Lektüre des Don Quixote vor weit längerer Zeit in meinem Geiste hervorbrachte. Lieber Himmel, wie doch die Jahre schnell dahinschwinden! Es ist mir, als habe ich erst gestern in der Seufzerallee des Düsseldorfer Hofgartens das Buch zu Ende gelesen, und mein Herz sei noch erschüttert von Bewunderung für die Thaten und Leiden des

großen Ritters. Iſt mein Herz die ganze Zeit über ſtabil geblieben, oder iſt es nach einem wunderbaren Kreislauf zu den Gefühlen der Kindheit zurückgekehrt? Das Letztere mag wohl der Fall ſein, denn ich erinnere mich, daſs ich in jedem Luſtrum meines Lebens den Don Quixote mit abwechſelnd verſchiedenartigen Empfindungen geleſen habe. Als ich ins Jünglingsalter emporblühete und mit unerfahrenen Händen in die Roſenbüſche des Lebens hineingriff und auf die höchſten Felſen klomm, um der Sonne näher zu ſein, und des Nachts von Nichts träumte als von Adlern und reinen Jungfrauen, da war mir der Don Quixote ein ſehr unerquickliches Buch, und lag es in meinem Wege, ſo ſchob ich es unwillig zur Seite. Späterhin, als ich zum Manne heranreifte, verſöhnte ich mich ſchon einigermaßen mit Dulcinea's unglücklichem Kämpen und ich fing ſchon an, über ihn zu lachen. Der Kerl iſt ein Narr, ſagte ich. Doch, ſonderbarer Weiſe, auf allen meinen Lebensfahrten verfolgten mich die Schattenbilder des dürren Ritters und ſeines fetten Knappen, namentlich wenn ich an einen bedenklichen Scheideweg gelangte. So erinnere ich mich, als ich nach Frankreich reiſte und eines Morgens im Wagen aus einem fieberhaften Halbſchlummer erwachte, ſah ich im Frühnebel zwei wohlbe-

kannte Gestalten neben mir einherreiten, und die eine, an meiner rechten Seite, war Don Quixote von der Mancha auf seiner abstrakten Rosinante, und die andere, zu meiner Linken, war Sancho Pansa auf seinem positiven Grauchen. Wir hatten eben die französische Grenze erreicht. Der edle Manchaner beugte ehrfurchtsvoll das Haupt vor der dreifarbigen Fahne, die uns vom hohen Grenzpfahl entgegenflatterte, der gute Sancho grüßte mit etwas kühlerem Kopfnicken die ersten französischen Gendarmen, die unfern zum Vorschein kamen; endlich aber jagten beide Freunde mir voran, ich verlor sie aus dem Gesichte, und nur noch zuweilen hörte ich Rosinante's begeistertes Gewieher und die bejahenden Töne des Esels.

Ich war damals der Meinung, die Lächerlichkeit des Donquixotismus bestehe darin, dass der edle Ritter eine längst abgelebte Vergangenheit ins Leben zurückrufen wollte, und seine armen Glieder, namentlich sein Rücken, mit den Thatsachen der Gegenwart in schmerzliche Reibungen geriethen. Ach, ich habe seitdem erfahren, dass es eine eben so undankbare Tollheit ist, wenn man die Zukunft allzu frühzeitig in die Gegenwart einführen will, und bei solchem Ankampf gegen die schweren Interessen des Tages nur einen sehr mageren Klep-

per, eine sehr morsche Rüstung und einen eben so gebrechlichen Körper besitzt! Wie über jenen, so auch über diesen Donquixotismus schüttelt der Weise sein vernünftiges Haupt. — Aber Dulcinea von Toboso ist dennoch das schönste Weib der Welt; obgleich ich elend zu Boden liege, nehme ich dennoch diese Behauptung nimmermehr zurück, ich kann nicht anders, — stoßt zu mit euren Lanzen, ihr silbernen Mondritter, ihr verkappten Barbiergesellen!

Welcher Grundgedanke leitete den großen Cervantes, als er sein großes Buch schrieb? Beabsichtigte er nur den Ruin der Ritterromane, deren Lektüre zu seiner Zeit in Spanien so stark grassierte, daſs geistliche und weltliche Verordnungen dagegen unmächtig waren? Oder wollte er alle Erscheinungen der menschlichen Begeisterung überhaupt, und zunächst das Heldenthum der Schwertführer ins Lächerliche ziehen? Offenbar bezweckte er nur eine Satire gegen die erwähnten Romane, die er durch Beleuchtung ihrer Absurditäten dem allgemeinen Gespötte und also dem Untergange überliefern wollte. Dieses gelang ihm auch aufs glänzendste; denn was weder die Ermahnungen der Kanzel, noch die Drohungen der Kanzelei bewerkstelligen konnten, Das erwirkte ein armer Schrift-

ſteller mit ſeiner Feder; er richtete die Ritterromane ſo gründlich zu Grunde, daſs bald nach dem Erſcheinen des Don Quixote der Geſchmack für jene Bücher in ganz Spanien erloſch, und auch keins derſelben mehr gedruckt ward. Aber die Feder des Genius iſt immer größer als er ſelber, ſie reicht immer weit hinaus über ſeine zeitlichen Abſichten, und ohne daſs er ſich Deſſen klar bewuſſt wurde, ſchrieb Cervantes die größte Satire gegen die menſchliche Begeiſterung. Nimmermehr ahnte er Dieſes, er ſelber, der Held, welcher den größten Theil ſeines Lebens in ritterlichen Kämpfen zugebracht hatte und im ſpäten Alter ſich noch oft darüber freute, daſs er in der Schlacht bei Lepanto mitgefochten, obgleich er dieſen Ruhm mit dem Verluſte ſeiner linken Hand bezahlt hatte.

Über Perſon und Lebensverhältniſſe des Dichters, der den Don Quixote geſchrieben, weiß der Biograph nur Weniges zu melden. Wir verlieren nicht Viel durch ſolchen Mangel an Notizen, die gewöhnlich bei den Frau Baſen der Nachbarſchaft aufgegabelt werden. Dieſe ſehen ja nur die Hülle; wir aber ſehen den Mann ſelbſt, ſeine wahre, treue, unverleumdete Geſtalt.

Er war ein ſchöner, kräftiger Mann, Don Miguel Cervantes de Saavedra. Seine Stirn war

hoch und ſein Herz war weit. Wunderſam war die Zauberkraft ſeines Auges. Wie es Leute giebt, welche durch die Erde ſchauen und die darin begrabenen Schätze oder Leichen ſehen können, ſo drang das Auge des großen Dichters durch die Bruſt der Menſchen, und er ſah deutlich, was dort vergraben. Den Guten war ſein Blick ein Sonnenſtrahl, der ihr Inneres freudig erhellte; den Böſen war ſein Blick ein Schwert, das ihre Gefühle grauſam zerſchnitt. Sein Blick drang forſchend in die Seele eines Menſchen und ſprach mit ihr, und wenn ſie nicht antworten wollte, folterte er ſie, und die Seele lag blutend auf der Folter, während vielleicht ihre leibliche Hülle ſich herablaſſend vornehm gebärdete. Was Wunder, daſs ihm dadurch ſehr viele Leute abhold wurden, und ihn auf ſeiner irdiſchen Laufbahn nur ſaumſelig beförderten! Auch gelangte er niemals zu Rang und Wohlſtand, und von all' ſeinen mühſeligen Pilgerfahrten brachte er keine Perlen, ſondern nur leere Muſcheln nach Hauſe. Man ſagt, er habe den Werth des Geldes nicht zu ſchätzen gewuſſt; aber ich verſichere euch, er wuſſte den Werth des Geldes ſehr zu ſchätzen, ſobald er keins mehr hatte. Nie aber ſchätzte er es ſo hoch, wie ſeine Ehre. Er hatte Schulden, und in einer von ihm verfaſſten

Charte, die Apollo den Dichtern octroyiert, bestimmt der erste Paragraph: wenn ein Dichter versichert, kein Geld zu haben, so solle man ihm aufs Wort glauben und keinen Eid von ihm verlangen. Er liebte Musik, Blumen und Weiber. Doch auch in der Liebe für Letztere ging es ihm manchmal herzlich schlecht, namentlich als er noch jung war. Konnte das Bewusstsein künftiger Größe ihn genugsam trösten in seiner Jugend, wenn schnippische Rosen ihn mit ihren Dornen verletzten? — Einst an einem hellen Sommernachmittag ging er, ein junger Fant, am Tajo spazieren mit einer sechzehnjährigen Schönen, die sich beständig über seine Zärtlichkeit moquierte. Die Sonne war noch nicht untergegangen, sie glühte noch in ihrer goldigsten Pracht; aber oben am Himmel stand schon der Mond, winzig und blass, wie ein weißes Wölkchen. „Siehst du," sprach der junge Dichter zu seiner Geliebten, „siehst du dort oben jene kleine bleiche Scheibe? Der Fluss hier neben uns, worin sie sich abspiegelt, scheint nur aus Mitleiden ihr ärmliches Abbild auf seinen stolzen Fluthen zu tragen, und die gekräuselten Wellen werfen es zuweilen spottend ans Ufer. Aber lass nur den alten Tag verdämmern! Sobald die Dunkelheit anbricht, erglüht droben jene blasse Scheibe immer herrlicher und herrlicher, der

ganze Fluſs wird überſtrahlt von ihrem Lichte, und die Wellen, die vorhin ſo wegwerfend übermüthig, erſchauern jetzt bei dem Anblick dieſes glänzenden Geſtirns und ſchwellen ihm entgegen mit Wolluſt."

In den Werken der Dichter muſs man ihre Geſchichte ſuchen, und hier findet man ihre geheimſten Bekenntniſſe. Überall, mehr noch in ſeinen Dramen als im Don Quixote, ſehen wir, was ich bereits erwähnt habe, daſs Cervantes lange Zeit Soldat war. In der That, das römiſche Wort: „Leben heißt Krieg führen!" findet auf ihn ſeine doppelte Anwendung. Als gemeiner Soldat kämpfte er in den meiſten jener wilden Waffenſpiele, die König Philipp II. zur Ehre Gottes und ſeiner eigenen Luſt in allen Landen aufführte. Dieſer Umſtand, daſs Cervantes dem größten Kämpen des Katholicismus ſeine ganze Jugend gewidmet, daſs er für die katholiſchen Intereſſen perſönlich gekämpft, läſſt vermuthen, daſs dieſe Intereſſen ihm auch theuer am Herzen lagen, und widerlegt wird dadurch jene viel verbreitete Meinung, daſs nur die Furcht vor der Inquiſition ihn abgehalten habe, die proteſtantiſchen Zeitgedanken im Don Quixote zu beſprechen. Nein, Cervantes war ein getreuer Sohn der römiſchen Kirche, und nicht bloß blutete ſein Leib im ritterlichen Kampfe für ihre gebene-

deite Fahne, ſondern er litt für ſie auch mit ſeiner ganzen Seele das peinlichſte Märtyrthum während ſeiner langjährigen Gefangenſchaft unter den Ungläubigen.

Dem Zufall verdanken wir mehr Details über das Treiben des Cervantes zu Algier, und hier erkennen wir in dem großen Dichter einen eben ſo großen Helden. Die Gefangenſchaftsgeſchichte widerſpricht aufs glänzendſte der melodiſchen Lüge jenes glatten Lebemannes, der dem Auguſtus und allen deutſchen Schulfüchſen weiß gemacht hat, er ſei ein Dichter, und Dichter ſeien feige. Nein, der wahre Dichter iſt auch ein wahrer Held, und in ſeiner Bruſt wohnt die Geduld, die, wie der Spanier ſagt, ein zweiter Muth iſt. Es giebt kein erhabeneres Schauſpiel, als den Anblick jenes edlen Kaſtilianers, der dem Dei zu Algier als Sklave dient, beſtändig auf Befreiung ſinnt, ſeine kühnen Plane unermüdlich vorbereitet, allen Gefahren ruhig entgegen blickt und, wenn das Unternehmen ſcheitert, lieber Tod und Folter ertrüge, als daſs er nur mit einer Silbe die Mitſchuldigen verriethe. Der blutgierige Herr ſeines Leibes wird entwaffnet von ſo viel Großmuth und Tugend, der Tiger ſchont den gefeſſelten Löwen und zittert vor dem ſchrecklichen Einarm, den er doch mit einem Worte in

den Tod schicken könnte. Unter dem Namen „der Einarm“ ist Cervantes in ganz Algier bekannt, und der Dei gesteht, dass er ruhig schlafen könne und der Ruhe seiner Stadt, seiner Armee und seiner Sklaven versichert sei, wenn er nur den einhändigen Spanier in festem Gewahrsam wisse.

Ich habe erwähnt, dass Cervantes beständig gemeiner Soldat war; aber da er sogar in so untergeordneter Stellung sich auszeichnen und namentlich seinem großen Feldherrn Don Juan d'Austria bemerkbar machen konnte, so erhielt er, als er aus Italien nach Spanien zurückkehren wollte, die rühmlichsten Zeugnisbriefe für den König, dem seine Beförderung darin nachdrücklich empfohlen ward. Als nun die algierischen Korsaren, die ihn auf dem mittelländischen Meere gefangen nahmen, diese Briefe sahen, hielten sie ihn für eine Person von äußerst bedeutendem Stande, und forderten deshalb ein so erhöhtes Lösegeld, dass seine Familie, trotz aller Mühen und Opfer, ihn nicht loszukaufen vermochte, und der arme Dichter dadurch desto länger und qualsamer in der Gefangenschaft gehalten wurde. So ward sogar die Anerkennung seiner Vortrefflichkeit für ihn nur eine neue Quelle des Unglücks, und so bis ans Ende seiner Tage spottete seiner jenes grausame Weib, die Göttin

Fortuna, die es dem Genius nie verzeiht, daſs er auch ohne ihre Gönnerſchaft zu Ruhm und Ehre gelangen kann.

Aber iſt das Unglück des Genius immer nur das Werk eines blinden Zufalls, oder entſpringt es als Nothwendigkeit aus ſeiner innern Natur und der Natur ſeiner Umgebung? Tritt ſeine Seele in Kampf mit der Wirklichkeit, oder beginnt die rohe Wirklichkeit einen ungleichen Kampf mit ſeiner edlen Seele?

Die Geſellſchaft iſt eine Republik. Wenn der Einzelne emporſtrebt, drängt ihn die Geſammtheit zurück durch Ridikül und Verläſterung. Keiner ſoll tugendhafter und geiſtreicher ſein, als die Übrigen. Wer aber durch die unbeugſame Gewalt des Genius hinausragt über das banale Gemeindemaß, Dieſen trifft der Oſtracismus der Geſellſchaft, ſie verfolgt ihn mit ſo gnadenloſer Verſpottung und Verleumdung, daſs er ſich endlich zurückziehen muſs in die Einſamkeit ſeiner Gedanken.

Ja, die Geſellſchaft iſt ihrem Weſen nach republikaniſch. Jede Fürſtlichkeit iſt ihr verhaſſt, die geiſtige eben ſo ſehr wie die materielle. Letztere ſtützt nicht ſelten auch die erſtere mehr, als man gewöhnlich ahnt. Gelangten wir doch ſelber zu dieſer Einſicht bald nach der Juliusrevolution, als

der Geist des Republikanismus in allen gesellschaftlichen Verhältnissen sich kund gab. Der Lorber eines großen Dichters war unsern Republikanern eben so verhasst, wie der Purpur eines großen Königs. Auch die geistigen Unterschiede der Menschen wollten sie vertilgen, und indem sie alle Gedanken, die auf dem Territorium des Staates entsprossen, als bürgerliches Gemeingut betrachteten, blieb ihnen Nichts mehr übrig, als auch die Gleichheit des Stils zu dekretieren. Und in der That, ein guter Stil wurde als etwas Aristokratisches verschrieen, und vielfach hörten wir die Behauptung: „Der echte Demokrat schreibt wie das Volk, herzlich, schlicht und schlecht.“ Den meisten Männern der Bewegung gelang Dieses sehr leicht; aber nicht Jedem ist es gegeben, schlecht zu schreiben, zumal wenn man sich zuvor das Schönschreiben angewöhnt hatte, und da hieß es gleich: „Das ist ein Aristokrat, ein Liebhaber der Form, ein Freund der Kunst, ein Feind des Volks.“ Sie meinten es gewiss ehrlich, wie der heilige Hieronymus, der seinen guten Stil für eine Sünde hielt und sich weidlich dafür geißelte.

Eben so wenig, wie antikatholische, finden wir auch antiabsolutistische Klänge im Don Quixote. Kritiker, welche Dergleichen darin wittern, sind offenbar im Irrthum. Cervantes war der Sohn

einer Schule, welche den unbedingten Gehorſam für den Oberherrn ſogar poetiſch idealiſiert hatte. Und dieſer Oberherr war König von Spanien, zu einer Zeit, wo die Majeſtät deſſelben die ganze Welt überſtrahlte. Der gemeine Soldat fühlte ſich im Lichtſtrahl jener Majeſtät und opferte gern ſeine individuelle Freiheit für ſolche Befriedigung des kaſtilianiſchen Nationalſtolzes.

Die politiſche Größe Spaniens zu jener Zeit mochte nicht wenig das Gemüth ſeiner Schriftſteller erhöhen und erweitern. Auch im Geiſte eines ſpaniſchen Dichters ging die Sonne nicht unter, wie im Reiche Karl's V. Die wilden Kämpfe mit den Moriſken waren beendigt, und wie nach einem Gewitter die Blumen am ſtärkſten duften, ſo erblüht die Poeſie immer am herrlichſten nach einem Bürgerkrieg. Dieſelbe Erſcheinung ſehen wir in England zur Zeit der Eliſabeth, und gleichzeitig mit Spanien entſprang dort eine Dichterſchule, die zu merkwürdigen Vergleichungen auffordert. Dort ſehen wir Shakſpeare, hier Cervantes als die Blüthe der Schule.

Wie die ſpaniſchen Dichter unter den drei Philippen, ſo haben auch die engliſchen unter der Eliſabeth eine gewiſſe Familienähnlichkeit, und weder Shakſpeare noch Cervantes können auf Originalität

in unſerem Sinne Anſpruch machen. Sie unterſcheiden ſich von ihren Zeitgenoſſen keineswegs durch beſonderes Fühlen und Denken oder beſondere Darſtellungsart, ſondern nur durch bedeutendere Tiefe, Innigkeit, Zärte und Kraft; ihre Dichtungen ſind mehr durchdrungen und umfloſſen vom Äther der Poeſie.

Aber beide Dichter ſind nicht bloß die Blüthe ihrer Zeit, ſondern ſie waren auch die Wurzel der Zukunft. Wie Shakſpeare durch den Einfluſs ſeiner Werke, namentlich auf Deutſchland und das heutige Frankreich, als der Stifter der ſpäteren dramatiſchen Kunſt zu betrachten iſt, ſo müſſen wir in Cervantes den Stifter des modernen Romans verehren. Hierüber erlaube ich mir einige flüchtige Bemerkungen.

Der ältere Roman, der ſogenannte Ritterroman, entſprang aus der Poeſie des Mittelalters; er war zuerſt eine proſaiſche Bearbeitung jener epiſchen Gedichte, deren Helden zum Sagenkreiſe Karl's des Großen und des heiligen Grals gehörten; immer beſtand der Stoff aus ritterlichen Abenteuern. Es war der Roman des Adels, und die Perſonen, die darin agierten, waren entweder fabelhafte Phantaſiegebilde, oder Reiter mit goldenen Sporen; nirgends eine Spur von Volk. Dieſe

Ritterromane, die in der absurdesten Weise ausarteten, stürzte Cervantes durch seinen Don Quixote. Aber indem er eine Satire schrieb, die den älteren Roman zu Grunde richtete, lieferte er selber wieder das Vorbild zu einer neuen Dichtungsart, die wir den modernen Roman nennen. So pflegen immer große Poeten zu verfahren; sie begründen zugleich etwas Neues, indem sie das Alte zerstören; sie negieren nie, ohne Etwas zu bejahen. Cervantes stiftete den modernen Roman, indem er in den Ritterroman die getreue Schilderung der niederen Klassen einführte, indem er ihm das Volksleben beimischte. Die Neigung, das Treiben des gemeinsten Pöbels, des verworfensten Lumpenpacks zu beschreiben, gehört nicht bloß dem Cervantes, sondern der ganzen literarischen Zeitgenossenschaft, und sie findet sich, wie bei den Poeten, so auch bei den Malern des damaligen Spanien; ein Murillo, der dem Himmel die heiligsten Farben stahl, womit er seine schönen Madonnen malte, konterfeite mit derselben Liebe auch die schmutzigsten Erscheinungen dieser Erde. Es war vielleicht die Begeisterung für die Kunst selber, wenn diese edeln Spanier manchmal an der treuen Abbildung eines Betteljungen, der sich laust, dasselbe Vergnügen empfanden, wie an der Darstellung der hochgebenedeiten Jungfrau.

Oder es war der Reiz des Kontraſtes, welcher eben die vornehmſten Edelleute, einen geſchniegelten Hofmann wie Quevedo oder einen mächtigen Miniſter wie Mendoza, antrieb, ihre zerlumpten Bettler- und Gaunerromane zu ſchreiben; ſie wollten ſich vielleicht aus der Eintönigkeit ihrer Standesumgebung durch die Phantaſie in eine entgegengeſetzte Lebensſphäre verſetzen, wie wir daſſelbe Bedürfnis bei manchen deutſchen Schriftſtellern finden, die ihre Romane nur mit Schilderungen der vornehmen Welt füllen und ihre Helden immer zu Grafen und Baronen machen. Bei Cervantes finden wir noch nicht dieſe einſeitige Richtung, das Unedle ganz abgeſondert darzuſtellen; er vermiſcht nur das Ideale mit dem Gemeinen, das Eine dient dem Andern zur Abſchattung oder zur Beleuchtung, und das adelthümliche Element iſt darin noch eben ſo mächtig wie das volksthümliche. Dieſes adelthümliche, chevalereske, ariſtokratiſche Element verſchwindet aber ganz in dem Roman der Engländer, die den Cervantes zuerſt nachgeahmt und ihn bis auf den heutigen Tag immer als Vorbild vor Augen haben. Es ſind proſaiſche Naturen, dieſe engliſchen Romandichter ſeit Richardſon's Regierung, der prüde Geiſt ihrer Zeit widerſtrebt ſogar aller kernigen Schilderuug des gemeinen Volkslebens, und wir

ſehen jenſeit des Kanals jene bürgerlichen Romane entſtehen, worin das nüchterne Kleinleben der Bourgeoiſie ſich abſpiegelt. Dieſe klägliche Lektüre überwäſſerte das engliſche Publikum bis auf die letzte Zeit, wo der große Schotte auftrat, der im Roman eine Revolution oder eigentlich eine Reſtauration bewirkte. Wie nämlich Cervantes das demokratiſche Element in den Roman hineinbrachte, als darin nur das einſeitig ritterthümliche herrſchend war, ſo brachte Walter Scott in den Roman wieder das ariſtokratiſche Element zurück, als dieſes gänzlich darin erloſchen war, und nur proſaiſche Spießbürgerlichkeit dort ihr Weſen trieb. Durch ein entgegengeſetztes Verfahren hat Walter Scott dem Roman jenes ſchöne Ebenmaß wieder gegeben, welches wir im Don Quixote des Cervantes bewundern.

Ich glaube, in dieſer Beziehung iſt das Verdienſt des zweiten großen Dichters Englands noch nie anerkannt worden. Seine tory'ſchen Neigungen, ſeine Vorliebe für die Vergangenheit waren heilſam für die Literatur, für jene Meiſterwerke ſeines Genius, die überall ſowohl Anklang als Nachahmung fanden und die aſchgrauen Schemen des bürgerlichen Romans in die dunkleren Winkel der Leihbibliotheken verdrängten. Es iſt ein Irrthum, wenn

man Walter Scott nicht als den Begründer des sogenannten historischen Romans ansehen will und letztern von deutschen Anregungen herleitet. Man verkennt, dass das Charakteristische der historischen Romane eben in der Harmonie des aristokratischen und demokratischen Elements besteht, dass Walter Scott diese Harmonie, welche während der Alleinherrschaft des demokratischen Elements gestört war, durch die Wiedereinsetzung des aristokratischen Elements aufs schönste herstellte, statt dass unsere deutschen Romantiker das demokratische Element in ihren Romanen gänzlich verleugneten und wieder in das aberwitzige Gleise des Ritterromans, der vor Cervantes blühte, zurückkehrten. Unser de la Motte Fouqué ist Nichts als ein Nachzügler jener Dichter, die den „Amadis von Gallien" und ähnliche Abenteuerlichkeiten zur Welt gebracht, und ich bewundere nicht bloß das Talent, sondern auch den Muth, womit der edle Freiherr zweihundert Jahre nach dem Erscheinen des Don Quixote seine Ritterbücher geschrieben hat. Es war eine sonderbare Periode in Deutschland, als letztere erschienen und das Publikum daran Gefallen fand. Was bedeutete in der Literatur diese Vorliebe für das Ritterthum und die Bilder der alten Feudalzeit? Ich glaube, das deutsche Volk wollte auf immer Abschied neh-

men von dem Mittelalter; aber gerührt, wie wir es leicht ſind, nahmen wir Abſchied mit einem Kuſſe. Wir drückten zum letzten Male unſere Lippen auf die alten Leichenſteine. Mancher von uns freilich gebärdete ſich dabei höchſt närriſch. Ludwig Tieck, der kleine Junge der Schule, grub die todten Voreltern aus dem Grabe heraus, ſchaukelte ihren Sarg, als wär' es eine Wiege, und mit aberwitzig kindiſchem Lallen ſang er dabei: „Schlaf, Großväterchen, ſchlafe!“

Ich habe Walter Scott den zweiten großen Dichter Englands und ſeine Romane Meiſterwerke genannt. Aber nur ſeinem Genius wollte ich das höchſte Lob ertheilen. Seine Romane ſelbſt kann ich dem großen Roman des Cervantes keineswegs gleichſtellen. Dieſer übertrifft ihn an epiſchem Geiſt. Cervantes war, wie ich ſchon erwähnt habe, ein katholiſcher Dichter, und dieſer Eigenſchaft verdankt er vielleicht jene große epiſche Seelenruhe, die wie ein Kryſtallhimmel ſeine bunten Dichtungen überwölbt: nirgends eine Spalte des Zweifels. Dazu kömmt noch die Ruhe des ſpaniſchen Nationalcharakters. Walter Scott aber gehört einer Kirche, welche ſelbſt die göttlichen Dinge einer ſcharfen Diskuſſion unterwirft; als Advokat und Schotte iſt er gewöhnt an Handlung und Diskuſſion, und, wie in ſeinem

Geiſte und Leben, ſo iſt auch in ſeinen Romanen das Dramatiſche vorherrſchend. Seine Werke können daher nimmermehr als reines Muſter jener Dichtungsart, die wir Roman nennen, betrachtet werden. Den Spaniern gebührt der Ruhm, den beſten Roman hervorgebracht zu haben, wie man den Engländern den Ruhm zuſprechen muſs, daſs ſie im Drama das Höchſte geleiſtet.

Und den Deutſchen, welche Palme bleibt ihnen übrig? Nun, wir ſind die beſten Liederdichter dieſer Erde. Kein Volk beſitzt ſo ſchöne Lieder, wie die Deutſchen. Jetzt haben die Völker allzu viele politiſche Geſchäfte; wenn aber dieſe einmal abgethan ſind, wollen wir Deutſche, Britten, Spanier, Franzoſen, Italiäner, wir wollen Alle hinausgehen in den grünen Wald und ſingen, und die Nachtigall ſoll Schiedsrichterin ſein. Ich bin überzeugt, bei dieſem Wettgeſange wird das Lied von Wolfgang Goethe den Preis gewinnen.

Cervantes, Shakſpeare und Goethe bilden das Dichter-Triumvirat, das in den drei Gattungen poetiſcher Darſtellung, im Epiſchen, Dramatiſchen und Lyriſchen, das Höchſte hervorgebracht. Vielleicht iſt der Schreiber dieſer Blätter beſonders befugt, unſern großen Landsmann als den vollendetſten Liederdichter zu preiſen. Goethe ſteht in der

Mitte zwiſchen den beiden Ausartungen des Liedes, jenen zwei Schulen, wovon die eine leider mit meinem eigenen Namen, die andere mit dem Namen Schwabens bezeichnet wird. Beide freilich haben ihre Verdienſte: ſie förderten indirekter Weiſe das Gedeihen der deutſchen Poeſie. Die erſtere bewirkte eine heilſame Reaktion gegen den einſeitigen Idealismus im deutſchen Liede, ſie führte den Geiſt zurück zur ſtarken Realität und entwurzelte jenen ſentimentalen Petrarchismus, der uns immer als eine lyriſche Donquixoterie erſchienen iſt. Die ſchwäbiſche Schule wirkte ebenfalls indirekt zum Heile der deutſchen Poeſie. Wenn in Norddeutſchland kräftig geſunde Dichtungen zum Vorſchein kommen konnten, ſo verdankt man Dieſes vielleicht der ſchwäbiſchen Schule, die alle kränkliche, bleichſüchtige, fromm gemüthliche Feuchtigkeiten der deutſchen Muſe an ſich zog. Stuttgart war gleichſam die Fontanelle der deutſchen Muſe.

Indem ich die höchſten Leiſtungen im Drama, im Roman und im Liede dem erwähnten großen Triumvirate zuſchreibe, bin ich weit davon entfernt, an dem poetiſchen Werthe anderer großer Dichter zu mäkeln. Nichts iſt thörichter, als die Frage: welcher Dichter größer ſei, als der andere? Flamme iſt Flamme, und ihr Gewicht läſſt ſich nicht be-

ſtimmen nach Pfund und Unze. Nur platter Krämerſinn kommt mit ſeiner ſchäbigen Käſewage und will den Genius wägen. Nicht bloß die Alten, ſondern auch manche Neuere haben Dichtungen geliefert, worin die Flamme der Poeſie eben ſo prachtvoll lodert, wie in den Meiſterwerken von Shakſpeare, Cervantes und Goethe. Jedoch dieſe Namen halten zuſammen, wie durch ein geheimes Band. Es ſtrahlt ein verwandter Geiſt aus ihren Schöpfungen; es weht darin eine ewige Milde, wie der Athem Gottes; es blüht darin die Beſcheidenheit der Natur. Wie an Shakſpeare, erinnert Goethe auch beſtändig an Cervantes, und Dieſem ähnelt er bis in die Einzelnheiten des Stils, in jener behaglichen Proſa, die von der ſüßeſten und harmloſeſten Ironie gefärbt iſt. Cervantes und Goethe gleichen ſich ſogar in ihren Untugenden, in der Weitſchweifigkeit der Rede, in jenen langen Perioden, die wir zuweilen bei ihnen finden, und die einem Aufzug königlicher Equipagen vergleichbar. Nicht ſelten ſitzt nur ein einziger Gedanke in ſo einer breitausgedehnten Periode, die wie eine große vergoldete Hofkutſche mit ſechs panachierten Pferden gravitätiſch dahinfährt. Aber dieſer einzige Gedanke iſt immer etwas Hohes, wo nicht gar der Souverän.

Über den Geist des Cervantes und den Einfluss seines Buches habe ich nur mit wenigen Andeutungen reden können. Über den eigentlichen Kunstwerth seines Romans kann ich mich hier noch weniger verbreiten, indem Erörterungen zur Sprache kämen, die allzu weit ins Gebiet der Ästhetik hinabführen würden. Ich darf hier auf die Form seines Romans und die zwei Figuren, die den Mittelpunkt desselben bilden, nur im Allgemeinen aufmerksam machen. Die Form ist nämlich die der Reisebeschreibung, wie Solches von jeher die natürlichste Form für diese Dichtungsart. Ich erinnere hier nur an den goldenen Esel des Apulejus, den ersten Roman des Alterthums. Der Einförmigkeit dieser Form haben die späteren Dichter durch Das, was wir heute die Fabel des Romans nennen, abzuhelfen gesucht. Aber wegen Armuth an Erfindung haben jetzt die meisten Romanschreiber ihre Fabeln von einander geborgt, wenigstens haben die Einen mit wenig Modifikationen immer die Fabeln der Andern benutzt, und durch die dadurch entstehende Wiederkehr derselben Charaktere, Situationen und Verwicklungen ward dem Publikum am Ende die Romanlektüre einigermaßen verleidet. Um sich vor der Langweiligkeit abgedroschener Romanfabeln zu retten, flüchtete man sich für einige Zeit in die

uralte, urſprüngliche Form der Reiſebeſchreibung. Dieſe wird aber wieder ganz verdrängt, ſobald ein Originaldichter mit neuen, friſchen Romanfabeln auftritt. In der Literatur, wie in der Politik, bewegt ſich Alles nach dem Geſetz der Aktion und Reaktion.

Was nun jene zwei Geſtalten betrifft, die ſich Don Quixote und Sancho Panſa nennen, ſich beſtändig parodieren und doch ſo wunderbar ergänzen, daſs ſie den eigentlichen Helden des Romans bilden, ſo zeugen ſie im gleichen Maße von dem Kunſtſinn, wie von der Geiſtestiefe des Dichters. Wenn andere Schriftſteller, in deren Roman der Held nur als einzelne Perſon durch die Welt zieht, zu Monologen, Briefen oder Tagebüchern ihre Zuflucht nehmen müſſen, um die Gedanken und Empfindungen des Helden kund zu geben, ſo kann Cervantes überall einen natürlichen Dialog hervortreten laſſen; und indem die eine Figur immer die Rede der andern parodiert, tritt die Intention des Dichters um ſo ſichtbarer hervor. Vielfach nachgeahmt ward ſeitdem die Doppelfigur, die dem Roman des Cervantes eine ſo kunſtvolle Natürlichkeit verleiht, und aus deren Charakter, wie aus einem einzigen Kern, der ganze Roman mit all ſeinem wilden Laubwerk, ſeinen duftigen Blüthen, ſtrahlenden Früchten und

Affen und Wundervögeln, die sich auf den Zweigen wiegen, gleich einem indischen Riesenbaum sich entfaltet.

Aber es wäre ungerecht, hier Alles auf Rechnung sklavischer Nachahmung zu setzen; sie lag so nahe, die Einführung solcher zwei Figuren, wie Don Quixote und Sancho Pansa, wovon die eine, die poetische, auf Abenteuer zieht, und die andere, halb aus Anhänglichkeit, halb aus Eigennutz, hinterdrein läuft durch Sonnenschein und Regen, wie wir selber sie oft im Leben begegnet haben. Um dieses Paar unter den verschiedenartigsten Vermummungen überall wieder zu erkennen, in der Kunst wie im Leben, muss man freilich nur das Wesentliche, die geistige Signatur, nicht das Zufällige ihrer äußern Erscheinung ins Auge fassen. Der Beispiele könnte ich unzählige anführen. Finden wir Don Quixote und Sancho Pansa nicht eben so gut in den Gestalten Don Juan's und Leporello's, wie etwa in der Person Lord Byron's und seines Bedienten Fletcher? Erkennen wir dieselben zwei Typen und ihr Wechselverhältnis nicht in der Gestalt des Ritters von Waldsee und seines Kaspar Larifari eben so gut, wie in der Gestalt von so manchem Schriftsteller und seinem Buchhändler, welcher Letztere die Narrheiten seines Autors wohl

einsieht, aber dennoch, um reellen Vortheil daraus zu ziehen, ihn getreusam auf allen seinen idealen Irrfahrten begleitet. Und der Herr Verleger Sancho, wenn er auch manchmal nur Püffe bei diesem Geschäfte gewinnt, bleibt doch immer fett, während der edle Ritter täglich immer mehr und mehr abmagert.

Aber nicht bloß unter Männern, sondern auch unter Frauenzimmern habe ich öfters die Typen Don Quixote's und seines Schildknappen wiedergefunden. Namentlich erinnere ich mich einer schönen Engländerin, einer schwärmerischen Blondine, die mit ihrer Freundin aus einer Londoner Mädchenpension entsprungen war und die ganze Welt durchziehen wollte, um ein so edles Männerherz zu suchen, wie sie es in sanften Mondscheinnächten geträumt hatte. Die Freundin, eine untersetzte Brünette, hoffte bei dieser Gelegenheit, wenn auch nicht etwas ganz apartes Ideale, doch wenigstens einen Mann von gutem Aussehen zu erbeuten. Ich sehe sie noch, mit ihren liebesüchtigen blauen Augen, die schlanke Gestalt, wie sie am Strande von Brighton weit über das fluthende Meer nach der französischen Küste hinüber schmachtete ... Ihre Freundin knackte unterdessen Haselnüsse, freute sich des süßen Kerns und warf die Schalen ins Wasser.

Jedoch weder in den Meisterwerken anderer Künstler, noch in der Natur selber finden wir die erwähnten beiden Typen in ihrem Wechselverhältnisse so genau ausgeführt, wie bei Cervantes. Jeder Zug im Charakter und der Erscheinung des Einen entspricht hier einem entgegengesetzten und doch verwandten Zuge bei dem Andern. Hier hat jede Einzelnheit eine parodistische Bedeutung. Ja, sogar zwischen Rosinanten und Sancho's Grauchen herrscht derselbe ironische Parallelismus, wie zwischen dem Knappen und seinem Ritter, und auch die beiden Thiere sind gewissermaßen die symbolischen Träger derselben Ideen. Wie in ihrer Denkungsart, so offenbaren Herr und Diener auch in ihrer Sprache die merkwürdigsten Gegensätze, und hier kann ich nicht umhin, der Schwierigkeiten zu erwähnen, welche der Übersetzer zu überwinden hatte, der die hausbackene, knorrige, niedrige Sprechart des guten Sancho ins Deutsche übertrug. Durch seine gehackte, nicht selten unsaubere Sprichwörtlichkeit mahnt der gute Sancho ganz an den Narren des Königs Salomon, an Markulf, der ebenfalls einem pathetischen Idealismus gegenüber das Erfahrungswissen des gemeinen Volkes in kurzen Sprüchen vorträgt. Don Quixote hingegen redet die Sprache der Bildung, des höheren Standes, und auch in der Gran-

dezza des wohlgegründeten Periodenbaues repräsentiert er den vornehmen Hidalgo. Zuweilen ist dieser Periodenbau allzuweit ausgesponnen, und die Sprache des Ritters gleicht einer stolzen Hofdame in aufgebauschtem Seidenkleid, mit langer rauschender Schleppe. Aber die Grazien, als Pagen verkleidet, tragen lächelnd einen Zipfel dieser Schleppe; die langen Perioden schließen mit den anmuthigsten Wendungen.

Den Charakter der Sprache Don Quixote's und Sancho Pansa's resumieren wir in den Worten: der Erstere, wenn er redet, scheint immer auf seinem hohen Pferde zu sitzen, der Andere spricht, als säße er auf seinem niedrigen Esel.

Mir bliebe noch übrig, von den Illustrationen zu sprechen, womit die Verlagshandlung diese neue Übersetzung des Don Quixote, die ich hier bevorworte, ausgeschmückt hat. Diese Ausgabe ist das erste der schönen Literatur angehörige Buch, das in Deutschland auf diese Weise verziert ans Licht tritt. In England, und namentlich in Frankreich sind dergleichen Illustrationen an der Tagesordnung und finden einen fast enthusiastischen Beifall. Deutsche Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit wird aber gewiss die Frage aufwerfen: Sind den Interessen wahrer Kunst dergleichen Illustrationen för-

derlich? Ich glaube nicht. Zwar zeigen sie, wie die geistreich und leicht schaffende Hand eines Malers die Gestalten des Dichters auffasst und wiedergiebt; sie bieten auch für die etwaige Ermüdung durch die Lektüre eine angenehme Unterbrechung; aber sie sind ein Zeichen mehr, wie die Kunst, herabgezerrt von dem Piedestale ihrer Selbständigkeit, zur Dienerin des Luxus entwürdigt wird. Und dann ist hier für den Künstler nicht bloß die Gelegenheit und Verführung, sondern sogar die Verpflichtung, seinen Gegenstand nur flüchtig zu berühren, ihn bei Leibe nicht zu erschöpfen. Die Holzschnitte in alten Büchern dienten anderen Zwecken und können mit diesen Illustrationen nicht verglichen werden.

Die Illustrationen der vorliegenden Ausgabe sind nach Zeichnungen von Tony Johannot von den ersten Holzschneidern Englands und Frankreichs geschnitten. Sie sind, wie es schon Tony Johannot's Name verbürgt, eben so elegant als charakteristisch aufgefasst und gezeichnet; trotz der Flüchtigkeit der Behandlung sieht man, wie der Künstler in den Geist des Dichters eingedrungen ist. Sehr geistreich und phantastisch sind die Initialen und Culs-de-Lampe erfunden, und gewiss mit tiefsinnig poetischer Intention hat der Künstler zu den Verzie-

rungen meistens moreske Dessins gewählt. Sehen wir ja doch die Erinnerung an die heitere Maurenzeit wie einen schönen fernen Hintergrund überall im Don Quixote hervorschimmern. — Tony Johannot, einer der vortrefflichsten und bedeutendsten Künstler in Paris, ist ein Deutscher von Geburt.

Auffallend ist es, dass ein Buch, welches so reich an pittoreskem Stoff, wie der Don Quixote, noch keinen Maler gefunden hat, der daraus Sujets zu einer Reihe selbständiger Kunstwerke entnommen hätte. Ist der Geist des Buches etwa zu leicht und phantastisch, als dass nicht unter der Hand des Künstlers der bunte Farbenstaub entflöhe? Ich glaube nicht. Denn der Don Quixote, so leicht und phantastisch er ist, fußt auf derber, irdischer Wirklichkeit, wie Das ja sein musste, um ihn zu einem Volksbuche zu machen. Ist es etwa, weil hinter den Gestalten, die uns der Dichter vorführt, tiefere Ideen liegen, die der bildende Künstler nicht wiedergeben kann, so dass er nur die äußere Erscheinung, wie saillant sie auch vielleicht sei, nicht aber den tieferen Sinn festhalten und reproducieren könnte? Das ist wahrscheinlich der Grund. — Versucht haben sich übrigens viele Künstler an Zeichnungen zum Don Quixote. Was ich von englischen, spanischen und früheren französischen Arbeiten dieser

Art gesehen habe, war abscheulich. Was deutsche Künstler betrifft, so muss ich hier an unseren grossen Daniel Chodowiecki erinnern. Er hat eine Reihe Darstellungen zum Don Quixote gezeichnet, die, von Berger in Chodowiecki's Sinn radiert, die Bertuch'sche Übersetzung begleiteten. Es sind vortreffliche Sachen darunter. Der falsche theatralisch-konventionelle Begriff, den der Künstler, wie seine übrigen Zeitgenossen, vom spanischen Kostüme hatte, hat ihm sehr geschadet. Man sieht aber überall, dass Chodowiecki den Don Quixote vollkommen verstanden hat. Das hat mich grade bei diesem Künstler gefreut und war mir um seinetwillen wie des Cervantes wegen lieb. Denn es ist mir immer angenehm, wenn zwei meiner Freunde sich lieben, wie es mich auch stets freut, wenn zwei meiner Feinde auf einander losschlagen. Chodowiecki's Zeit, als Periode einer sich erst bildenden Literatur, die der Begeisterung noch bedurfte und Satire ablehnen musste, war dem Verständnisse des Don Quixote eben nicht günstig, und da zeugt es denn für Cervantes, dass seine Gestalten damals dennoch verstanden wurden und Anklang fanden, wie es für Chodowiecki zeugt, dass er Gestalten wie Don Quixote und Sancho Pansa begriff, er, welcher mehr als vielleicht je ein anderer Künstler das Kind

seiner Zeit war, in ihr wurzelte, nur ihr angehörte, von ihr getragen, verstanden und anerkannt wurde.

Von neuesten Darstellungen zum Don Quixote erwähne ich mit Vergnügen einige Skizzen von Decamps, dem originellsten aller lebenden französischen Maler. — Aber nur ein Deutscher kann den Don Quixote ganz verstehen, und Das fühlte ich dieser Tage in erfreutester Seele, als ich an den Fenstern eines Bilderladens auf dem Boulevard Montmartre ein Blatt sah, welches den edlen Manchaner in seinem Studierzimmer darstellt und nach Adolf Schröter, einem großen Meister, gezeichnet ist.

Geschrieben zu Paris, im Karneval 1837.

Heinrich Heine.

Vorwort

zu

A. Weill's „Sittengemälden aus dem elsässischen Volksleben."

(1847.)

Herr A. Weill, der Verfasser der elsässischen Idyllen, denen wir einige Geleitzeilen widmen, behauptet, dass er der Erste gewesen, der dieses Genre auf den deutschen Büchermarkt gebracht. Es hat mit dieser Behauptung vollkommen seine Richtigkeit, wie uns Freunde versichern, die sich zugleich dahin aussprechen, als habe der erwähnte Autor nicht bloß die ersten, sondern auch die besten Dorfnovellen geschrieben. Unbekanntschaft mit den Meisterwerken der Tagesschriftstellerei jenseits des Vater Rheins hindert uns, hierüber ein selbständig eignes Urtheil zu fällen.

Dem Genre selbst, der Dorfnovellistik, möchten wir übrigens keine bedeutende Stellung in der Literatur anweisen, und was die Priorität der Hervorbringung betrifft, so überschätzen wir eben-

falls nicht dieses Verdienst. Die Hauptsache ist und bleibt, dass die Arbeit, die uns vorliegt, in ihrer Art gut und gelungen ist, und in dieser Beziehung zollen wir ihr das ehrlichste Lob und die freundlichste Anerkennung.

Herr Weill ist freilich keiner jener Dichter, die mit angeborener Begabnis für plastische Gestaltung ihre stillsinnig harmonische Kunstgebilde schaffen, aber er besitzt dagegen in übersprudelnder Fülle eine seltene Ursprünglichkeit des Fühlens und Denkens, ein leicht erregbares, enthusiastisches Gemüth und eine Lebhaftigkeit des Geistes, die ihm im Erzählen und Schildern ganz wunderbar zu Statten kommt und seinen literarischen Erzeugnissen den Charakter eines Naturprodukts verleiht. Er ergreift das Leben in jeder momentanen Äußerung, er ertappt es auf der That, und er selbst ist, so zu sagen, ein passioniertes Daguerreotyp, das die Erscheinungswelt mehr oder minder glücklich und manchmal, nach den Launen des Zufalls, poetisch abspiegelt. Dieses merkwürdige Talent, oder, besser gesagt, dieses Naturell bekundet sich auch in den übrigen Schriften des Herrn Weill, namentlich in seinem jüngsten Geschichtsbuche über den Bauernkrieg und in seinen sehr interessanten, sehr pikanten und sehr tumultuarischen Aufsätzen, wo er für die

große Sache unſerer Gegenwart aufs löblich tollſte Partei ergreift. Hier zeigt ſich unſer Autor mit allen ſeinen ſocialen Tugenden und äſthetiſchen Gebrechen; hier ſehen wir ihn in ſeiner vollen agitatoriſchen Pracht und Lückenhaftigkeit. Hier iſt er ganz der zerriſſene, europamüde Sohn der Bewegung, der die Unbehagniſſe und Ekelthümer unſerer heutigen Weltordnung nicht mehr zu ertragen weiß, und hinausgaloppiert in die Zukunft, auf dem Rücken einer Idee . . .

Ja, ſolche Menſchen ſind nicht allein die Träger einer Idee, ſondern ſie werden ſelbſt davon getragen, und zwar als gezwungene Reiter ohne Sattel und Zügel: ſie ſind gleichſam mit ihrem nackten Leibe feſtgebunden an die Idee, wie Mazeppa an ſeinem wilden Roſſe auf den bekannten Bildern des Horace Vernet — ſie werden davon fortgeſchleift, durch alle fürchterliche Konſequenzen, durch alle Steppen und Einöden, über Stock und Stein — das Dornengeſtrüppe zerfleiſcht ihre Glieder — die Waldesbeſtien ſchnappen nach ihnen im Vorüberjagen — ihre Wunden bluten — Wo werden ſie zuletzt anlangen? Unter doniſchen Koſaken, wie auf dem Vernet'ſchen Bilde? Oder an dem Goldgitter der glückſeligen Gärten, wo da wandeln jene Götter . . .

Wer ſind jene Götter?

Ich weiß nicht, wie ſie heißen, jedoch die großen Dichter und Weiſen aller Jahrhunderte haben ſie längſt verkündigt. Sie ſind jetzt noch geheimnisvoll verhüllt; aber in ahnenden Träumen wage ich es zuweilen, ihren Schleier zu lüften, und alsdann erblicke ich . . . Ich kann es nicht ausſprechen, denn bei dieſem Anblick durchzuckt mich immer ein ſtolzer Schreck, und er lähmt meine Zunge. Ach! ich bin ja noch ein Kind der Vergangenheit, ich bin noch nicht geheilt von jener knechtiſchen Demuth, jener knirſchenden Selbſtverachtung, woran das Menſchengeſchlecht ſeit anderthalb Jahrtauſenden ſiechte, und die wir mit der abergläubiſchen Muttermilch eingeſogen . . . Ich darf es nicht ausſagen, was ich geſchaut . . . Aber unſere geſünderen Nachkommen werden in freudigſter Ruhe ihre Göttlichkeit betrachten, bekennen und behaupten. Sie werden die Krankheit ihrer Väter kaum begreifen können. Es wird ihnen wie ein Märchen klingen, wenn ſie hören, daſs weiland die Menſchen ſich alle Genüſſe dieſer Erde verſagten, ihren Leib kaſteiten und ihren Geiſt verdumpften, Mädchenblüthen und Jünglingsſtolz abſchlachteten, beſtändig logen und greinten, das abgeſchmackteſte Elend duldeten . . . ich brauche wohl nicht zu ſagen, w e m zu Gefallen!

In der That, unsere Enkel werden ein Ammenmärchen zu vernehmen meinen, wenn man ihnen erzählt, was wir geglaubt und gelitten! Und sie werden uns sehr bemitleiden! Wenn sie einst, eine freudige Götterversammlung, in ihren Tempelpalästen sitzen, um den Altar, den sie sich selber geweiht haben, und sich von alten Menschheitsgeschichten unterhalten, die schönen Enkel, dann erzählt vielleicht einer der Greise, dass es ein Zeitalter gab, in welchem ein Todter als Gott angebetet und durch ein schauerliches Leichenmahl gefeiert ward, wo man sich einbildete, das Brot, welches man esse, sei sein Fleisch, und der Wein, den man trinke, sei sein Blut. Bei dieser Erzählung werden die Wangen der Frauen erbleichen und die Blumenkränze sichtbar erbeben auf ihren schönlockichten Häuptern. Die Männer aber werden neuen Weihrauch auf den Herd-Altar streuen, um durch Wohlduft die düsteren, unheimlichen Erinnerungen zu verscheuchen.

Geschrieben zu Paris, am Charfreitage 1847.

Heinrich Heine.

Thomas Reynolds.

(November 1841.)

Waverley von Walter Scott ist männiglich bekannt, und während dieser Roman die rohe Menge durch stoffartiges Interesse unterhält, entzückt er den gebildeten Leser durch die Behandlung, durch eine Form, welche an Einfachheit unvergleichbar ist, und dennoch den größten Reichthum an Entfaltungen darbietet. An diese unübertreffliche, ergiebige Form erinnerte uns das Buch, das unserer heutigen Besprechung vorliegt und von den hier lebenden Landsleuten des Verfassers so verschiedenartig beurtheilt wird. Es ist voriges Jahr zugleich in London bei Longman und hier in Paris in der englischen Buchhandlung der Rue neuve St. Augustin erschienen und führt den Titel: „The life of Thomas Reynolds, Esq., by his son Thomas Reynolds.“ Sonderbar! die oberwähnte Form, welche Scott

dem feinsten Kalkul seines künstlerischen Talents verdankte, findet sich auch in diesem Buche, aber als ein Produkt der Natur, als ein ganz unmittelbares Ergebnis des Stoffes. Letzterer ist hier, ganz wie in dem Scott'schen Roman, eine verunglückte Empörung, und wie bei dem Schilderheben der schottischen Hochländer, sehen wir auch hier in dem irischen Aufstand einen etwas schwachmüthigen Helden, der fast passiv von den Ereignissen hin und her geschleudert wird; nur dass der große Dichter seinem Waverley durch die liebenswürdigsten Ausschmückungen die Sympathie der Leserwelt aufs reichlichste zuwandte, was leider der Biograph des Thomas Reynolds für Diesen nicht thun konnte, eben weil er keinen Roman, sondern eine wahre Geschichte schrieb. Ja, er beschrieb das Leben seines Helden mit einer so unerquicksamen Wahrheitsliebe, er berichtete die peinlichsten Thatsachen in einer so grellen Nacktheit, dass den Leser dabei manchmal eine fast schauerliche Missstimmung anwandelt. Es ist der Sohn, welcher hier das treue Bild seines Vaters zeichnet, aber selbst die unschönen Züge desselben so sehr liebt, dass er sie durch keine erlogene Zuthat idealisieren und somit dem ganzen Porträt seine theure Ähnlichkeit rauben will. Er besitzt eine so hohe Meinung von dem Charakter

seines Vaters, daſs er es verschmäht, selbst die unrühmlichsten Handlungen einigermaßen zu verblümen; diese sind für ihn nur betrübsame Konsequenzen einer falschen Position, nicht des Willens. Es herrscht ein schrecklicher Stolz in diesem Buche, Nichts soll verheimlicht, Nichts soll bemäntelt werden; aber die Umstände, die seinen Vater in die verhängnisvollste Lage hineintrieben, die Motive seines Thuns und Lassens, die Verleumdungen des Parteigrolls will der Sohn beleuchten; und nach solcher Beleuchtung kann man in der That nicht mehr ein hartes Verdammnisurtheil fällen über den Mann, welcher der revolutionären Sippschaft in Irland gegenüber eine gar gehässige Rolle spielte, aber jedenfalls, wir müssen es gestehen, seinem Vaterland einen großen Dienst leistete; denn die Häupter der Verschwörung hatten nichts Geringeres im Sinne, als mit Hilfe einer französischen Invasion Irland ganz loszureißen von dem großbritannischen Staatsverbande, der zwar damals, in den neunziger Jahren, wie noch jetzt, sehr drückend und jammervoll auf dem irländischen Volk lastete, ihm aber einst die unberechenbarsten Vortheile bieten wird, sobald die kleinen mittelalterlichen Zwiste geschlichtet, und Irland, Schottland und England auch geistig zu einem organischen Ganzen verschmolzen sein werden. Ohne

ſolche Verſchmelzung würden die Irländer eine ſehr klägliche Rolle ſpielen in dem nächſten europäiſchen Völkerturnier; denn in allen Ländern, nach dem Beiſpiel Frankreichs, ſuchen die nachbarlichen und ſprachverwandten Stämme ſich zu vereinigen. Es bilden ſich große, kompakte Staatenmaſſen, und wenn einſt dieſe koloſſalen Kämpen mit einander in die Schranken treten, ſtreitend um die Welthegemonie, dann wird der beſte Patriot in Dublin keinen Augenblick daran zweifeln, daſs Thomas Reynolds ſeinem Lande einen großen Dienſt leiſtete, als er die Plane der Verſchwörung, die Irland von England trennen wollten, verrieth und mit ſeinem Zeugnis gegen ſie auftrat. Zu dieſer Stunde aber iſt ſolche tolerante Beurtheilung noch unmöglich in dem grünen Erin, wo die zwei feindlichen Parteien, die proteſtantiſch brittiſche und die katholiſch nationale, noch immer ſo grimmig und trotzig ſich gegenüber ſtehen wie in den neunziger Jahren, ja wie ſeit Wilhelm von Oranien, der den ſogenannten Orange-Men ſeinen Namen hinterließ und von den Gegnern noch heute unerbittlich gehaſſt wird; während Erſtere bei ihren Feſtmahlen dem Andenken König Wilhelm's die freudigſten Toaſte bringen, trinken Letztere auf die Geſundheit der

ſtetigen Stute, durch welche König Wilhelm den Hals brach.

Müſſen wir aber auf die Zukunft verweiſen, um Das, was Thomas Reynolds that, nothdürftig zu beſchönigen, müſſen wir, um ſein Thun zu entſchuldigen, unſere wärmſten Gefühle zurückdrängen, ſo können wir doch ſchon jetzt und mit freiem Herzen den ſchlimmſten Anklagen widerſprechen, und wir ſind davon überzeugt, daſs die Motive ſeiner That keineswegs ſo häſslich waren, wie ſeine Feinde glaubten, daſs er zwar die Verſchwörung aufdeckte, keineswegs aber an den Perſonen der Verſchwörer einen Verrath übte, am allerwenigſten an der Perſon des vortrefflichen Lord Edward Fitzgerald, wie Thomas Moore in der Biographie Deſſelben unredlicherweiſe behauptete. Der Sohn hat bis zur Augenſcheinlichkeit bewieſen, daſs kein Geldvortheil ſeinen Vater veranlaſſt haben konnte, die Partei der Regierung zu ergreifen, die im Gegentheil Wenig für ihn that und ihn für die Verluſte nur kärglich entſchädigte. In dieſer Beziehung ſchirmt ihn auch das Zeugnis der vornehmſten Staatsmänner Englands, namentlich des Earl of Chicheſter, des Marquis Cambden und des Lord Caſtlereagh, welche damals an der Spitze der iriſchen Regierung ſtanden. Dieſe rühmen ihn wegen ſeiner

Uneigennützigkeit, erklären sein Betragen für ehrenwerth, versichern ihn ihrer Hochachtung — und wie wenig ich auch diese brittischen Tories liebe, so zweifle ich doch nicht an ihrem Wort, denn ich weiß, sie sind viel zu hochmüthig, als daſs sie für einen bezahlten Verräther öffentlich lügen würden. Sie verachten alle Menschen, und doppelt verachten sie Diejenigen, denen sie Geld gegeben, und gegen Solche sind sie noch wortkarger. Aber nicht bloß die Höchstgestellten, sondern auch viele Landsleute geringeren Ranges sprachen Thomas Reynolds unbedingt frei von der Beschuldigung, als habe Gewinnsucht ihn geleitet. Die Kaufmannsgilde von Dublin erließ an ihn eine Adresse, welche voll ehrender Anerkennung und mit den Schmähungen seiner Feinde einen fast komischen Gegensatz bildet.

Wie Reynolds, der Sohn, durch die genauesten Details und die sinnreichsten Schlussfolgen bis zur Evidenz bewiesen, daſs sein Vater nicht aus Eigennutz die Verschwörung verrieth, so beweist er ebenfalls bis zur Evidenz, daſs er keineswegs an der Person der Verschwörer irgend einen argen Verrath übte, und daſs er, weit entfernt, die Gefangennahme des Lord Fitzgerald veranlasst zu haben, im Gegentheil für die Rettung Desselben die größte Sorge an den Tag legte und ihn auch mit Geld

aufs redlichſte unterſtützte. Die Lebensbeſchreibung Fitzgerald's, die wir der buntfarbigen Feder des Thomas Moore verdanken, ſcheint mehr Dichtung als Wahrheit zu enthalten, und mit Recht muſs der Poet den Unwillen eines Sohnes ertragen, der die Verunglimpfung ſeines Vaters mit den ſchärfſten Stachelreden züchtigt. Thomas Little (wie man Thomas Moore ob ſeiner winzigen Geſtalt zu nennen pflegt) bekommt hier ſehr nachdrücklich die Ruthe und es iſt nicht zu verwundern, daſs das Männchen, das auf die ganze Londoner Preſſe den größten Einfluſs übt, alle ſeine Mittel in Bewegung ſetzte, um das Reynolds'ſche Werk in der öffentlichen Meinung herabzuwürdigen. Sein Held Fitzgerald wird zwar hier von allem romantiſchen Nimbus entkleidet, aber er erſcheint deſshalb nicht minder heroiſch, beſonders bei ſeiner Gefangennahme, und ich will die darauf bezügliche Stelle hier mittheilen.

„Die folgende Erzählung von der Gefangennahme des Lord Edward Fitzgerald erhielt mein Vater von dem Herrn Sirr und dem Herrn Swann; Erſterer iſt noch am Leben und kann berichtigen, wo ich etwa irre. Es war am 18. Mai, als Herr Edward Cooke, damaliger Unterſtaatsſekretär, den Herrn Charles Sirr, Bürgermeiſter (town-mayor), einen wackern, thätigen und verſtändigen Beamten,

zu sich rufen ließ und ihm den Auftrag gab, den andern Tag zwischen 5 und 6 Uhr Abends nach dem Hause eines gewissen Nikolas Murphy zu gehen, welcher Feder- und Bauholzhändler in Thomasstreet; dort fände er den Lord Edward Fitzgerald, den er arretieren solle laut dem Verhaftbefehl, den er ihm einhändigte. Herr Sirr traf schon denselben Abend hierzu die nothwendigen Anstalten, und den nächsten Morgen besprach er sich über seinen Auftrag mit dem Herrn Swann und einem gewissen Herrn Ryan, zwei Magistratspersonen, denen er das höchste Vertrauen schenkte, und deren Mithilfe er in Anspruch nahm. Herr Ryan war damals Herausgeber einer Zeitung, worin einige sehr schmähsüchtige Ausfälle gegen Lord Edward abgedruckt worden, welche Letztern mit großem Hass gegen Herrn Ryan erfüllten. Herr Sirr besorgte neun Mann von der Londonderry-Miliz, sämmtlich wohluniformiert. Herr Stirling, jetzt Konsul zu Genua, und Dr. Bankhead, Beide Officiere jenes Regiments, begleiteten sie, ebenfalls in Uniform.

„Es ist eine merkwürdige Thatsache, dass Lord Edward erst in der Nacht am 18. Mai nach dem Hause des Murphy ging, und dass der Staatssekretär, noch ehe er hinging, von seiner Absicht,

dorthin zu gehen, so sicher unterrichtet war, dass er schon des Nachmittags dem Herrn Sirr die Instruktion und den Verhaftsbefehl geben konnte, also acht bis zehn Stunden vor Lord Edward's Ankunft.

„Die Herren Sirr, Swann und Ryan nebst ihren Genossen begaben sich in zwei Miethkutschen nach dem Hause des Murphy; Herr Sirr sorgte auch dafür, dass eine starke Kompagnie Militär, gleichzeitig aus der Kaserne abmarschierend, unmittelbar nach der Ankunft der Kutschen vor dem Hause des Murphy anlangen konnte, um ihn und seine Leute gegen den Pöbel zu schützen, der sich in jenem Viertel von Dublin sehr leicht zu einem bedeutenden Auflauf versammelt. Sobald er ankam, wusste Herr Sirr seine neun Mann so aufzustellen, dass sie alle Eingänge besetzten, sowohl Seiten- als Hinterthüren. Während er diese Vorrichtung traf, eilten Herr Swann und Herr Ryan die Treppe hinauf, da im Erdgeschoss nur Komptoirstuben und Waarenlager befindlich. Im ersten Gemach sahen sie Niemand, aber den Speisesaal schien man eben verlassen zu haben, da sich auf der Tafel noch Überbleibsel von Dessert und Weinen befanden. Sie erreichten hastig das zweite Gemach, ohne jedoch irgend eines Menschen ansichtig zu werden; sie öffneten dort die Thür eines Schlaf-

zimmers, welche weder verſchloſſen noch verriegelt war; in dieſem Zimmer endlich ſtand Murphy am Fenſter der Straße zu, ein Papier in der Hand haltend, welches er eben zu leſen ſchien, und auf dem Bette lag Lord Edward Fitzgerald, halb entkleidet. Auf einem Stuhle neben dem Bette lag ein Käſtchen mit Taſchenpiſtolen; Herr Swann eilte gleich darauf zu, und, ſich zwiſchen den Stuhl und das Bett drängend, rief er: „Lord Edward Fitzgerald, Ihr ſeid mein Gefangener, denn wir kommen mit ſtarkem Geleit, und jeder Widerſtand iſt nutzlos!“ Lord Edward ſprang empor, und mit einem zweiſchneidigen Dolch, welchen er irgend neben ſich verborgen gehalten, ſtach er nach der Bruſt des Herrn Swann; Dieſer wollte mit der Hand den Stich abwehren, und ſie ward durchſtochen am Knöchel des Zeigefingers, dergeſtalt, daſs die Hand im buchſtäblichen Sinn einen Augenblick an ſeiner Bruſt feſtgeheftet blieb. Der Dolch drang nämlich in eine Seite ſeiner Bruſt, und die Rippen hindurch kam er hinten am Schulterblatt wieder zum Vorſchein. Herr Ryan ſtürzte jetzt herbei, feuerte ein Piſtol auf Lord Edward ab, und ſchoſs fehl. Lord Edward, welcher ihn kannte, rief: „Ryan, du Elender!“ (Ryan, you villain!) und indem er den Dolch, deſſen Griff er noch immer in Händen

hielt, aus Herrn Swann's Bruſt herausriſs, ſtach er damit Herrn Ryan in die Herzgrube, und, die Waffe wieder zurückziehend, ſchlitzte er ihm mit der Schneide den Bauch auf bis am Nabel. Die Herren Swann und Ryan hatten Beide Lord Edward um den Leib gefaſſt, und da Derſelbe noch unverwundet, ſuchte er durch die Thüre zu entkommen, wo Herr Ryan ihn endlich losließ, indem er mit den heraushängenden Gedärmen zu Boden ſtürzte, aber Herr Swann hielt ihn noch feſt. Im Vorzimmer neben der Thür war eine Leiter, welche nach dem Söller führte und einen Ausgang nach dem Dache bot. Dieſe Vorkehrung war getroffen, um im Fall der Noth die Flucht zu fördern, und auf dieſem Wege wollte Lord Edward entfliehen; jedoch Herr Swann, welcher ſich mit ſeinem ganzen Gewicht an ihm feſthing, hinderte ihn, die Leiter zu erſteigen, und, um ſich von dieſer Laſt zu befreien, erhub er eben ſeinen Arm und wollte ihn mit dem Dolche, den er noch in Händen, aufs Neue durchſtoßen. Alles Dies ereignete ſich in weniger als einer Minute. Mittlerweile aber war das Militär aus der Kaſerne angelangt, und nachdem Herr Sirr daſſelbe gehörig poſtiert, eilte er ins Haus und die Treppe hinauf, wo er ſchießen hörte, und mit einem Piſtol in der Hand erreichte

er das Zimmer eben in dem Augenblick, wo Lord Edward seinen Arm erhoben, um Herrn Swann den Gnadenstoß zu geben; er schoss also, ohne sich lange zu bedenken, und traf Lord Edward am Arm, nahe bei der Schulter. Der Arm sank ihm machtlos, und Lord Edward war gefangen.

„Es bietet sich hier die ganz natürliche Frage: was that unterdessen Murphy, der Hauswirth, ein Mann in der Blüthe seines Alters und seiner Kraft, und dessen Schutz sich Lord Edward anvertraut hatte? Er blieb ein schweigender Zuschauer des ganzen Auftritts, obgleich Jedem einleuchten muss, dass er durch die geringste Hilfeleistung seinen Gast von Herrn Swann befreien und seine Flucht über das Dach ganz leicht bewirken konnte. Das Fenster, wo Murphy stand, ging nach der Straße, es war keine dreißig Fuß vom Boden entfernt, und die Kutschen konnten bis vierzehn Fuß der Mauer des Hauses sich nahen. Es ist unbegreiflich, dass zwei Miethkutschen mit vierzehn Menschen solchermaßen haltend seine Aufmerksamkeit nicht erregten. Es ist auch unbegreiflich, dass in dem Hause, welches solchen Gast beherbergte, Thür und Thor von oben bis unten unverschlossen und unbewacht geblieben, und keine Seele sich dort befand außer dem Eigenthümer. Der geringste Wink konnte

die Flucht ſichern, ehe Herr Swann die Treppe erſtiegen, eben ſo die geringſte Hilfeleiſtung, nachdem ſchon der Angriff ſtattfand. Vielleicht war alles Dies Zufall. Ich berichte bloß die Begebenheiten, wie ſie meinem Vater erzählt worden von den Herren Sirr und Swann; Erſtern ſprach er ſchon den andern Morgen, den 20., Letztern erſt nach ſeiner Geneſung. Murphy ward verhaftet, aber nicht verhört. Nachdem Lord Edward's Wunde verbunden, ward er ſorgfältig fortgebracht; aber da die Kugel oben in die Bruſt gedrungen und der Brand erfolgte, ſtarb er am 4. Junius. Herrn Ryan's Wunde ließ keinen Augenblick ſeine Erhaltung hoffen; der Tod erfolgte nach einigen Tagen."

Wie über Fitzgerald, enthält das vorliegende Buch auch die intereſſanteſten Mittheilungen über Theobald Wolfe Tone, der in der iriſchen Verſchwörung gleichfalls eine bedeutende Rolle ſpielte und ein eben ſo unglückliches Ende nahm. Er war ein edler Menſch, durchglüht vom Feuer der Freiheitsliebe, und agierte einige Zeit als bevollmächtigter Geſandte der Verſchworenen bei den franzöſiſchen Republikanern. Sein Tagebuch, welches ſein Sohn herausgegeben, enthält merkwürdige Notizen über ſeinen Aufenthalt zu Paris während der Sturm- und Drangperiode der franzöſiſchen Revolution. Nach

Irland kehrte er zurück mit der Expedition, die das Direktorium etwas zu spät dorthin unternahm. Die Erzählung von dieser Expedition, wie sie im vorliegenden Buche umständlich zu lesen, ist höchst bedeutungsvoll und zeigt, welchen schwachen Widerstand eine Landung in England finden würde, wenn sie besser organisiert wäre, als damals. Man glaubt, der Schauplatz sei China, wenn man liest, wie einige hundert Franzosen, kommandiert von General Humbert, mit Übermuth das ganze Land durchstreifen und Tausende von Engländern zu Paaren treiben. Ich kann der Versuchung nicht widerstehen, folgende Stelle mitzutheilen:

„Als der Marquis von Cornwallis am 24. August die Nachricht erhielt von der Landung der Franzosen, gab er dem Generallieutenant Lake Befehl, sich nach Galway zu begeben, um das Kommando der sich in Connaught versammelnden Truppen zu übernehmen. Dieser General begab sich nun mit den Truppen, die er zusammenbringen konnte, nach Castlebar, wo er am 26. anlangte und den Generalmajor Hutchinson fand, der dort am Vorabend eingetroffen. Die solchermaßen zu Castlebar versammelten Truppen bestanden aus 4000 Mann regulärer Soldaten, Yeomen und Landmiliz, begleitet von einem starken Park Artillerie. Der Ge-

neral Humbert (welcher die Franzoſen kommandierte,) verließ Ballina den 26. mit 800 Mann und zwei Feldſchlangen, aber ſtatt der gewöhnlichen Heerſtraße durch Foxford, wo der General Taylor mit einem ſtarken Korps ſtationierte, ſchlug er den Bergweg ein bei Barnageehy, wo nur ein geringer Poſten aufgeſtellt war, und um 7 Uhr Morgens den 27. gelangte er bis auf zwei Meilen in die Nähe von Caſtlebar, und fand dort vor der Stadt die königlich engliſchen Truppen poſtiert in der vortheilhafteſten Poſition. Alles war vereinigt, was dieſen Letztern einen leichten Sieg zu verſprechen ſchien. Sie waren in großer Anzahl, 3 bis 4000 Mann, wohlverſorgt mit Artillerie und Munition, ſie waren friſch und wohlerquickt, während der Feind nur aus 800 Mann beſtand, nur zwei Feldſchlangen beſaß, und durch einen mühſamen und höchſt beſchwerlichen Bergmarſch von etwa 24 Stunden ganz ermüdet und abgemattet war. Die königliche Artillerie, vortrefflich dirigiert durch Kapitän Shortall, that im Anfang den Franzoſen ſehr viel Schaden und hielt ſie einige Zeit zurück; aber Dieſe, als ſie ſahen, daſs ſie nicht lange widerſtehen könnten, wenn ſie dem wohlgeleiteten Kanonenfeuer der Engländer zu viel Fronte böten, theilten ſich in kleine Kolonnen und drangen mit ſo ungeſtümem Muthe

vorwärts, daſs in wenigen Minuten die königlichen Truppen zurückwichen und, ergriffen von paniſchem Schrecken, nach allen Richtungen Reißaus nahmen; in äußerſter Verwirrung flohen ſie durch die Stadt und nahmen den Weg nach Tuam, einem Ort, der 30 Meilen von Caſtlebar entfernt liegt. Aber auch hier, wo ſie in der Nacht anlangten, glaubten ſie ſich noch nicht hinlänglich geborgen, ſie verweilten nur ſo lange, als nothwendig war, um einige Erfriſchungen zu ſich zu nehmen, und ſetzten ihre ſchmähliche Flucht fort nach Athlone, welches 33 Meilen weiter liegt, und wo der Vortrab am Dienstag den 29. um 1 Uhr anlangte. So groß war ihr Schrecken, daſs ſie 36 Meilen weit in 27 Stunden gelaufen! Der Verluſt der königlichen Armee beſtand in 53 Todten, 35 Verwundeten und 279 Gefangenen. Sie verlor gleichfalls zehn Stücke ſchweren Geſchützes und 4 Feldſchlangen. Wie Viel die Franzoſen verloren, iſt nicht bekannt. Die franzöſiſchen Truppen zogen ein in Caſtlebar, wo ſie ungeſtört bis zum 4. September blieben.“

Da aber die erwarteten Hilfstruppen nicht anlangten und überhaupt die ganze Expedition nach einem ſchlechten Plane eingeleitet worden, muſſte ſie am Ende erfolglos ſcheitern. Wolfe Tone, welcher bei dieſer Gelegenheit den Engländern in die Hände

fiel, ward vor ein Kriegsgericht gestellt und zum Strange verurtheilt. Der arme Schelm, er fürchtete den Tod nicht, auf dem Grèveplatz zu Paris hatte er genug Hinrichtungen mit angesehen, aber er war nur an Guillotiniertwerden gewöhnt und hegte eine unüberwindliche Antipathie gegen das hängende Verfahren. Vergebens bat er, dass man ihn wenigstens erschießen möge, welche Todesart ihm mit größerem Recht gebühre, da er ein französisches Officierspatent besäße und als Kriegsgefangener zu betrachten sei. Nein, man gab seiner Bitte kein Gehör, und aus Abscheu vor dem Hängen schnitt sich der Unglückliche im Gefängnis die Kehle ab.

Von Milde war bei der englischen Regierung keine Rede zur Zeit der irischen Rebellion. Ich bin kein Freund der Guillotine und hege eben kein besonderes Vorurtheil gegen das Hängen, aber ich muss bekennen, in der ganzen französischen Revolution sind kaum solche Greuel verübt worden, wie sich deren das englische Militär in Irland zu Schulden kommen ließ. Obgleich ein Anhänger der Regierung, hat doch unser Verfasser diese schändliche Soldatenwirthschaft mit den treuesten Farben geschildert oder vielmehr gebrandmarkt. Gott bewahre uns vor solcher Einquartierung, wie sie auf dem Kastell Kilkea ihren Unfug trieb! Am meisten rührte

mich das Schickſal einer ſchönen Harfe, welche die Engländer mit beſonderm Grimm in Stücke ſchlugen, weil ja die Harfe das Sinnbild Irlands. Auch die blutige Roheit der Aufrührer ſchildert der Verfaſſer mit Unparteilichkeit, und folgende Beſchreibung ihrer Kriegsweiſe trägt das Gepräge der abſcheulichſten Wahrheit.

„Die Art der Heerführung bei den Inſurgenten charakteriſierte ganz dieſe Leute. Sie poſtierten ſich immer auf Anhöhen, die beſonders emporragten, und Das nannten ſie ihr Lager. Ein oder zwei Zelte oder ſonſtiges Gehäuſe diente als Obdach für die Anführer; die Übrigen blieben unter freiem Himmel, Männer und Weiber neben einander ohne Unterſchied, gehüllt in Lumpen oder Bett-Tücher, die Meiſten ohne andere Nachtbedeckung als Das, was ſie am Tage auf dem Leibe trugen. Dieſe Lebensart ward begünſtigt von einem ununterbrochen ſchönen Wetter, wie es in Irland ganz ungewöhnlich iſt. Auch betrachteten ſie dieſen Umſtand als eine beſondere Gunſt der Vorſehung, und man hatte ihnen den Glauben beigebracht, es würde kein Tropfen Regen herabfallen, ehe ſie Meiſter geworden von ganz Irland. In dieſen Lagern, wie man ſich leicht denken kann, unter ſolchen Haufen von rohen, aufruhrſüchtigen Menſchen, herrſchte die ſchrecklichſte

Wirrnis und Unfug jeder Art. Wenn ein Mann des Nachts im gesundesten Schlaf lag, stahl man ihm seine Flinte oder sonstigen Effekten. Um sich gegen diesen Missstand zu sichern, ward es gebräuchlich, dass man, um zu schlafen, sich immer platt auf den Bauch legte und Hut, Schuhe und Dergleichen sich unter der Brust festband. Die Küche war roh über alle Begriffe; das Vieh wurde niedergeworfen und erschlagen, Jeder riss dann nach Herzenslust ein Stück Fleisch davon ab, ohne es zu häuten, und röstete oder vielmehr brannte es am Lagerfeuer, ganz mit dem Fetzen Fell, das daran hängen geblieben. Den Kopf, die Füße und den Überrest des Gerippes ließ man liegen, und es verfaulte auf demselben Platze, wo man das Thier getödtet. Wenn die Insurgenten kein Leder hatten, nahmen sie Bücher und bedienten sich derselben als Sättel, indem sie das Buch, in der Mitte aufgeschlagen, auf den Rücken des Pferdes legten, und Stricke ersetzten Gurt und Steigbügel. Die großen Foliobände, welche man bei Plünderungen erbeutete, erschienen zu diesem Gebrauch ganz besonders schätzbar. Da man sehr kärglich mit Munition versehen war, nahm man die Zuflucht zu Kieselsteinen oder auch zu Kugeln von gehärtetem Lehm. Die Anführer vermieden es immer, den Feind in der Nacht anzu-

greifen, wenn einiger Widerstand zu erwarten war, und zwar weil ihre Leute nie ordentlich ihren Befehlen Folge leisteten, sondern vielmehr dem eignen Ungestüm und den Eingebungen des Momentes gehorchten. In der Schlacht bewachten sie sich nämlich wechselseitig, da Jeder fürchtete, dass ihn die Andern im Stich lassen möchten im Fall eines Rückzuges, der gewöhnlich sehr schnell und unversehens stattfand; deshalb schlugen sie sich nicht gern des Nachts, wo Keiner auf den Stand seiner Genossen genau Acht haben konnte und immer besorgen musste, dass sie plötzlich, ehe er sich Dessen versehen, Reißaus nähmen (was man make the run nennt) und ihn alsdann in den Händen Derer zurück ließen, die nie Pardon gaben; Keiner traute dem Andern. Es lässt sich behaupten, dass diese Aufrührer sich nie eine rohe Handlung oder Unziemlichkeit gegen Weiber oder Kinder zu Schulden kommen ließen; nur der Brand von Scullabogue und die Behandlung Mackee's und seiner Familie in der Grafschaft Down macht eine Ausnahme; ausgenommen diese wüthende Metzelei, wo auf Geschlecht und Alter nicht mehr geachtet wurde, kenne ich kein Beispiel, dass irgendwo ein Weib von den Rebellen misshandelt worden wäre. Ich fürchte,

wir können ihren Gegnern kein eben ſo rühmliches Zeugnis ertheilen.“

Dieſe Schilderung der Kriegsführung bei den iriſchen Inſurgenten leitete mich auf zwei Bemerkungen, die ich hier in der Kürze mittheilen will. Zunächſt bemerke ich, daſs Bücher bei einem Volksaufſtand ſehr brauchbar ſein können, nämlich als Pferdeſättel, woran unſere revolutionären Thatmänner gewiſs noch nicht dachten, denn ſie würden ſonſt auf alles Bücherſchreiben nicht ſo ungehalten ſein. Und dann bemerke ich, daſs Paddy in einem Kampf mit John Bull immer den Kürzern ziehen und Dieſer ſeine Herrſchaft über Irland nicht ſo leicht einbüßen wird. Iſt etwa der Irländer minder tapfer, als der Engländer? Nein, vielleicht hat er ſogar noch mehr perſönlichen Muth. Aber bei Jenem iſt das Gefühl des Individualismus ſo vorherrſchend, daſs er, der einzeln ſo tapfer, dennoch gar zaghaft und unzuverläſſig iſt in jeder Aſſociation, wo er ſeinem Nebenmann vertrauen und ſich einem Geſammtwillen unterordnen ſoll. Solcher Geiſt des Individualismus iſt vielleicht ein Charakterzug jenes celtiſchen Stammes, der den Kern des iriſchen Volkes bildet. Bei den Bewohnern der Bretagne in Frankreich gewahren wir dieſelbe Erſcheinung, und nicht mit Unrecht hat der geniale Michelet in ſeiner

franzöſiſchen Geſchichte überall darauf hingewieſen, wie jener Charakterzug des Individualismus im Leben und Streben der berühmten Bretonen ſo bedeutungsvoll hervortritt. Sie zeichneten ſich aus durch ein faſt abenteuerliches Ringen des individuellen Geiſtes mit einer konſtituierten Autorität, durch das Geltendmachen der Perſönlichkeit. Der germaniſche Stamm iſt disciplinierbarer und ficht und denkt beſſer in Reih' und Glied, aber er iſt auch empfänglicher für Dienſtbarkeit, als der celtiſche Stamm. Die Verſchmelzung beider Elemente, des germaniſchen und des celtiſchen, wird immer etwas Vortreffliches zu Tage fördern, und England wie Irland werden nicht bloß politiſch, ſondern auch moraliſch gewinnen, ſobald ſie einſt ein einiges, organiſches Ganze bilden.

Ludwig Marcus.

Denkworte.

(Geſchrieben zu Paris, den 22. April 1844.)

Was ist der Grund, warum von den Deutschen, die nach Frankreich herüber gekommen, so Viele in Wahnsinn verfallen? Die Meisten hat der Tod aus der Geistesnacht erlöst; Andere sind in Irrenanstalten gleichsam lebendig begraben; Viele auch, denen ein Funken von Bewusstsein geblieben, suchen ihren Zustand zu verbergen, und gebärden sich halbweg vernünftig, um nicht eingesperrt zu werden. Dies sind die Pfiffigen; die Dummen können sich nicht lange verstellen. Die Anzahl Derer, die mit mehr oder minder lichten Momenten an dem finstern Übel leiden, ist sehr groß, und man möchte fast behaupten, der Wahnsinn sei die Nationalkrankheit der Deutschen in Frankreich. Wahrscheinlich bringen wir den Keim des Gebrestens mit über den Rhein, und auf dem hitzigen Boden, dem glühenden As-

phaltpflaster der hiesigen Gesellschaft, gedeiht rasch zur blühendsten Verrücktheit, was in Deutschland lebenslang nur eine närrische Krüppelpflanze geblieben wäre. Oder zeugt es schon von einem hohen Grade des Wahnwitzes, dass man das Vaterland verließ, um in der Fremde „die harten Treppen“ auf und ab zu steigen, und das noch härtere Brot des Exils mit seinen Thränen zu feuchten? Man muss jedoch bei Leibe nicht glauben, als seien es excentrische Sturm- und Drangnaturen, oder gar Freunde des Müßiggangs und der entfesselten Sinnlichkeit, die sich hier in die Abgründe des Irrsinns verlieren — nein, dieses Unglück betraf immer vorzugsweise die honorabelsten Gemüther, die fleißigsten und enthaltsamsten Geschöpfe.

Zu den beklagenswerthesten Opfern, die jener Krankheit erlagen, gehört auch unser armer Landsmann Ludwig Marcus. Dieser deutsche Gelehrte, der sich durch Fülle des Wissens eben so rühmlich auszeichnete, wie durch hohe Sittlichkeit, verdient in dieser Beziehung, dass wir sein Andenken durch einige Worte ehren.

Seine Familienverhältnisse und das ganze Detail seiner Lebensumstände sind uns nie genau bekannt gewesen. Soviel ich weiß, ist er geboren zu Dessau im Jahre 1798, von unbemittelten Eltern,

die dem gottesfürchtigen Kultus des Judenthums anhingen. Er kam Anno 1820 nach Berlin, um Medicin zu studieren, verließ aber bald diese Wissenschaft. Dort zu Berlin sah ich ihn zuerst, und zwar im Kollegium von Hegel, wo er oft neben mir saß und die Worte des Meisters gehörig nachschrieb. Er war damals zweiundzwanzig Jahre alt, doch seine äußere Erscheinung war Nichts weniger als jugendlich. Ein kleiner schmächtiger Leib, wie der eines Jungen von acht Jahren, und im Antlitz eine Greisenhaftigkeit, die wir gewöhnlich mit einem verbogenen Rückgrat gepaart finden. Eine solche Missförmlichkeit aber war nicht an ihm zu bemerken, und eben über diesen Mangel wunderte man sich. Diejenigen, welche den verstorbenen Moses Mendelssohn persönlich gekannt, bemerkten mit Erstaunen die Ähnlichkeit, welche die Gesichtszüge des Marcus mit denen jenes berühmten Weltweisen darboten, der sonderbarerweise ebenfalls aus Dessau gebürtig war. Hätten sich die Chronologie und die Tugend nicht allzubestimmt für den ehrwürdigen Moses verbürgt, so könnten wir auf einen sehr frivolen Gedanken gerathen.

Aber dem Geiste nach war Marcus wirklich ein ganz naher Verwandter jenes großen Reformators der deutschen Juden, und in seiner Seele

wohnte ebenfalls die größte Uneigennützigkeit, der duldende Stillmuth, der bescheidene Rechtsinn, lächelnde Verachtung des Schlechten, und eine unbeugsame, eiserne Liebe für die unterdrückten Glaubensgenossen. Das Schicksal derselben war, wie bei jenem Moses, auch bei Marcus der schmerzlich glühende Mittelpunkt aller seiner Gedanken, das Herz seines Lebens. Schon damals in Berlin war Marcus ein Polyhistor, er stöberte in allen Bereichen des Wissens, er verschlang ganze Bibliotheken, er verwühlte sich in allen Sprachschätzen des Alterthums und der Neuzeit, und die Geographie, im generellsten wie im partikularsten Sinne, war am Ende sein Lieblingsstudium geworden; es gab auf diesem Erdball kein Faktum, keine Ruine, kein Idiom, keine Narrheit, keine Blume, die er nicht kannte — aber von allen seinen Geisteserkursionen kam er immer gleichsam nach Hause zurück zu der Leidensgeschichte Israel's, zu der Schädelstätte Jerusalem's und zu dem kleinen Väterdialekt Palästina's, um dessentwillen er vielleicht die semitischen Sprachen mit größerer Vorliebe als die andern betrieb. Dieser Zug war wohl der hervorstechend wichtigste im Charakter des Ludwig Marcus, und er giebt ihm seine Bedeutung und sein Verdienst; denn nicht bloß das Thun, nicht bloß die Thatsache

der hinterlassenen Leistung giebt uns ein Recht auf ehrende Anerkennung nach dem Tode, sondern auch das Streben selbst, und gar besonders das unglückliche Streben, das gescheiterte, fruchtlose, aber großmüthige Wollen.

Andere werden vielleicht das erstaunliche Wissen, das der Verstorbene in seinem Gedächtnis aufgestapelt hatte, ganz besonders rühmen und preisen; für uns hat dasselbe keinen sonderlichen Werth. Wir konnten überhaupt diesem Wissen, ehrlich gestanden, niemals Geschmack abgewinnen. Alles, was Marcus wusste, wusste er nicht lebendig organisch, sondern als todte Geschichtlichkeit, die ganze Natur versteinerte sich ihm, und er kannte im Grunde nur Fossilien und Mumien. Dazu gesellte sich eine Ohnmacht der künstlerischen Gestaltung, und wenn er Etwas schrieb, war es ein Mitleid, anzusehen, wie er sich vergebens abmühte, für das Darzustellende die nothdürftigste Form zu finden. Ungenießbar, unverdaulich, abstrus waren daher die Artikel und gar die Bücher, die er geschrieben.

Außer einigen linguistischen, astronomischen und botanischen Schriften, hat Marcus eine Geschichte der Vandalen in Afrika, und in Verbindung mit dem Professor Duisberg eine nordafrikanische Geographie herausgegeben. Er hinterlässt in Manuskript

ein ungeheuer großes Werk über Abyſſinien, welches ſeine eigentliche Lebensarbeit zu ſein ſcheint, da er ſich ſchon zu Berlin mit Abyſſinien beſchäftigt hatte. Nach dieſem Lande zogen ihn wohl zunächſt die Unterſuchungen über die Falaſchas, einen jüdiſchen Stamm, der lange in den abyſſiniſchen Gebirgen ſeine Unabhängigkeit bewahrt hat. Ja, obgleich ſein Wiſſen ſich über alle Weltgegenden verbreitete, ſo wuſſte Marcus doch am beſten Beſcheid hinter den Mondgebirgen Äthiopiens, an den verborgenen Quellen des Nil's, und ſeine größte Freude war, den Bruce oder gar den Haſſelquiſt auf Irrthümern zu ertappen. Ich machte ihn einſt glücklich, als ich ihn bat, mir aus arabiſchen und talmudiſchen Schriften Alles zu kompilieren, was auf die Königin von Saba Bezug hat. Dieſer Arbeit, die ſich vielleicht noch unter meinen Papieren befindet, verdanke ich es, daſs ich noch zu heutiger Stunde weiß, weſshalb die Könige von Abyſſinien ſich rühmen, aus dem Stamme David entſproſſen zu ſein: ſie leiten dieſe Abſtammung von dem Beſuch her, den ihre Ältermutter, die beſagte Königin von Saba, dem weiſen Salomon zu Jeruſalem abgeſtattet. Wie ich aus beſagter Kompilation erſah, iſt dieſe Dame gewiſs eben ſo ſchön geweſen wie die Helena von Sparta. Jedenfalls hat ſie ein

ähnliches Schickſal nach dem Tode, da es verliebte Rabbiner giebt, die ſie durch kabbaliſtiſche Zauberkunſt aus dem Grabe zu beſchwören wiſſen; nur ſind ſie manchmal übel daran mit der beſchworenen Schönen, die den großen Fehler hat, daſs ſie, wo ſie ſich einmal hingeſetzt, gar zu lange ſitzen bleibt. Man kann ſie nicht los werden.

Ich habe bereits angedeutet, daſs irgend ein Intereſſe der jüdiſchen Geſchichte immer letzter Grund und Antrieb war bei den gelehrten Arbeiten des ſeligen Marcus; in wie weit Dergleichen auch bei ſeinen abyſſiniſchen Studien der Fall war, und wie auch dieſe ihn ganz frühzeitig in Anſpruch genommen, ergiebt ſich unabweisbar aus einem Artikel, den er ſchon damals zu Berlin in der „Zeitſchrift für Kultur und Wiſſenſchaft des Judenthums“ abdrucken ließ. Er behandelte nämlich darin die Beſchneidung bei den Abyſſinierinnen. Wie herzlich lachte der verſtorbene Gans, als er mir in jenem Aufſatze die Stelle zeigte, wo der Verfaſſer den Wunſch ausſprach, es möchte Jemand dieſen Gegenſtand bearbeiten, der demſelben beſſer gewachſen ſei.

Die äußere Erſcheinung des kleinen Mannes, die nicht ſelten zum Lachen reizte, verhinderte ihn jedoch keineswegs, zu den ehrenwertheſten Mitgliedern jener Geſellſchaft zu zählen, welche die oben

erwähnte Zeitschrift herausgab, und eben unter dem Namen: „Verein für Kultur und Wissenschaft des Judenthums“ eine hochfliegend große, aber unausführbare Idee verfolgte. Geistbegabte und tiefherzige Männer versuchten hier die Rettung einer längst verlornen Sache, und es gelang ihnen höchstens, auf den Wahlstätten der Vergangenheit die Gebeine der ältern Kämpfer aufzufinden. Die ganze Ausbeute jenes Vereins besteht in einigen historischen Arbeiten, in Geschichtsforschungen, worunter namentlich die Abhandlungen des Dr. Zunz über die spanischen Juden im Mittelalter zu den Merkwürdigkeiten der höhern Kritik gezählt werden müssen.

Wie dürfte ich von jenem Vereine reden, ohne dieses vortrefflichen Zunz zu erwähnen, der in einer schwankenden Übergangsperiode immer die unerschütterlichste Unwandelbarkeit offenbarte, und trotz seinem Scharfsinn, seiner Skepsis, seiner Gelehrsamkeit, dennoch treu blieb dem selbst gegebenen Worte, der großmüthigen Grille seiner Seele. Mann der Rede und der That, hat er geschaffen und gewirkt, wo Andere träumten und muthlos hinsanken.

Ich kann nicht umhin, auch hier meinen lieben Bendavid zu erwähnen, der mit Geist und Charakterstärke eine großartig urbane Bildung vereinigte und, obgleich schon hochbejahrt, an den jugendlichsten

Irrgedanken des Vereins Theil nahm. Er war ein Weiser nach antikem Zuschnitt, umflossen vom Sonnenlicht griechischer Heiterkeit, ein Standbild der wahrsten Tugend, und pflichtgehärtet wie der Marmor des kategorischen Imperativs seines Meisters Immanuel Kant. Bendavid war Zeit seines Lebens der eifrigste Anhänger der Kantischen Philosophie, für diese litt er in seiner Jugend die größten Verfolgungen, und dennoch wollte er sich nie trennen von der alten Gemeinde des mosaischen Bekenntnisses, er wollte nie die äußere Glaubenskokarde ändern. Schon der Schein einer solchen Verleugnung erfüllte ihn mit Widerwillen und Ekel. Lazarus Bendavid war, wie gesagt, ein eingefleischter Kantianer, und ich habe damit auch die Schranken seines Geistes angedeutet. Wenn wir von Hegel'scher Philosophie sprachen, schüttelte er sein kahles Haupt und sagte, Das sei Aberglaube. Er schrieb ziemlich gut, sprach aber viel besser. Für die Zeitschrift des Vereins lieferte er einen merkwürdigen Aufsatz über den Messiasglauben bei den Juden, worin er mit kritischem Scharfsinn zu beweisen suchte, dass der Glaube an einen Messias durchaus nicht zu den Fundamentalartikeln der jüdischen Religion gehöre, und nur als zufälliges Beiwerk zu betrachten sei.

Das thätigste Mitglied des Vereins, die eigentliche Seele desselben, war M. Moser, der vor einigen Jahren starb, aber schon im jugendlichsten Alter nicht bloß die gründlichsten Kenntnisse besaß, sondern auch durchglüht war von dem großen Mitleid für die Menschheit, von der Sehnsucht, das Wissen zu verwirklichen in heilsamer That. Er war unermüdlich in philanthropischen Bestrebungen, er war sehr praktisch, und hat in scheinloser Stille an allen Liebeswerken gearbeitet. Das große Publikum hat von seinem Thun und Schaffen Nichts erfahren, er focht und blutete inkognito, sein Name ist ganz unbekannt geblieben, und steht nicht eingezeichnet in dem Adreßkalender der Selbstaufopferung. Unsere Zeit ist nicht so ärmlich, wie man glaubt; sie hat erstaunlich viele solcher anonymen Märtyrer hervorgebracht.

Der Nekrolog des verstorbenen Marcus leitete mich unwillkürlich zu dem Nekrolog des Vereins, zu dessen ehrenwertheſten Mitgliedern er gehörte, und als dessen Präsident der schon erwähnte, jetzt ebenfalls verstorbene Eduard Gans sich geltend machte. Dieser hochbegabte Mann kann am wenigsten in Bezug auf bescheidene Selbstaufopferung, auf anonymes Märtyrerthum gerühmt werden. Ja, wenn auch seine Seele sich rasch und weit erschloß

für alle Heilsfragen der Menschheit, so ließ er doch selbst im Rausche der Begeisterung niemals die Personalinteressen außer Acht. Eine witzige Dame, zu welcher Gans oft des Abends zum Thee kam, machte die richtige Bemerkung, dass er während der eifrigsten Diskussion und trotz seiner großen Zerstreutheit dennoch, nach dem Teller der Butterbröte hinlangend, immer diejenigen Butterbröte ergreife, welche nicht mit gewöhnlichem Käse, sondern mit frischem Lachs bedeckt waren.

Die Verdienste des verstorbenen Gans um deutsche Wissenschaft sind allgemein bekannt. Er war einer der rührigsten Apostel der Hegel'schen Philosophie, und in der Rechtsgelahrtheit kämpfte er zermalmend gegen jene Lakaien des altrömischen Rechts, welche, ohne Ahnung von dem Geiste, der in der alten Gesetzgebung einst lebte, nur damit beschäftigt sind, die hinterlassene Garderobe derselben auszustäuben, von Motten zu säubern, oder gar zu modernem Gebrauche zurecht zu flicken. Gans fuchtelte solchen Servilismus selbst in seiner elegantesten Livrée. Wie wimmert unter seinen Fußtritten die arme Seele des Herrn von Savigny! Mehr noch durch Wort als durch Schrift förderte Gans die Entwickelung des deutschen Freiheitsinnes, er entfesselte die gebundensten Gedanken und riss der

Lüge die Larve ab. Er war ein beweglicher Feuergeist, dessen Witzfunken vortrefflich zündeten, oder wenigstens herrlich leuchteten. Aber den trübsinnigen Ausspruch des Dichters (im zweiten Theile des „Faust“):

„Alt ist das Wort, doch bleibet hoch und wahr der Sinn,
Dass Scham und Schönheit nie zusammen, Hand in Hand,
Den Weg verfolgen über der Erde grünen Pfad.
Tief eingewurzelt wohnt in beiden alter Hass,
Dass, wo sie immer auch des Weges sich
Begegnen, jede der Gegnerin den Rücken kehrt“ —

dieses fatale Wort müssen wir auch auf das Verhältnis der Genialität zur Tugend anwenden, diese beiden leben ebenfalls in beständigem Hader, und kehren sich manchmal verdrießlich den Rücken. Mit Bekümmernis muss ich hier erwähnen, dass Gans in Bezug auf den erwähnten Verein für Kultur und Wissenschaft des Judenthums Nichts weniger als tugendhaft handelte, und sich die unverzeihlichste Felonie zu Schulden kommen ließ. Sein Abfall war um so widerwärtiger, da er die Rolle eines Agitators gespielt und bestimmte Präsidialpflichten

übernommen hatte. Es ist hergebrachte Pflicht, daſs der Kapitän immer der Letzte sei, der das Schiff verläſst, wenn daſselbe scheitert — Gans aber rettete sich selbst zuerst. Wahrlich, in moralischer Beziehung hat der kleine Marcus den großen Gans überragt, und er könnte hier ebenfalls beklagen, daſs Gans seiner Aufgabe nicht besser gewachsen war.

Wir haben die Theilnahme des Marcus an dem Verein für Kultur und Wissenschaft des Judenthums als einen Umstand bezeichnet, der uns wichtiger und denkwürdiger erschien, als all sein stupendes Wissen und seine sämmtlichen gelehrten Arbeiten. Ihm selber mag ebenfalls die Zeit, wo er den Bestrebungen und Illusionen jenes Vereins sich hingab, als die sonnigste Blüthenstunde seines kümmerlichen Lebens erschienen sein. Deſshalb muſste hier jenes Vereines ganz besonders Erwähnung geschehen, und eine nähere Erörterung seines Gedankens wäre wohl nicht überflüssig. Aber der Raum und die Zeit und ihre Hüter gestatten in diesen Blättern keine solche ausgeführte Darstellung, da letztere nicht bloß die religiösen und bürgerlichen Verhältniſse der Juden, sondern auch die aller deistischen Sekten auf diesem Erdball umfassen müsste. Nur so Viel will ich hier aussprechen, daſs der esoterische Zweck jenes Vereins nichts Anderes war,

als eine Vermittlung des historischen Judenthums mit der modernen Wissenschaft, von welcher man annahm, dass sie im Laufe der Zeit zur Weltherrschaft gelangen würde. Unter ähnlichen Umständen zur Zeit des Philo, als die griechische Philosophie allen alten Dogmen den Krieg erklärte, ward in Alexandrien Ähnliches versucht, mit mehr oder minderem Missgeschick. Von schismatischer Aufklärerei war hier nicht die Rede, und noch weniger von jener Emancipation, die in unsern Tagen manchmal so ekelhaft geistlos durchgeträtscht wird, dass man das Interesse dafür verlieren könnte. Namentlich haben es die israelitischen Freunde dieser Frage verstanden, sie in eine wässerig graue Wolke von Langweiligkeit zu hüllen, die ihr schädlicher ist, als das blödsinnige Gift der Gegner. Da giebt es gemüthliche Pharisäer, die noch besonders damit prahlen, dass sie kein Talent zum Schreiben besitzen und dem Apollo zum Trotz für Jehovah die Feder ergriffen haben. Mögen die deutschen Regierungen doch recht bald ein ästhetisches Erbarmen mit dem Publikum haben, und jenen Salbadereien ein Ende machen durch Beschleunigung der Emancipation, die doch früh oder spät bewilligt werden muss.

Ja, die Emancipation wird früh oder spät bewilligt werden müssen, aus Gerechtigkeitsgefühl,

aus Klugheit, aus Nothwendigkeit. Die Antipathie gegen die Juden hat bei den obern Klaſſen keine religiöſe Wurzel mehr, und bei den untern Klaſſen transformiert ſie ſich täglich mehr und mehr in den ſocialen Groll gegen die überwuchernde Macht des Kapitals, gegen die Ausbeutung der Armen durch die Reichen. Der Judenhaſs hat jetzt einen andern Namen, ſogar beim Pöbel. Was aber die Regierungen betrifft, ſo ſind ſie endlich zur hochweiſen Anſicht gelangt, daſs der Staat ein organiſcher Körper iſt, und daſs derſelbe nicht zu einer vollkommenen Geſundheit gelangen kann, ſo lange ein einziges ſeiner Glieder, und ſei es auch nur der kleine Zeh, an einem Gebreſte leidet. Ja, der Staat mag noch ſo keck ſein Haupt tragen und mit breiter Bruſt allen Stürmen trotzen, das Herz in der Bruſt, und ſogar das ſtolze Haupt wird dennoch den Schmerz mitempfinden müſſen, wenn der kleine Zeh an den Hühneraugen leidet — die Judenbeſchränkungen ſind ſolche Hühneraugen an den deutſchen Staatsfüßen.

Und bedächten gar die Regierungen, wie entſetzlich der Grundpfeiler aller poſitiven Religionen, die Idee des Deismus ſelbſt, von neuen Doktrinen bedroht iſt, wie die Fehde zwiſchen dem Wiſſen und dem Glauben überhaupt nicht mehr ein zahmes

Scharmützel, sondern bald eine wilde Todesschlacht sein wird — bedächten die Regierungen diese verhüllten Nöthen, sie müssten froh sein, dass es noch Juden auf der Welt giebt, dass die Schweizergarde des Deismus, wie der Dichter sie genannt hat, noch auf den Beinen steht, dass es noch ein Volk Gottes giebt. Statt sie von ihrem Glauben durch gesetzliche Beschränkungen abtrünnig zu machen, sollte man sie noch durch Prämien darin zu stärken suchen, man sollte ihnen auf Staatskosten ihre Synagogen bauen, damit sie nur hineingehen, und das Volk draußen sich einbilden mag, es werde in der Welt noch Etwas geglaubt. Hütet euch, die Taufe unter den Juden zu befördern. Das ist eitel Wasser und trocknet leicht. Befördert vielmehr die Beschneidung, Das ist der Glauben, eingeschnitten ins Fleisch; in den Geist lässt er sich nicht mehr einschneiden. Befördert die Ceremonie der Denkriemen, womit der Glaube festgebunden wird auf den Arm; der Staat sollte den Juden gratis das Leder dazu liefern, sowie auch das Mehl zu Matzekuchen, woran das gläubige Israel schon drei Jahrtausende knuspert. Fördert, beschleunigt die Emancipation, damit sie nicht zu spät komme und überhaupt noch Juden in der Welt antrifft, die den Glauben ihrer Väter dem Heil ihrer Kinder vorziehen. Es giebt

ein Sprichwort: „Während der Weise sich besinnt, besinnt sich auch der Narr.“

Die vorstehenden Betrachtungen knüpften sich natürlich an die Person, die ich hier zu besprechen hatte, und die, wie ich schon bemerkt, weniger durch individuelle Bedeutung, als vielmehr durch historische und moralische Bezüge, unser Interesse in Anspruch nimmt. Ich kann auch aus eigner Anschauung nur Geringfügiges berichten über das äußere Leben unseres Marcus, den ich zu Berlin bald aus den Augen verlor. Wie ich hörte, war er nach Frankreich gewandert, da er, trotz seines außerordentlichen Wissens und seiner hohen Sittlichkeit, dennoch in den Überbleibseln mittelalterlicher Gesetze ein Hindernis der Beförderung im Vaterlande fand. Seine Eltern waren gestorben, und aus Großmuth hatte er zum Besten seiner hilfsbedürftigern Geschwister auf die Verlassenschaft verzichtet. Etwa fünfzehn Jahre vergingen, und ich hatte lange Nichts mehr gehört, weder von Ludwig Marcus, noch von der Königin von Saba, weder von Hasselquist, noch von den beschnittenen Abyssinierinnen, da trat mir eines Tages der kleine Mann hier zu Paris wieder entgegen und erzählte mir, dass er unterdessen Professor in Dijon gewesen, jetzt aber einer ministeriellen Unbill wegen die Professur aufgegeben habe

und hier bleiben wolle, um die Hilfsquellen der Bibliothek für sein großes Werk zu benützen. Wie ich von Andern hörte, war ein bisschen Eigensinn im Spiel, und das Ministerium hatte ihm sogar vorgeschlagen, wie in Frankreich gebräuchlich, seine Stelle durch einen wohlfeiler besoldeten Suppleanten zu besetzen und ihm selber den größten Theil seines Gehalts zu lassen. Dagegen sträubte sich die große Seele des Kleinen, er wollte nicht fremde Arbeit ausbeuten, und er ließ seinem Nachfolger die ganze Besoldung. Seine Uneigennützigkeit ist hier um so merkwürdiger, da er damals blutarm in rührender Dürftigkeit sein Leben fristete. Es ging ihm sogar sehr schlecht, und ohne die Engelhilfe einer schönen Frau wäre er gewiss im darbenden Elend verkommen. Ja, es war eine sehr schöne und große Dame von Paris, eine der glänzendsten Erscheinungen des hiesigen Weltlebens, die, als sie von dem wunderlichen Kauz hörte, in die Dunkelheit seines kümmerlichen Lebens hinabstieg und mit anmuthiger Zartsinnigkeit ihn dahin zu bringen wusste, einen bedeutenden Jahrgehalt von ihr anzunehmen. Ich glaube, seinen Stolz zähmte hier ganz besonders die Aussicht, dass seine Gönnerin, die Gattin des reichsten Bankiers dieses Erdballs, späterhin sein großes Werk auf ihre Kosten

drucken lassen werde. Einer Dame, dachte er, die wegen ihres Geistes und ihrer Bildung so viel gerühmt wird, müsse doch sehr viel daran gelegen sein, dass endlich eine gründliche Geschichte von Abyssinien geschrieben werde, und er fand es ganz natürlich, dass sie dem Autor durch einen Jahrgehalt seine große Mühe und Arbeit zu vergüten suchte.

Die Zeit, während welcher ich den guten Marcus nicht gesehen, etwa fünfzehn Jahre, hatte auf sein Äußeres eben nicht verschönernd gewirkt. Seine Erscheinung, die früher ans Possierliche streifte, war jetzt eine entschiedene Karikatur geworden, aber eine angenehme, liebliche, ich möchte fast sagen: erquickende Karikatur. Ein spaßhaft wehmüthiges Ansehen gab ihm sein von Leiden durchfurchtes Greisengesicht, worin die kleinen pechschwarzen Äuglein vergnüglich lebhaft glänzten, und gar sein abenteuerlicher, fabelhafter Haarwuchs! Die Haare nämlich, welche früher pechschwarz und anliegend gewesen, waren jetzt ergraut, und umgaben in krauser aufgesträubter Fülle das schon außerdem unverhältnismäßig große Haupt. Er glich so ziemlich jenen breitköpfigen Figuren mit dünnem Leibchen und kurzen Beinchen, die wir auf den Glasscheiben eines chinesischen Schattenspiels sehen. Besonders wenn mir

die zwerghafte Gestalt in Gesellschaft seines Kollaborators, des ungeheuer großen und stattlichen Professors Duisberg auf den Boulevards begegnete, jauchzte mir der Humor in der Brust. Einem meiner Bekannten, der mich frug, wer der Kleine wäre, sagte ich, es sei der König von Abyssinien, und dieser Name ist ihm bis an sein Ende geblieben. Hast du mir deshalb gezürnt, theurer, guter Marcus? Für deine schöne Seele hätte der Schöpfer wirklich eine bessere Enveloppe erschaffen können. Der liebe Gott ist aber zu sehr beschäftigt; manchmal, wenn er eben im Begriff ist, der edlen Perle eine prächtig ciselierte Goldfassung zu verleihen, wird er plötzlich gestört, und er wickelt das Juwel geschwind in das erste, beste Stück Fließpapier oder Läppchen — anders kann ich mir die Sache nicht erklären.

Ungefähr fünf Jahre lebte Marcus im weisesten Seelenfrieden zu Paris; es ging ihm gut, ja sogar einer seiner Lieblingswünsche war in Erfüllung gegangen; er besaß eine kleine Wohnung mit eignen Möbeln, und zwar in der Nähe der Bibliothek! Ein Verwandter, ein Schwestersohn, besucht ihn hier eines Abends, und kann sich nicht genug darüber wundern, daß der Oheim sich plötzlich auf die Erde setzt und mit wilder, trotziger Stimme die scheußlichsten Gassenlieder zu singen

beginnt. Er, der nie gesungen, und in Wort und Ton immer die Keuschheit selbst war! Aber die Sache ward noch grauenhaft befremdlicher, als der Oheim zornig emporsprang, das Fenster aufstieß und erst seine Uhr zur Straße hinabschmiß, dann seine Manuskripte, Tintenfaß, Federn, seine Geldbörse. Als der Neffe sah, daß der Oheim das Geld zum Fenster hinauswarf, konnte er nicht länger an seinem Wahnsinn zweifeln. Der Unglückliche ward in die Heilanstalt des Dr. Pinnel zu Chaillot gebracht, wo er nach vierzehn Tagen unter schauderhaften Leiden den Geist aufgab. Er starb am 15. Julius, und ward am 17. auf dem Kirchhof Montmartre begraben. Ich habe leider seinen Tod zu spät erfahren, als daß ich ihm die letzte Ehre erweisen konnte. Indem ich heute diese Blätter seinem Andenken widme, wollte ich das Versäumte nachholen und gleichsam im Geist an seinem Leichenbegängnis Theil nehmen.

Jetzt aber öffnet mir noch einmal den Sarg, damit ich nach altem Brauch den Todten um Verzeihung bitte für den Fall, daß ich ihn etwa im Leben beleidigt. — Wie ruhig der kleine Marcus jetzt aussieht! Er scheint darüber zu lächeln, daß ich seine gelehrten Arbeiten nicht besser gewürdigt habe. Daran mag ihm Wenig gelegen sein, denn

hier bin ich ja doch kein so kompetenter Richter wie etwa sein Freund S. Munk, der Orientalist, der mit einer umfassenden Biographie des Verstorbenen und mit der Herausgabe seiner hinterlassenen Werke beschäftigt sein soll.

Spätere Note.

(Im März 1854.)

Da ich mich immer einer guten Gesinnung und eines eben so guten Stiles befliſſen, so genieße ich die Genugthuung, daſs ich es wagen darf, unter dem anſpruchvollen Namen „Denkworte“ die vorſtehenden Blätter hier mitzutheilen, obgleich ſie anonym für das Tagesbedürfnis der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“ bereits vor zehn Jahren geſchrieben worden. Seit jener Zeit hat ſich Vieles in Deutſchland verändert, und auch die Frage von der bürgerlichen Gleichſtellung der Bekenner des moſaiſchen Glaubens, die gelegentlich in obigen Blättern beſprochen ward, hat ſeitdem ſonderbare Schickſale erlitten. Im Frühling des Jahres 1848 ſchien ſie auf immer erledigt, aber, wie mit ſo vielen andern Errungenſchaften aus jener Blüthezeit

deutſcher Hoffnung, mag es jetzt in unſrer Heimat auch mit beſagter Frage ſehr rückgängig ausſehen, und an manchen Orten ſoll ſie ſich wieder, wie man mir ſagt, im ſchmachvollſten statu quo befinden. Die Juden dürften endlich zur Einſicht gelangen, daſs ſie erſt dann wahrhaft emancipiert werden können, wenn auch die Emancipation der Chriſten vollſtändig erkämpft und ſichergeſtellt worden. Ihre Sache iſt identiſch mit der des deutſchen Volks, und ſie dürfen nicht als Juden begehren, was ihnen als Deutſchen längſt gebührte.

Ich habe in obigen Blättern angedeutet, daſs ſich der Gelehrte S. Munk mit einer Herausgabe der hinterlaſſenen Schriften des ſeligen Marcus beſchäftigen werde. Leider iſt Dieſes jetzt unmöglich, da jener große Orientaliſt an einem Übel leidet, das ihm nicht erlaubt, ſich einer ſolchen Arbeit zu unterziehen; er iſt nämlich ſeit zwei Jahren gänzlich erblindet. Ich vernahm erſt kürzlich dieſes betrübſame Ereignis, und erinnere mich jetzt, daſs der vortreffliche Mann trotz bedenklicher Symptome ſein leidendes Geſicht nie ſchonen wollte. Als ich das letzte Mal die Ehre hatte, ihn auf der königlichen Bibliothek zu ſehen, ſaß er vergraben in einem Wuſt von arabiſchen Manuſkripten, und es war ſchmerzlich anzuſehen, wie er ſeine kranken, blaſſen

Augen mit der Entzifferung des phantaſtiſch geſchnörkelten Abrakadabra anſtrengte. Er war Kuſtos in beſagter Bibliothek, und er iſt jetzt nicht mehr im Stande, dieſes kleine Amt zu verwalten. Hauptſächlich mit dem Ertrag ſeiner literariſchen Arbeiten beſtritt er den Unterhalt einer zahlreichen Familie. Blindheit iſt wohl die härteſte Heimſuchung, die einen deutſchen Gelehrten treffen kann. Sie trifft diesmal die bravſte Seele, die gefunden werden mag; Munk iſt uneigennützig bis zum Hochmuth, und bei all ſeinem reichen Wiſſen von einer rührenden Beſcheidenheit. Er trägt gewiſs ſein Schickſal mit ſtoiſcher Faſſung und religiöſer Ergebung in den Willen des Herrn.

Aber warum muſs der Gerechte ſo Viel leiden auf Erden? Warum muſs Talent und Ehrlichkeit zu Grunde gehen, während der ſchwadronierende Hanswurſt, der gewiſs ſeine Augen niemals durch arabiſche Manuſkripte trüben mochte, ſich räkelt auf den Pfühlen des Glücks und faſt ſtinkt vor Wohlbehagen? Das Buch Hiob löſt nicht dieſe böſe Frage. Im Gegentheil, dieſes Buch iſt das Hohelied der Skepſis, und es ziſchen und pfeifen darin die entſetzlichen Schlangen ihr ewiges: Warum? Wie kommt es, daſs bei der Rückkehr aus Babylon die fromme Tempelarchiv-Kommiſſion, deren Präſi-

dent Esra war, jenes Buch in den Kanon der heiligen Schriften aufgenommen? Ich habe mir oft diese Frage gestellt. Nach meinem Vermuthen thaten Solches jene gotterleuchteten Männer nicht aus Unverstand, sondern weil sie in ihrer hohen Weisheit wohl wussten, dass der Zweifel in der menschlichen Natur tief begründet und berechtigt ist, und dass man ihn also nicht täppisch ganz unterdrücken, sondern nur heilen muss. Sie verfuhren bei dieser Kur ganz homöopathisch, durch das Gleiche auf das Gleiche wirkend, aber sie gaben keine homöopathisch kleine Dosis, sie steigerten vielmehr dieselbe aufs ungeheuerste, und eine solche überstarke Dosis von Zweifel ist das Buch Hiob; dieses Gift durfte nicht fehlen in der Bibel, in der großen Hausapotheke der Menschheit. Ja, wie der Mensch, wenn er leidet, sich ausweinen muss, so muss er sich auch auszweifeln, wenn er sich grausam gekränkt fühlt in seinen Ansprüchen auf Lebensglück; und wie durch das heftigste Weinen, so entsteht auch durch den höchsten Grad des Zweifels, den die Deutschen so richtig die Verzweiflung nennen, die Krisis der moralischen Heilung. — Aber wohl Demjenigen, der gesund ist und keiner Medicin bedarf!

Geſtändniſſe.

(Geſchrieben im Winter 1854.)

Vorwort.

Die nachfolgenden Blätter ſchrieb ich, um ſie einer neuen Ausgabe meines Buches „De l'Allemagne“ einzuverleiben. Vorausſetzend, daſs ihr Inhalt auch die Aufmerkſamkeit des heimiſchen Publikums in Anſpruch nehmen dürfte, veröffentliche ich dieſe Geſtändniſſe ebenfalls in deutſcher Sprache, und zwar noch vor dem Erſcheinen der franzöſiſchen Verſion. Zu dieſer Vorſicht zwingt mich die Fingerfertigkeit ſogenannter Überſetzer, die, obgleich ich jüngſt in deutſchen Blättern die Original-Ausgabe eines Opus ankündigte, dennoch ſich nicht entblödeten, aus einer Pariſer Zeitſchrift den bereits in franzöſiſcher Sprache erſchienenen Anfang meines Werks aufzuſchnappen und als beſondere Broſchüre verdeutſcht herauszugeben*), ſolchermaßen nicht bloß

*) „Die verbannten Götter“ von Heinrich Heine. Aus dem Franzöſiſchen. Nebſt Mittheilungen über den kranken Dichter. Berlin. Guſtav Hempel. 1853.

die literarische Reputation, sondern auch die Eigenthumsinteressen des Autors beeinträchtigend. Dergleichen Schnapphähne sind weit verächtlicher, als der Straßenräuber, der sich muthig der Gefahr des Gehenktwerdens aussetzt, während Jene, mit feigster Sicherheit die Lücken unsrer Preßgesetzgebung ausbeutend, ganz straflos den armen Schriftsteller um seinen eben so mühsamen wie kümmerlichen Erwerb bestehlen können. Ich will den besondern Fall, von welchem ich rede, hier nicht weitläuftig erörtern; überrascht, ich gestehe es, hat die Büberei mich nicht. Ich habe mancherlei bittere Erfahrungen gemacht, und der alte Glaube oder Aberglaube an deutsche Ehrlichkeit ist bei mir sehr in die Krümpe gegangen. Ich kann es nicht verhehlen, daß ich zumal während meines Aufenthalts in Frankreich sehr oft das Opfer jenes Aberglaubens ward. Sonderbar genug! unter den Gaunern, die ich leider zu meinem Schaden kennen lernte, befand sich nur ein einziger Franzose, und dieser Gauner war gebürtig aus einem jener deutschen Gauen, die, einst dem deutschen Reich entrissen, jetzt von unsern Patrioten zurückverlangt werden. Sollte ich in der ethnographischen Weise des Leporello eine illustrierte Liste von den respektiven Spitzbuben anfertigen, die mir die Tasche geleert, so würden freilich alle civili-

sierten Länder darin zahlreich genug repräsentiert werden, aber die Palme bliebe doch dem Vaterlande, welches das Unglaublichste geleistet, und ich könnte davon ein Leid singen mit dem Refrain:

„Aber in Deutschland tausend und drei!“

Charakteristisch ist es, dass unsern deutschen Schelmen immer eine gewisse Sentimentalität anklebt. Sie sind keine kalten Verstandesspitzbuben, sondern Schufte von Gefühl. Sie haben Gemüth, sie nehmen den wärmsten Antheil an dem Schicksal Derer, die sie bestohlen, und man kann sie nicht los werden. Sogar unsere vornehmen Industrieritter sind nicht bloße Egoisten, die nur für sich stehlen, sondern sie wollen den schnöden Mammon erwerben, um Gutes zu thun; in den Freistunden, wo sie nicht von ihren Berufsgeschäften, z. B. von der Direktion einer Gasbeleuchtung der böhmischen Wälder, in Anspruch genommen werden, beschützen sie Pianisten und Journalisten, und unter der buntgestickten, in allen Farben der Iris schillernden Weste trägt Mancher auch ein Herz, und in dem Herzen den nagenden Bandwurm des Weltschmerzes. Der Industrielle, der mein obenerwähntes Opus in sogenannter Übersetzung als Broschüre herausgegeben, begleitete dieselbe mit einer Notiz über meine Per-

ſon, worin er wehmüthig meinen traurigen Geſundheitszuſtand bejammert, und durch eine Zuſammenſtellung von allerlei Zeitungsartikeln über mein jetziges klägliches Ausſehen die rührendſten Nachrichten mittheilt, ſo daſs ich hier von Kopf bis zu Fuß beſchrieben bin, und ein witziger Freund bei dieſer Lektüre lachend ausrufen konnte: „Wir leben wirklich in einer verkehrten Welt, und es iſt jetzt der Dieb, welcher den Steckbrief des ehrlichen Mannes, den er beſtohlen hat, zur öffentlichen Kunde bringt.“ —

Geſchrieben zu Paris, im März 1854.

Ein geiſtreicher Franzoſe — vor einigen Jahren hätten dieſe Worte einen Pleonasmus gebildet — nannte mich einſt einen Romantique défroqué. Ich hege eine Schwäche für Alles, was Geiſt iſt, und ſo boshaft die Benennung war, hat ſie mich dennoch höchlich ergötzt. Sie iſt treffend. Trotz meiner exterminatoriſchen Feldzüge gegen die Romantik, blieb ich doch ſelbſt immer ein Romantiker, und ich war es in einem höhern Grade, als ich ſelbſt ahnte. Nachdem ich dem Sinne für romantiſche Poeſie in Deutſchland die tödlichſten Schläge beigebracht, beſchlich mich ſelbſt wieder eine unendliche Sehnſucht nach der blauen Blume im Traumlande der Romantik, und ich ergriff die bezauberte Laute und ſang ein Lied, worin ich mich allen holdſeligen Übertreibungen, aller Mondſcheintrunkenheit,

allem blühenden Nachtigallen-Wahnsinn der einst so geliebten Weise hingab. Ich weiß, es war das „letzte freie Waldlied der Romantik," und ich bin ihr letzter Dichter; mit mir ist die alte lyrische Schule der Deutschen geschlossen, während zugleich die neue Schule, die moderne deutsche Lyrik, von mir eröffnet ward. Diese Doppelbedeutung wird mir von den deutschen Literarhistorikern zugeschrieben. Es ziemt mir nicht, mich hierüber weitläuftig auszulassen, aber ich darf mit gutem Fuge sagen, daſs ich in der Geschichte der deutschen Romantik eine große Erwähnung verdiene. Aus diesem Grunde hätte ich in meinen Buche „De l'Allemagne," wo ich jene Geschichte der romantischen Schule so vollständig als möglich darzustellen suchte, eine Besprechung meiner eignen Person liefern müssen. Indem ich Dieses unterließ, entstand eine Lakune, welcher ich nicht leicht abzuhelfen weiß. Die Abfassung einer Selbstcharakteristik wäre nicht bloß eine sehr verfängliche, sondern sogar eine unmögliche Arbeit. Ich wäre ein eitler Geck, wenn ich hier das Gute, das ich von mir zu sagen wüsste, drall hervorhübe, und ich wäre ein großer Narr, wenn ich die Gebrechen, deren ich mich vielleicht ebenfalls bewusst bin, vor aller Welt zur Schau stellte — Und dann, mit dem besten Willen der Treuherzigkeit kann kein

Menſch über ſich ſelbſt die Wahrheit ſagen. Auch iſt Dies Niemanden bis jetzt gelungen, weder dem heiligen Auguſtin, dem frommen Biſchof von Hippo, noch dem Genfer Jean Jacques Rouſſeau, und am allerwenigſten dieſem Letztern, der ſich den Mann der Wahrheit und der Natur nannte, während er doch im Grunde viel verlogener und unnatürlicher war, als ſeine Zeitgenoſſen. Er iſt freilich zu ſtolz, als daſs er ſich gute Eigenſchaften oder ſchöne Handlungen fälſchlich zuſchriebe, er erfindet vielmehr die abſcheulichſten Dinge zu ſeiner eignen Verunglimpfung. Verleumdete er ſich etwa ſelbſt, um mit deſto größerm Schein von Wahrhaftigkeit auch Andere, z. B. meinen armen Landsmann Grimm, verleumden zu können? Oder macht er unwahre Bekenntniſſe, um wirkliche Vergehen darunter zu verbergen, da, wie männiglich bekannt iſt, die Schmachgeſchichten, die über uns in Umlauf ſind, uns nur dann ſehr ſchmerzhaft zu berühren pflegen, wenn ſie Wahrheit enthalten, während unſer Gemüth minder verdrießlich davon verletzt wird, wenn ſie nur eitel Erfindniſſe ſind. So bin ich überzeugt, Jean Jacques hat das Band nicht geſtohlen, das einer unſchuldig angeklagten und fortgejagten Kammerjungfer Ehre und Dienſt koſtete; er hatte gewiſs kein Talent zum Stehlen, er war viel zu

blöde und täppisch, er, der künftige Bär der Eremitage. Er hat vielleicht eines anderen Vergehens sich schuldig gemacht, aber es war kein Diebstahl. Auch hat er seine Kinder nicht ins Findelhaus geschickt, sondern nur die Kinder von Mademoiselle Therese Levasseur. Schon vor dreißig Jahren machte mich einer der größten deutschen Psychologen auf eine Stelle der Konfessionen aufmerksam, woraus bestimmt zu deducieren war, daſs Rousseau nicht der Vater jener Kinder sein konnte; der eitle Brummbär wollte sich lieber für einen barbarischen Vater ausgeben, als daſs er den Verdacht ertrüge, aller Vaterschaft unfähig gewesen zu sein. Aber der Mann, der in seiner eigenen Person auch die menschliche Natur verleumdete, er blieb ihr doch treu in Bezug auf unsere Erbschwäche, die darin besteht, daſs wir in den Augen der Welt immer anders erscheinen wollen, als wir wirklich sind. Sein Selbstporträt ist eine Lüge, bewundernswürdig ausgeführt, aber eine brillante Lüge. Da war der König der Aschantis, von welchem ich jüngst in einer afrikanischen Reisebeschreibung viel Ergötzliches las, viel ehrlicher, und das naive Wort dieses Negerfürsten, welches die oben angedeutete menschliche Schwäche so spaßhaft resumiert, will ich hier mittheilen. Als nämlich der

Major Bowditsch in der Eigenschaft eines Ministerresidenten von dem englischen Gouverneur des Kaps der guten Hoffnung an den Hof jenes mächtigsten Monarchen Südafrikas geschickt ward, suchte er sich die Gunst der Höflinge und zumal der Hofdamen, die trotz ihrer schwarzen Haut mitunter außerordentlich schön waren, dadurch zu erwerben, daſs er sie porträtierte. Der König, welcher die frappante Ähnlichkeit bewunderte, verlangte ebenfalls konterfeit zu werden und hatte dem Maler bereits einige Sitzungen gewidmet, als Dieser zu bemerken glaubte, daſs der König, der oft aufgesprungen war, um die Fortschritte des Porträts zu beobachten, in seinem Antlitze einige Unruhe und die grimassierende Verlegenheit eines Mannes verrieth, der einen Wunsch auf der Zunge hat, aber doch keine Worte dafür finden kann — der Maler drang jedoch so lange in Seine Majestät, ihm ihr allerhöchstes Begehr kund zu geben, bis der arme Negerkönig endlich kleinlaut ihn fragte: ob es nicht anginge, daſs er ihn weiß malte?

Das ist es. Der schwarze Negerkönig will weiß gemalt sein. Aber lacht nicht über den armen Afrikaner — jeder Mensch ist ein solcher Negerkönig, und Jeder von uns möchte dem Publikum in einer andern Farbe erscheinen, als die ist, womit

uns die Fatalität angeſtrichen hat. Gottlob, daſs ich Dieſes begreife, und ich werde mich daher hüten, hier in dieſem Buche mich ſelbſt abzukonterfeien. Doch der Lakune, welche dieſes mangelnde Porträt verurſacht, werde ich in den folgenden Blättern einigermaßen abzuhelfen ſuchen, indem ich hier genugſam Gelegenheit finde, meine Perſönlichkeit ſo bedenklich als möglich hervortreten zu laſſen. Ich habe mir nämlich die Aufgabe geſtellt, hier nachträglich die Entſtehung dieſes Buches und die philoſophiſchen und religiöſen Variationen, die ſeit ſeiner Abfaſſung im Geiſte des Autors vorgefallen, zu beſchreiben, zu Nutz und Frommen des Leſers dieſer neuen Ausgabe meines Buches „De l'Allemagne.“

Seid ohne Sorge, ich werde mich nicht zu weiß malen, und meine Nebenmenſchen nicht zu ſehr anſchwärzen. Ich werde immer meine Farbe ganz getreu angeben, damit man wiſſe, wie weit man meinem Urtheil trauen darf, wenn ich Leute von andrer Farbe beſpreche.

Ich ertheilte meinem Buche denſelben Titel, unter welchem Frau von Staël ihr berühmtes Werk, das denſelben Gegenſtand behandelt, herausgegeben hat, und zwar that ich es aus polemiſcher Abſicht. Daſs eine ſolche mich leitete, verleugne ich keines-

wegs; doch indem ich von vornherein erkläre, eine Parteischrift geliefert zu haben, leiste ich dem Forscher der Wahrheit vielleicht bessere Dienste, als wenn ich eine gewisse laue Unparteilichkeit erheuchelte, die immer eine Lüge und dem befehdeten Autor verderblicher ist, als die entschiedenste Feindschaft. Da Frau von Staël ein Autor von Genie ist und einst die Meinung aussprach, dass das Genie kein Geschlecht habe, so kann ich mich bei dieser Schriftstellerin auch jener galanten Schonung überheben, die wir gewöhnlich den Damen angedeihen lassen, und die im Grunde doch nur ein mitleidiges Certifikat ihrer Schwäche ist.

Ist die banale Anekdote wahr, welche man in Bezug auf obige Äußerung von Frau von Staël erzählt, und die ich bereits in meinen Knabenjahren unter andern Bonmots des Empires vernahm? Es heißt nämlich, zur Zeit wo Napoleon noch erster Konsul war, sei einst Frau von Staël nach der Behausung Desselben gekommen, um ihm einen Besuch abzustatten; doch trotzdem, dass der dienstthuende Huissier ihr versicherte, nach strenger Weisung Niemanden vorlassen zu dürfen, habe sie dennoch unerschütterlich darauf bestanden, seinem ruhmreichen Hausherrn unverzüglich angekündigt zu werden. Als dieser Letztere ihr hierauf sein Bedauern vermelden

ließ, daſs er die verehrte Dame nicht empfangen könne, ſintemalen er ſich eben im Bade befände, ſoll Dieſelbe ihm die famoſe Antwort zurückgeſchickt haben, daſs Solches kein Hindernis wäre, denn das Genie habe kein Geſchlecht.

Ich verbürge nicht die Wahrheit dieſer Geſchichte; aber ſollte ſie auch unwahr ſein, ſo bleibt ſie doch gut erfunden. Sie ſchildert die Zudringlichkeit, womit die hitzige Perſon den Kaiſer verfolgte. Er hatte nirgends Ruhe vor ihrer Anbetung. Sie hatte ſich einmal in den Kopf geſetzt, daſs der größte Mann des Jahrhunderts auch mit der größten Zeitgenoſſin mehr oder minder idealiſch gepaart werden müſſe. Aber als ſie einſt, in Erwartung eines Kompliments, an den Kaiſer die Frage richtete, welche Frau er für die größte ſeiner Zeit halte, antwortete Jener: „Die Frau, welche die meiſten Kinder zur Welt gebracht.“ Das war nicht galant, wie denn nicht zu läugnen iſt, daſs der Kaiſer den Frauen gegenüber nicht jene zarten Zuvorkommenheiten und Aufmerkſamkeiten ausübte, welche die Franzöſinnen ſo ſehr lieben. Aber dieſe Letztern werden nie durch taktloſes Benehmen irgend eine Unartigkeit ſelbſt hervorrufen, wie es die berühmte Genferin gethan, die bei dieſer Gelegenheit bewies, daſs ſie, trotz ihrer phyſiſchen Beweglichkeit, von einer

gewiſſen heimatlichen Unbeholfenheit nicht frei geblieben.

Als die gute Frau merkte, daſs ſie mit all ihrer Andringlichkeit Nichts ausrichtete, that ſie, was die Frauen in ſolchen Fällen zu thun pflegen, ſie erklärte ſich gegen den Kaiſer, räſonnierte gegen ſeine brutale und ungalante Herrſchaft, und räſonnierte ſo lange, bis ihr die Polizei den Laufpaſs gab. Sie flüchtete nun zu uns nach Deutſchland, wo ſie Materialien ſammelte zu dem berühmten Buche, das den deutſchen Spiritualismus als das Ideal aller Herrlichkeit feiern ſollte, im Gegenſatze zu dem Materialismus des imperialen Frankreichs. Hier bei uns machte ſie gleich einen großen Fund. Sie begegnete nämlich einem Gelehrten, Namens Auguſt Wilhelm Schlegel. Das war ein Genie ohne Geſchlecht. Er wurde ihr getreuer Cicerone und begleitete ſie auf ihrer Reiſe durch alle Dachſtuben der deutſchen Literatur. Sie hatte einen unbändig großen Turban aufgeſtülpt, und war jetzt die Sultanin des Gedankens. Sie ließ unſre Literaten gleichſam geiſtig die Revue paſſieren, und parodierte dabei den großen Sultan der Materie. Wie Dieſer die Leute mit einem: „Wie alt ſind Sie? wie viel' Kinder haben Sie? wie viel' Dienſtjahre?“ u. ſ. w. anging, ſo frug Jene unſre Gelehrten:

„Wie alt sind Sie? was haben Sie geschrieben? sind Sie Kantianer oder Fichteaner?“ und dergleichen Dinge, worauf die Dame kaum die Antwort abwartete, die der getreue Mameluck August Wilhelm Schlegel, ihr Rustan, hastig in sein Notizenbuch einzeichnete. Wie Napoleon diejenige Frau für die größte erklärte, welche die meisten Kinder zur Welt gebracht, so erklärte die Staël denjenigen Mann für den größten, der die meisten Bücher geschrieben. Man hat keinen Begriff davon, welchen Spektakel sie bei uns machte, und Schriften, die erst unlängst erschienen, z. B. die Memoiren der Karoline Pichler, die Briefe der Varnhagen und der Bettina Arnim, auch die Zeugnisse von Eckermann*), schildern ergötzlich die Noth, welche uns die Sultanin des Gedankens bereitete, zu einer Zeit, wo der Sultan der Materie uns schon genug Tribulationen verursachte. Es war geistige Einquartierung, die zunächst auf die Gelehrten fiel**).

---

*) „von Schiller und Eckermann,“ steht in der französischen Ausgabe.

Der Herausgeber.

**) Dieser Satz lautet in der französischen Ausgabe, wie folgt: „Dieser Blaustrumpf war eine schlimmere Geißel, als der Krieg. Sie verfolgte unsre Gelehrten bis in das Allerheiligste ihrer Gedanken, und mehr als Einer,

Diejenigen Literatoren, womit die vortreffliche Frau ganz besonders zufrieden war, und die ihr persönlich durch den Schnitt ihres Gesichtes oder die Farbe ihrer Augen gefielen, konnten eine ehrenhafte Erwähnung, gleichsam das Kreuz der Légion d'honneur, in ihrem Buche „De l'Allemagne" erwarten. Dieses Buch macht auf mich immer einen eben so komischen wie ärgerlichen Eindruck. Hier sehe ich die passionierte Frau mit all ihrer Turbulenz, ich sehe, wie dieser Sturmwind in Weibskleidern durch unser ruhiges Deutschland fegte, wie sie überall entzückt ausruft: „Welche labende Stille weht mich hier an!" Sie hatte sich in Frankreich echauffiert und kam nach Deutschland, um sich bei uns abzukühlen. Der keusche Hauch unsrer Dichter that ihrem heißen, sonnigen Busen so wohl! Sie betrachtete unsre Philosophen wie verschiedene Eissorten, und verschluckte Kant als Sorbet von Vanille, Fichte als Pistache, Schelling als Arlequin!*) — „O, wie hübsch kühl ist es in euren Wäldern!" — rief sie beständig — „welcher erquickende Veilchengeruch!

---

der dem Napoleon Stand gehalten, ergriff das Hasenpanier vor der furchtbaren Reisenden." Der Herausgeber.

*) Die Worte: „Schelling als Arlequin" fehlen in der französischen Ausgabe.

Der Herausgeber.

wie zwitschern die Zeisige so friedlich in ihrem deutschen Nestchen! Ihr seid ein gutes, tugendhaftes Volk, und habt noch keinen Begriff von dem Sittenverderbnis, das bei uns herrscht, in der Rue du Bac.“

Die gute Dame sah bei uns nur, was sie sehen wollte; ein nebelhaftes Geisterland, wo die Menschen ohne Leiber, ganz Tugend, über Schneegefilde wandeln, und sich nur von Moral und Metaphysik unterhalten! Sie sah bei uns überall nur, was sie sehen wollte, und hörte nur, was sie hören und wiedererzählen wollte — und dabei hörte sie doch nur Wenig, und nie das Wahre, einestheils weil sie immer selber sprach, und dann weil sie mit ihren barschen Fragen unsre bescheidenen Gelehrten verwirrte und verblüffte, wenn sie mit ihnen diskurierte. — „Was ist Geist?“ sagte sie zu dem blöden Professor Bouterwek, indem sie ihr dickfleischiges Bein auf seine dünnen, zitternden Lenden legte. „Ach,“ schrieb sie dann, „wie interessant ist dieser Bouterwek! Wie der Mann die Augen niederschlägt! Das ist mir nie passiert mit meinen Herren zu Paris, in der Rue du Bac!“ *) Sie

*) In der französischen Ausgabe ist hier die Stelle über den Eindruck der Frau von Staël auf Schiller (S. 227) eingeschaltet. Der Herausgeber.

ſieht überall deutſchen Spiritualismus, ſie preiſt unſre Ehrlichkeit, unſre Tugend, unſre Geiſtesbildung — ſie ſieht nicht unſre Zuchthäuſer, unſre Bordelle, unſre Kaſernen — man ſollte glauben, daſs jeder Deutſche den Prix Monthyon verdiente — Und das Alles, um den Kaiſer zu nergeln, deſſen Feinde wir damals waren.

Der Haſs gegen den Kaiſer iſt die Seele dieſes Buches „De l'Allemagne," und obgleich ſein Name nirgends darin genannt wird, ſieht man doch, wie die Verfaſſerin bei jeder Zeile nach den Tuilerien ſchielt. Ich zweifle nicht, daſs das Buch den Kaiſer weit empfindlicher verdroſſen hat, als der direkteſte Angriff, denn Nichts verwundet einen Mann ſo ſehr, wie kleine weibliche Nadelſtiche. Wir ſind auf große Schwertſtreiche gefaſſt, und man kitzelt uns an den kitzlichſten Stellen.

O die Weiber! Wir müſſen ihnen Viel verzeihen, denn ſie lieben Viel, und ſogar Viele. Ihr Haſs iſt eigentlich nur eine Liebe, welche umgeſattelt hat. Zuweilen ſuchen ſie auch uns Böſes zuzufügen, weil ſie dadurch einem andern Manne etwas Liebes zu erweiſen denken. Wenn ſie ſchreiben, haben ſie ein Auge auf das Papier und das andre auf einen Mann gerichtet, und Dieſes gilt von allen Schriftſtellerinnen, mit Ausnahme der

Gräfin Hahn-Hahn, die nur ein Auge hat. Wir männlichen Schriftsteller haben ebenfalls unsre vorgefassten Sympathien, und wir schreiben für oder gegen eine Sache, für oder gegen eine Idee, für oder gegen eine Partei; die Frauen jedoch schreiben immer für oder gegen einen einzigen Mann, oder, besser gesagt, wegen eines einzigen Mannes. Charakteristisch ist bei ihnen ein gewisser Kankan, der Klüngel, den sie auch in die Literatur herüberbringen, und der mir weit fataler ist, als die roheste Verleumdungswuth der Männer. Wir Männer lügen zuweilen. Die Weiber, wie alle passive Naturen, können selten erfinden, wissen jedoch das Vorgefundene dergestalt zu entstellen, dass sie uns dadurch noch weit sicherer schaden, als durch entschiedene Lügen. Ich glaube wahrhaftig, mein Freund Balzac hatte Recht, als er mir einst in einem sehr seufzenden Tone sagte: „La femme est un être dangereux.“

Ja, die Weiber sind gefährlich; aber ich muss doch die Bemerkung hinzufügen, dass die schönen nicht so gefährlich sind, als Die, welche mehr geistige als körperliche Vorzüge besitzen. Denn Jene sind gewohnt, dass ihnen die Männer den Hof machen, während die Andern der Eigenliebe der Männer entgegenkommen und durch den Köder der

Schmeichelei einen größern Anhang gewinnen, als die Schönen. Ich will damit bei Leibe nicht andeuten, als ob Frau von Staël häßlich gewesen sei*); aber eine Schönheit ist ganz etwas Anderes. Sie hatte angenehme Einzelheiten, welche aber ein sehr unangenehmes Ganze bildeten; besonders unerträglich für nervöse Personen, wie es der selige Schiller gewesen, war ihre Manie, beständig einen kleinen Stengel oder eine Papierdüte zwischen den Fingern wirbelnd herumzudrehen — dieses Manöver machte den armen Schiller schwindlicht, und er ergriff in Verzweiflung alsdann ihre schöne Hand, um sie festzuhalten, und Frau von Staël glaubte, der gefühlvolle Dichter sei hingerissen von dem Zauber ihrer Persönlichkeit**). Sie hatte in der

*) Hier folgt in der französischen Ausgabe die Schlußperiode dieses Absatzes: „keine Frau ist häßlich ꝛc.“

Der Herausgeber.

**) In der französischen Ausgabe schließen sich dieser Stelle (auf S. 224) noch die Bemerkungen an: „Auch war sie entzückt von Schiller, dessen warmes Herz sie zu schätzen verstand, während ihr die Kälte Goethe's mißfiel. In derselben Art hatten alle Urtheile, welche Frau von Staël über uns fällte, ihre Quelle in ihren persönlichen Eindrücken, wenn sie nicht durch eine vorgefaßte Meinung, durch den Oppositionsgeist, diktiert wurden. Wie schon bemerkt, sie sah

That sehr schöne Hände, wie man mir sagt, und auch die schönsten Arme, die sie immer nackt sehen ließ; gewiss, die Venus von Milo hätte keine so schönen Arme aufzuweisen. Ihre Zähne überstrahlten an Weiße das Gebiss der kostbarsten Rosse Arabiens. Sie hatte sehr große schöne Augen, ein Dutzend Amoretten würden Platz gefunden haben auf ihren Lippen, und ihr Lächeln soll sehr holdselig gewesen sein. Häßlich war sie also nicht — keine Frau ist häßlich — so Viel lässt sich aber mit Fug behaupten: Wenn die schöne Helena von Sparta so ausgesehen hätte, so wäre der ganze trojanische Krieg nicht entstanden, die Burg des Priamus wäre nicht verbrannt worden, und Homer hätte nimmermehr besungen den Zorn des Peliden Achilles.

Frau von Staël hatte sich, wie oben gesagt, gegen den großen Kaiser erklärt, und machte ihm den Krieg. Aber sie beschränkte sich nicht darauf, Bücher gegen ihn zu schreiben; sie suchte ihn auch durch nicht-literarische Waffen zu befehden: sie war einige Zeit die Seele aller jener aristokratischen und jesuitischen Intrigen, die der Koalition gegen

---

in Deutschland nur Das, was sie in einer polemischen Absicht zu sehen beliebte."

Der Herausgeber.

Napoleon vorangingen, und wie eine wahre Hexe kauerte sie an dem brodelnden Topfe, worin alle diplomatischen Giftmischer, ihre Freunde Talleyrand, Metternich, Pozzo di Borgo, Castlereagh u. s. w., dem großen Kaiser sein Verderben eingebrockt hatten. Mit dem Kochlöffel des Hasses rührte das Weib herum in dem fatalen Topfe, worin zugleich das Unglück der ganzen Welt gekocht wurde. Als der Kaiser unterlag, zog Frau von Staël siegreich ein in Paris mit ihrem Buche „De l'Allemagne“ und in Begleitung von einigen hunderttausend Deutschen, die sie gleichsam als eine pompöse Illustration ihres Buches mitbrachte. Solchermaßen illustriert durch lebendige Figuren, musste das Werk sehr an Authenticität gewinnen, und man konnte sich hier durch den Augenschein überzeugen, dass der Autor uns Deutsche und unsre vaterländischen Tugenden sehr treu geschildert hatte. Welches köstliche Titelkupfer war jener Vater Blücher, diese alte Spielratte, dieser ordinäre Knaster, welcher einst einen Tagesbefehl ertheilt hatte, worin er sich vermaß, wenn er den Kaiser lebendig finge, denselben aushauen zu lassen. Auch unsern A. W. v. Schlegel*) brachte

*) „der sich gleichfalls als gewaltiger Eisenfresser gerierte und Molière und Racine die Ruthe geben wollte,“ steht in der französischen Ausgabe. Der Herausgeber.

Frau von Staël mit nach Paris, und Das war ein Musterbild deutscher Naivetät und Heldenkraft. Es folgte ihr ebenfalls Zacharias Werner, dieses Modell deutscher Reinlichkeit, hinter welchem die entblößten Schönen des Palais-Royal lachend einherliefen. Zu den interessanten Figuren, welche sich damals in ihrem deutschen Kostüme den Parisern vorstellten, gehörten auch die Herren Görres, Jahn und Ernst Moritz Arndt, die drei berühmtesten Franzosenfresser, eine drollige Gattung Bluthunde, denen der berühmte Patriot Börne in seinem Buche „Menzel, der Franzosenfresser" diesen Namen ertheilt hat. Besagter Menzel ist keineswegs, wie Einige glauben, eine fingierte Personnage, sondern er hat wirklich in Stuttgart existiert oder vielmehr ein Blatt herausgegeben, worin er täglich ein halb Dutzend Franzosen abschlachtete und mit Haut und Haar auffraß; wenn er seine sechs Franzosen verzehrt hatte, pflegte er manchmal noch obendrein einen Juden zu fressen, um im Munde einen guten Geschmack zu behalten, pour se faire la bonne bouche. Jetzt hat er längst ausgebellt, und zahnlos, räudig, verlungert er im Makulaturwinkel irgend eines schwäbischen Buchladens. Unter den Muster-Deutschen, welche zu Paris im Gefolge der Frau von Staël zu sehen waren, befand sich auch Fried-

rich von Schlegel, welcher gewiſs die gaſtronomiſche Ascetik oder den Spiritualismus des gebratenen Hühnerthums repräſentierte*); ihn begleitete ſeine würdige Gattin Dorothea, geborne Mendelsſohn**) und entlaufene Veit. Ich darf hier ebenfalls eine andre Illuſtration dieſer Gattung, einen merkwürdigen Akoluthen der Schlegel, nicht mit Stillſchweigen übergehen. Dieſes iſt ein deutſcher Baron, welcher, von den Schlegeln beſonders rekommandiert, die germaniſche Wiſſenſchaft in Paris repräſentieren ſollte. Er war gebürtig aus Altona, wo er einer der angeſehenſten iſraelitiſchen Familien angehörte. Sein Stammbaum, welcher bis zu Abraham, dem Sohne Thaer's und Ahnherrn David's, des Königs über Juda und Iſrael, hinaufreichte, berechtigte ihn hinlänglich, ſich einen Edelmann zu nennen, und da er, wie der Synagoge,

---

*) Der Zwiſchenſatz: „welcher — repräſentierte;" fehlt in der franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

**) „dieſe Helena der Häſslichkeit, welche der dicke Paris dem armen Dr. Veit entführt hatte; der betrogene Gatte zeigte ſich nachſichtiger, als der König Menelaos, von dem uns Homer nicht erzählt, daſs er ſeiner entlaufenen Gemahlin eine lebenslängliche Penſion bezahlt habe." ſchließt dieſer Satz in der franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

auch späterhin dem Protestantismus entsagte, und, letztern förmlich abschwörend, sich in den Schoß der römisch-katholischen, allein seligmachenden Kirche begeben hatte, durfte er auch mit gutem Fug auf den Titel eines katholischen Barons Anspruch machen. In dieser Eigenschaft, und um die feudalistischen und klerikalischen Interessen zu vertreten, stiftete er zu Paris ein Journal, betitelt: „Le catholique.“ Nicht bloß in diesem Blatte, sondern auch in den Salons einiger frommen Douairièren des edlen Faubourgs, sprach der gelehrte Edelmann beständig von Buddha und wieder von Buddha, und weitläuftig gründlich bewies er, daſs es zwei Buddha gegeben, was ihm die Franzosen auf sein bloßes Ehrenwort als Edelmann geglaubt hätten, und er wies nach, wie sich das Dogma der Trinität schon in den indischen Trimurtis befunden, und er citierte den Ramayana, den Mahabarata, die Upnekats, die Kuh Sabala und den König Wiswamitra, die snorrische Edda und noch viele unentdeckte Fossilien und Mammuthsknochen, und er war dabei ganz antediluvianisch trocken und sehr langweilig, was immer die Franzosen blendet. Da er beständig zurückkam auf Buddha und dieses Wort vielleicht komisch aussprach, haben ihn die frivolen Franzosen zuletzt den Baron Buddha ge-

nannt. Unter diesem Namen fand ich ihn im Jahre 1831 zu Paris, und als ich ihn mit einer sacerdotalen und fast synagogikalen Gravität seine Gelehrsamkeit ableiern hörte, erinnerte ich mich an einen komischen Kauz im „Vicar of Wakefield" von Goldsmith, welcher, wie ich glaube, Mr. Jenkinson hieß und jedesmal, wenn er einen Gelehrten antraf, den er prellen wollte, einige Stellen aus Manetho, Berosus und Sanchuniathon citierte; das Sanskrit war damals noch nicht erfunden. — Ein deutscher Baron idealern Schlages war mein armer Freund Friedrich de la Motte Fouqué, welcher damals, der Kollektion der Frau von Staël angehörend, auf seiner hohen Rosinante in Paris einritt. Er war ein Don Quixote vom Wirbel bis zur Zehe; las man seine Werke, so bewunderte man — Cervantes.

Aber unter den französischen Paladinen der Frau von Staël war mancher gallische Don Quixote, der unsern germanischen Rittern in der Narrheit nicht nachzustehen brauchte, z. B. ihr Freund, der Vicomte Chateaubriand, der Narr mit der schwarzen Schellenkappe, der zu jener Zeit der siegenden Romantik von seiner frommen Pilgerfahrt zurückkehrte. Er brachte eine ungeheuer große Flasche Wasser aus dem Jordan mit nach Paris, und

seine im Laufe der Revolution wieder heidnisch gewordenen Landsleute taufte er aufs Neue mit diesem heiligen Wasser, und die begossenen Franzosen wurden jetzt wahre Christen und entsagten dem Satan und seinen Herrlichkeiten, bekamen im Reiche des Himmels Ersatz für die Eroberungen, die sie auf Erden einbüßten, worunter z. B. die Rheinlande, und bei dieser Gelegenheit wurde ich ein Preuße.

Ich weiß nicht, ob die Geschichte begründet ist, daſs Frau von Staël während der hundert Tage dem Kaiser den Antrag machen ließ, ihm den Beistand ihrer Feder zu leihen, wenn er zwei Millionen, die Frankreich ihrem Vater schuldig geblieben sei, ihr auszahlen wolle. Der Kaiser, der mit dem Gelde der Franzosen, die er genau kannte, immer sparsamer war, als mit ihrem Blute, soll sich auf diesen Handel nicht eingelassen haben, und die Tochter der Alpen bewährte das Volkswort: „Point d'argent, point de Suisses.“ Der Beistand der talentvollen Dame hätte übrigens damals dem Kaiser wenig gefruchtet, denn bald darauf ereignete sich die Schlacht bei Waterloo.

Ich habe oben erwähnt, bei welcher traurigen Gelegenheit ich ein Preuße wurde. Ich war geboren im letzten Jahre des vorigen Jahrhunderts zu Düs-

seldorf, der Hauptstadt des Herzogthums Berg, welches damals dem Kurfürsten von der Pfalz gehörte. Als die Pfalz dem Hause Baiern anheimfiel und der bairische Fürst Maximilian Joseph vom Kaiser zum König von Baiern erhoben und sein Reich durch einen Theil von Tyrol und andern angrenzenden Ländern vergrößert wurde, hat der König von Baiern das Herzogthum Berg zu Gunsten Joachim Murat's, Schwagers des Kaisers, abgetreten; diesem Letztern ward nun, nachdem seinem Herzogthum noch angrenzende Provinzen hinzugefügt worden, als Großherzog von Berg gehuldigt. Aber zu jener Zeit ging das Avancement sehr schnell, und es dauerte nicht lange, so machte der Kaiser den Schwager Murat zum König von Neapel, und Derselbe entsagte der Souveränetät des Großherzogthums Berg zu Gunsten des Prinzen François, welcher ein Neffe des Kaisers und ältester Sohn des Königs Ludwig von Holland und der schönen Königin Hortense war. Da Derselbe nie abdicierte, und sein Fürstenthum, das von den Preußen occupiert ward, nach seinem Ableben dem Sohne des Königs von Holland, dem Prinzen Louis Napoleon Bonaparte de jure zufiel, so ist Letzterer, welcher jetzt auch Kaiser der Franzosen ist, mein legitimer Souverän.

An einem andern Orte, in meinen Memoiren, erzähle ich weitläuftiger, als es hier geſchehen dürfte, wie ich nach der Juliusrevolution nach Paris überſiedelte, wo ich ſeitdem ruhig und zufrieden lebe*). Was ich während der Reſtauration gethan und gelitten, wird ebenfalls zu einer Zeit mitgetheilt werden, wo die uneigennützige Abſicht ſolcher Mittheilungen keinem Zweifel und keiner Verdächtigung begegnen kann. — — Ich hatte Viel gethan und gelitten, und als die Sonne der Juliusrevolution in Frankreich aufging, war ich nachgerade ſehr müde geworden und bedurfte einiger Erholung. Auch ward mir die heimatliche Luft täglich ungeſunder, und ich muſſte ernſtlich an eine Veränderung des Klimas denken. Ich hatte Viſionen; die Wolkenzüge ängſtigten mich und ſchnitten mir allerlei fatale Fratzen. Es kam mir manchmal vor, als ſei die Sonne eine preußiſche Kokarde; des Nachts träumte ich von einem häſslichen ſchwarzen Geier, der mir die Leber fraß, und ich ward ſehr melancholiſch. Dazu hatte ich einen alten Berliner Juſtizrath

*) „wie ich nach der Juliusrevolution meinen Bann brach und nach Paris überſiedelte, wo ich ſeitdem als Prussien libéré ruhig und zufrieden lebe.“ heißt es in der franzöſiſchen Ausgabe und ſtand urſprünglich auch im deutſchen Originalmanuſkript. Der Herausgeber.

kennen gelernt, der viele Jahre auf der Festung Spandau zugebracht und mir erzählte, wie es unangenehm sei, wenn man im Winter die Eisen tragen müsse. Ich fand es in der That sehr unchristlich, daſs man den Menschen die Eisen nicht ein bisschen wärme. Wenn man uns die Ketten ein wenig wärmte, würden sie keinen so unangenehmen Eindruck machen, und selbst fröstelnde Naturen könnten sie dann gut ertragen; man sollte auch die Vorsicht anwenden, die Ketten mit Essenzen von Rosen und Lorbern zu parfümieren, wie es hier zu Lande geschieht. Ich frug meinen Justizrath, ob er zu Spandau oft Austern zu essen bekommen. Er sagte Nein, Spandau sei zu weit vom Meere entfernt. Auch das Fleisch, sagte er, sei dort rar, und es gebe dort kein anderes Geflügel, als die Fliegen, die Einem in die Suppe fielen. Zu gleicher Zeit lernte ich einen französischen commis voyageur kennen, der für eine Weinhandlung reiste und mir nicht genug zu rühmen wusste, wie lustig man jetzt in Paris lebe, wie der Himmel dort voller Geigen hänge, wie man dort von Morgens bis Abends die Marseillaise und „En avant, marchons!“ und „Lafayette aux cheveux blancs“ singe, und Freiheit, Gleichheit und Brüderschaft an allen Straßenecken geschrieben stehe; dabei lobte

er auch den Champagner seines Hauses, von dessen Adresse er mir eine große Anzahl Exemplare gab, und er versprach mir Empfehlungsbriefe für die besten Pariser Restaurants, im Fall ich die Hauptstadt zu meiner Erheiterung besuchen wollte. Da ich nun wirklich einer Aufheiterung bedurfte, und Spandau zu weit vom Meere entfernt ist, um dort Austern zu essen, und mich die Spandauer Geflügelsuppen nicht sehr lockten, und auch obendrein die preußischen Ketten im Winter sehr kalt sind und meiner Gesundheit nicht zuträglich sein konnten, so entschloss ich mich, nach Paris zu reisen und im Vaterland des Champagners und der Marseillaise jenen zu trinken und diese letztere, nebst „En avant marchons!“ und „Lafayette aux cheveux blancs,“ singen zu hören.

Den 1. Mai 1831 fuhr ich über den Rhein. Den alten Flussgott, den Vater Rhein, sah ich nicht, und ich begnügte mich, ihm meine Visitenkarte ins Wasser zu werfen. Er saß, wie man mir sagte, in der Tiefe und studierte wieder die französische Grammatik von Meidinger, weil er nämlich während der preußischen Herrschaft große Rückschritte im Französischen gemacht hatte, und sich jetzt eventualiter aufs Neue einüben wollte. Ich glaubte ihn unten konjugieren zu hören: „J'aime,

tu aimes, il aime, nous aimons“ — Was liebt er aber? In keinem Fall die Preußen. Den Straßburger Münſter ſah ich nur von fern; er wackelte mit dem Kopfe, wie der alte getreue Eckart, wenn er einen jungen Fant erblickt, der nach dem Venusberge zieht.

Zu Saint-Denis erwachte ich aus einem ſüßen Morgenſchlafe, und hörte zum erſten Male den Ruf der Coucouführer: „Paris! Paris!“ ſo wie auch das Schellengeklingel der Coco-Verkäufer. Hier athmet man ſchon die Luft der Hauptſtadt, die am Horizonte bereits ſichtbar. Ein alter Schelm von Lohnbedienter wollte mich bereden, die Königsgräber zu beſuchen, aber ich war nicht nach Frankreich gekommen, um todte Könige zu ſehen; ich begnügte mich damit, mir von jenem Cicerone die Legende des Ortes erzählen zu laſſen, wie nämlich der böſe Heidenkönig dem heiligen Denis den Kopf abſchlagen ließ, und Dieſer mit dem Kopf in der Hand von Paris nach Saint-Denis lief, um ſich dort begraben und den Ort nach ſeinem Namen nennen zu laſſen. Wenn man die Entfernung bedenke, ſagte mein Erzähler, müſſe man über das Wunder ſtaunen, daſs Jemand ſo weit zu Fuß ohne Kopf gehen konnte — doch ſetzte er mit einem ſonderbaren Lächeln hinzu: „Dans des cas pareils il

n'y a que le premier pas qui coûte.“ Das war zwei Franken werth, und ich gab sie ihm, pour l'amour de Voltaire, dessen Spottlächeln ich hier schon begegnete. In zwanzig Minuten war ich in Paris, und zog ein durch die Triumphpforte des Boulevard Saint-Denis, die ursprünglich zu Ehren Ludwig's XIV. errichtet worden, jetzt aber zur Verherrlichung meines Einzugs in Paris diente. Wahrhaft überraschte mich die Menge von geputzten Leuten, die sehr geschmackvoll gekleidet waren, wie Bilder eines Modejournals. Dann imponierte mir, dass sie Alle Französisch sprachen, was bei uns ein Kennzeichen der vornehmen Welt; hier ist also das ganze Volk so vornehm, wie bei uns der Adel. Die Männer waren alle so höflich, und die schönen Frauen so lächelnd. Gab mir Jemand unversehens einen Stoß, ohne gleich um Verzeihung zu bitten, so konnte ich darauf wetten, dass es ein Landsmann war; und wenn irgend eine Schöne etwas allzu säuerlich aussah, so hatte sie entweder Sauerkraut gegessen, oder sie konnte Klopstock im Original lesen. Ich fand Alles so amüsant, und der Himmel war so blau und die Luft so liebenswürdig, so generös, und dabei flimmerten noch hie und da die Lichter der Julisonne; die Wangen der schönen Lutetia waren noch roth von den Flammenküssen

dieſer Sonne, und an ihrer Bruſt war noch nicht ganz verwelkt der bräutliche Blumenſtrauß. An den Straßenecken waren freilich hie und da die „Liberté, égalité, fraternité“ ſchon wieder abgewiſcht. Die Flitterwochen vergehen ſo ſchnell!

Ich beſuchte ſogleich die Reſtaurants, denen ich empfohlen war; dieſe Speiſewirthe verſicherten mir, daſs ſie mich auch ohne Empfehlungsſchreiben gut aufgenommen hätten, da ich ein ſo honettes und diſtingirtes Äußere beſäße, das ſich von ſelbſt empfehle. Nie hat mir ein deutſcher Garkoch Dergleichen geſagt, wenn er auch eben ſo dachte; ſo ein Flegel meint, er müſſe uns das Angenehme verſchweigen, und ſeine deutſche Offenheit verpflichte ihn, nur widerwärtige Dinge uns ins Geſicht zu ſagen. In den Sitten und ſogar in der Sprache der Franzoſen iſt ſo viel köſtliche Schmeichelei, die ſo Wenig koſtet, und doch ſo wohlthätig und erquickend. Meine Seele, die arme Senſitive, welche die Scheu vor vaterländiſcher Grobheit ſo ſehr zuſammengezogen hatte, erſchloſs ſich wieder jenen ſchmeichleriſchen Lauten der franzöſiſchen Urbanität*). Gott hat uns die Zunge gegeben, da-

*) Dieſer Satz fehlt in der franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

mit wir unſern Mitmenſchen etwas Angenehmes ſagen*).

Mit dem Franzöſiſchen haperte es etwas bei meiner Ankunft; aber nach einer halbſtündigen Unterredung mit einer kleinen Blumenhändlerin im Paſſage de l'Opera ward mein Franzöſiſch, das ſeit der Schlacht bei Waterloo eingeroſtet war, wieder flüſſig, ich ſtotterte mich wieder hinein in die galanteſten Konjugationen und erklärte der Kleinen ſehr verſtändlich das Linnéiſche Syſtem, wo man die Blumen nach ihren Staubfäden eintheilt; die Kleine folgte einer andern Methode und theilte die Blumen ein in ſolche, die gut röchen, und in ſolche, welche ſtänken. Ich glaube, auch bei den Männern beobachtete ſie dieſelbe Klaſſifikation. Sie war erſtaunt, daſs ich trotz meiner Jugend ſo gelehrt ſei, und poſaunte meinen gelehrten Ruf im ganzen Paſſage de l'Opera. Ich ſog auch hier die Wohldüfte der Schmeichelei mit Wonne ein, und amüſierte mich ſehr. Ich wandelte auf Blumen, und manche gebratene Taube flog mir ins offne, gaffende Maul. Wie viel Amüſantes ſah ich hier bei meiner Ankunft! Alle Notabilitäten des öffentlichen

*) „damit wir unſern Freunden etwas Angenehmes und unſern Feinden bittere Wahrheiten ſagen.“ ſteht in der franzöſiſchen Ausgabe. Der Herausgeber.

Ergötzens und der officiellen Lächerlichkeit. Die ernsthaften Franzosen waren die amüsantesten. Ich sah Arnal, Bouffé, Déjazet, Debureau, Odry, Mademoiselle Georges und die große Marmite im Invalidenpallaste. Ich sah die Morgue, die Académie française*), wo ebenfalls viele unbekannte Leichen ausgestellt, und endlich die Nekropolis des Luxembourg, worin alle Mumien des Meineids, mit den einbalsamierten falschen Eiden, die sie allen Dynastien der französischen Pharaonen geschworen.

*) In der französischen Ausgabe folgt hier die ausführlichere Stelle: „Letztere, die Akademie, ist eine Krippe für alte, wieder kindisch gewordene Schriftsteller, eine wahrhaft philanthropische Anstalt. Ähnliches finden wir der Idee nach bei den Hindus, welche Hospitäler für alte und abgelebte Affen errichten. Das Dach des Gebäudes, welches die ehrwürdigen Häupter der Mitglieder jener Anstalt beschützt (ich spreche von der Académie française, und nicht von einem indischen Hospitale), ist eine große Kuppel, die einer ungeheuren Marmorperücke gleicht. Ich kann die arme alte Perücke nicht ansehen, ohne an die Witzworte so vieler geistreichen Männer zu denken, die sich auf Kosten dieser Akademie lustig gemacht, welche trotzdem noch immer am Leben blieb. Man sagt mit Unrecht, daß in Frankreich die Lächerlichkeit tödte. Es versteht sich von selbst, daß ich auch die Nekropolis des Luxembourg besuchte, worin ꝛc."

Der Herausgeber.

Ich ſah im Jardin-des-Plantes*) die Giraffe, den Bock mit drei Beinen und die Kängurus, die mich ganz beſonders amüſierten. Ich ſah auch Herrn von Lafayette und ſeine weißen Haare, letztere aber ſah ich apart, da ſolche in einem Medaillon befindlich waren, welches einer ſchönen Dame am Halſe hing, während er ſelbſt, der Held beider Welten, eine braune Perücke trug, wie alle alten Franzoſen**). Ich beſuchte die königliche Bibliothek, und ſah hier den Konſervateur der Medaillen, die eben geſtohlen worden; ich ſah dort auch in einem obſkuren Korridor den Zodiakus von Denderah, der einſt ſo viel Aufſehen erregt hatte, und am ſelben Tage ſah ich Madame Recamier, die berühmteſte Schönheit zur Zeit der Merowinger, ſowie auch Herrn Ballanche, der zu den Pièces justificatives ihrer Tugend gehörte, und den ſie ſeit undenklicher Zeit überall mit ſich herumſchleppte. Der gute und treffliche Ballanche, den Jedermann lobt und Niemand lieſt, war mit einem Geſicht ohne linke Backe auf die Welt gekommen, und ſpäter verlor er die

*) Hier finden ſich in der franzöſiſchen Ausgabe noch die Worte: „das wirkliche Affenpalais,“

Der Herausgeber.

**) Dieſer Satz fehlt in der franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

rechte Backe durch eine Amputation. Leider sah ich nicht Herrn von Chateaubriand, der mich gewiss amüsiert hätte*). Eben so wenig sah ich Herrn Villemain; seine Haushälterin sagte mir, er lasse sich nicht sehen, weil es ein Donnerstag sei, der Tag, wo er sich wäscht. Die Treppe hinabsteigend, sah ich unten eine Tafel mit der Inschrift: „Parlez au concierge," und ich beeilte mich, ein paar artige Worte an den wackeren Mann zu richten; ich machte ihm mein Kompliment über die Reinlichkeit seines berühmten Miethsmannes, der sich jeden Donnerstag wasche. Sehen Sie, bemerkte ich ihm, die Reinlichkeit ist ein gar seltnes Ding bei den Gelehrten, und z. B. der berühmte Casaubo-

*) In der früheren deutschen Ausgabe folgt hier, statt obiger Stelle, nur der Satz: „Dafür sah ich aber in der Grande-Chaumière den Père La Hire, in einem Momente, wo er bougrement en colère war; er hatte eben zwei junge Robespierre mit weit aufgeklappten weißen Tugendwesten bei den Krägen erfasst und vor die Thür gesetzt; einen kleinen Saint-Just, der sich mausig machte, schmiss er ihnen nach, und einige hübsche Citoyennes des Quartier Latin, welche über Verletzung der Menschheitsrechte klagten, hätte schier dasselbe Schicksal betroffen. In einem andern, ähnlichen Lokal sah ich den berühmten Chicard, den berühmten Lederhändler und Kankantänzer ꝛc."

Der Herausgeber.

nus wusch sich nur einmal im Jahre, zur Fastnachtzeit, vielleicht um sich zu vermummen. Der Thürschließer machte mir eine tiefe Verbeugung und erwiderte mit seufzender Stimme: „Sie sind ein gar treuherziger Mensch, mein Herr, ich muss Sie enttäuschen: Das erlauchte Individuum, welches ich zu meinen Miethsleuten zähle, verbraucht eben nicht allzu viel Seinewasser, die Auvergnaten werden durch ihn nicht reich, und in Betreff der Reinlichkeit ist er so ein kleiner Casaubonus.“ Bei diesen Worten schlug er ein Gelächter auf, und ich entfernte mich, gleichfalls lachend, ohne zu wissen warum.

Um mir ein französisches Aussehen zu geben, schlenderte ich kokett fürbass und trällerte die Melodie vor mich hin:

Où allez-vous, monsieur l'abbé?
Vous allez vous casser le nez,

als ich ein großes Gebäude vor mir auftauchen sah, das man mir als das Pantheon bezeichnete. Dasselbe trug gleichfalls eine Inschrift, aber in Marmor, und, statt eines „Parlez au portier,“ las man dort: „Den großen Männern das dankbare Vaterland.“ Beim Eintreten erblickte ich nur ein riesiges Gebäude voller Leere, eine Art Stein-

ballon, in deſſen Mitte ganz allein ein langer, dürrer Engländer ſpazierte, der ſeinen Guide de Paris im Maule und die Daumen ſeiner gekrümmten Hände in den Armlöchern ſeiner Weſte trug. Ich näherte mich ihm überaus höflich und ſagte ihm: A very fine exhibition! Ich fügte ſogar hinzu: Very fine indeed! denn ich hoffte, er werde bei der Antwort ſeinen Guide aus dem Maule fallen laſſen, wie der Rabe in der Fabel den Käſe aus ſeinem Schnabel fallen läſſt. Aber der Guide, deſſen ich mich bemächtigen wollte, um Etwas darin nachzuſehen, fiel nicht; der engliſche Rabe hielt ſeine Zähne zuſammengeklemmt, und ohne mich im mindeſten zu beachten, ging er fort. Ich that Daſſelbe, und folgte ihm dicht auf den Hacken bis zum Portikus. Dort, vor der Säulenreihe der Façade, bemerkte ich die bausbäckige Geſtalt einer dicken Perſon, einer Frau mit großen Brüſten, wie man damals die Göttin der Freiheit abbildete. Vermuthlich war ſie die Pförtnerin des Pantheons. Es ſchien mir, als habe der Anblick des Sohnes von Albion ſie in eine treffliche Laune verſetzt. Mir ein Zeichen des Verſtändniſſes mit ihren Äuglein zublinzelnd, die wie Glühwürmchen in dem feiſten Geſicht funkelten, machte ſie ſich über den armen Engländer luſtig, und ich hörte zum erſten Mal

jenes laute gallische Lachen, das man bei uns nicht kennt, und das so gutmüthig und moquant zugleich ist, wie der lieblich edle französische Wein oder ein Kapitel von Rabelais. Nichts ist ansteckender als solch eine Lustigkeit, und ich selbst begann aus Herzensgrunde zu lachen, wie ich niemals daheim gelacht habe. Um ein Gespräch mit der schalkhaften und amüsanten Person anzuknüpfen, fiel es mir ein, sie zu fragen, wo die großen Männer seien, von denen die Inschrift dieses Hauses der Nationaldankbarkeit rede. Bei dieser Frage erhob die biedere Lacherin ein noch schallenderes Gelächter, die Thränen kamen ihr in die Augen, sie musste sich den Bauch halten, um nicht zu ersticken, und bei jedem Wort Athem holend, antwortete sie: „Ach, Sie kommen zu einer schlechten Stunde hieher. Gegenwärtig sind die großen Männer sehr rar bei uns — die letzte Ernte hat keinen Ertrag geliefert, aber wir hoffen, dass die nächste wohl besser ausfallen wird; unsere großen Männer in spe wachsen vortrefflich und versprechen Viel. Wollen Sie diese großen Männer der Zukunft sehen, welche jetzt noch sehr winzig sind, so brauchen Sie sich nur nach einem Etablissement zu begeben, das hier ganz in der Nähe auf dem Boulevard Mont-Parnasse liegt, und das man die Grande-Chau-

mière heißt. Dort ist die Pflanz- und Tanzschule jener kleinen großen Männer, jener Knirpse des Ruhmes, die eines Tages der Stolz Frankreichs und die Freude des Menschengeschlechts sein werden; Sie treffen es gut, denn es ist heute ein Donnerstag ...“ Die tolle Lacherin konnte nicht weiter reden, und als ich von ihr Abschied nahm, um mich nach dem angedeuteten Ort zu verfügen, hörte ich noch lange das Echo ihrer Lustigkeit.

In wenigen Minuten erreichte ich das provisorische Pantheon der künftigen großen Männer Frankreichs, welches man die Grande-Chaumière nennt. Es ist ein Name, mit welchem der republikanische Gedanke wahrscheinlich eine geheime Bedeutung verknüpft, denn le chaume (das Stroh) ist das Sinnbild des frugalen und arbeitsamen Lebens, und es wird das Symbol jener Proletarier, welche die stolzen Palläste des aristokratischen Hochmuths und Lasters zerstören werden, um an ihrer Stelle den Herd guter Sitten und der Tugend, die „große Strohhütte des Volkes,“ zu errichten. Ich trat in das Allerheiligste des Etablissements, welches diesen symbolischen Namen führt, und es thut mir fürwahr nicht leid um die zehn Sous, welche ich am Eingang bezahlen musste. Ich sah dort in der That die künftigen großen Män-

ner Frankreichs, die kleinen großen Männer, auf deren Stirn schon das Morgenroth ihres Ruhmes einen Abglanz warf, ich sah jene Helden der Zukunft, deren Leben und mehr oder minder herrliche Großthaten ein Plutarch beschreiben wird, der noch geboren werden soll, oder der zur Stunde an der Mutterbrust saugt, wenn er nicht vielleicht mit der Flasche genährt wird. All' diese Leute hingen der republikanischen Sache an und trugen das Kostüm einer unerschütterlichen Überzeugung, d. h. einen großen Filzhut und eine Tugendweste à la Robespierre, weit aufgeklappt und so weiß wie das Gewissen des Unbestechlichen! Chacun war dort mit seiner Chacune, und die jungen Jakobiner tanzten mit ihren jungen Jakobinerinnen. Es gab dort Catone des Rechts und Brutusse der Medicin; es gab dort Sempronias von der Nadel und Wams- oder Hosen-Portias, kurz, die Blüthe des Quartier-des-Ecoles. Diese Citoyennes Grisetten waren sehr vergnügt und so tugendhaft, wie das Klima des Pays latin es gestattet. Alle ohne Ausnahme waren enragierte Republikanerinnen; man sagt, dass sie oft ihre Liebhaber wechseln, aber niemals ihre Ansichten. Ich traf es gut, denn an jenem Tage war der Père La Hire, der Leiter des Etablissements, so zu sagen der Feldhüter dieser gro-

ßen Strohhütte, bougrement en colère, wie man zur Zeit des Père Duchêne ſagte. Dies Individuum, von athletiſcher Kraft und ein geborner Wütherich, amüſierte mich ſehr durch die naive Brutalität, mit welcher er den Anſtand ſeines Publikums überwachte. Eine arme Kleine, deren Halstuch ſich in der Hitze eines Kontretanzes ein biſschen verſchoben, ſchlich zitternd von dannen, als er ihr einen einzigen Drohblick zuwarf. Eine andere kleine Bürgerin, die er gleichfalls ein wenig zu dekolletiert fand, jagte er ſchimpflich fort. Dies Ungeheuer wuſſte nicht, daſs in Sparta die jungen Mädchen mit den jungen lacedämoniſchen Burſchen ſplitternackt tanzten, ohne daſs je die Keuſchheit in der Stadt Lykurg's große Gefahr gelaufen. Die Schamhaftigkeit eines Weibes iſt ein Wall für ihre Tugend, ſicherer als alle Kleider der Welt, wie wenig ausgeſchnitten dieſelben auch über dem Halſe. Der Père La Hire iſt der perſonificierte Schrecken für die Tänzer, welche die Schranken eines anſtändigen Kankans überſchreiten. Er packte zwei junge Robespierre bei den Krägen und, Beide mit ſeinen langen Händen vom Boden emporhebend, wie es einſt Herkules mit Antäus gethan, ſetzte er ſie vor die Thür; einen kleinen Saint-Juſt, der ſich beim Anblick dieſes tyranniſchen Aktes mauſig gemacht,

ſchmiſs er ihnen nach. Letzterer ſtand auf, bürſtete ſeinen langen Rock ab, zupfte ſeine hohe Kravatte zurecht, und proteſtierte gegen dieſe Verletzung der Menſchheitsrechte, indem er den Père La Hire einen Polignac ſchalt*). Das Orcheſter ſpielte in dieſem Augenblick die Marſeillaiſe.

Ich verdankte dieſem Zwiſchenfalle die Bekanntſchaft einer jungen Perſon, die in meiner Nähe ſtand, und die ich gegen den neugierigen Haufen in Schutz nahm. Sie war ſehr zierlich und klein, ihr Mund bildete ein Herz, ihre ſchwarzen Augen waren faſt zu groß, und es lag etwas Trotziges in dem Schnitt ihrer Stülpnaſe, deren feingeformte Nüſtern ſich bei jedem Geſchmetter der Muſik vor Luſt aufblähten. Man nannte ſie Mademoiſelle Joſephine, oder Joſephine, oder gar kurzweg Fifine. Als ſie erfuhr, daſs ich ein Deutſcher ſei, war ſie hoch erfreut, und ſie bat mich, ihr eine Bärenhaut zu ſchenken, denn ſeit Jahren, ſagte ſie, ſei es ihr Wunſch, eine Bärenhaut zu beſitzen, um dieſelbe vor ihr Bett zu legen; es ſei ihr beſtändiger Traum! Sie hielt mich mehr für einen Nordländer, als ich es wirklich war, und vermuthlich glauben dieſe Da-

*) Vgl. die Anmerkung auf S. 244 des vorliegenden Bandes.

Der Herausgeber.

men, daſs man in meinem Vaterlande nur die Hand auszuſtrecken braucht, um einen Bären am Kragen zu erfaſſen und ihm ſeine Haut abzuziehn. Die Kleine war ſo harmlos, ihr Lächeln war ſo ſchmeichleriſch, ihre Redeweiſe ſo ſüß, ihr zwitſcherndes Geplauder hallte in meinem Herzen ſo lieblich wieder, daſs ich mit Freuden, ein ſo guter Patriot ich auch bin, der franzöſiſchen Hexe zu Gefallen die Häute ſämmtlicher Bären Deutſchlands geopfert hätte. Ich ſchrieb ſofort ihr Begehren in mein Notizbuch, und, ihre Adreſſe aufzeichnend, verſprach ich ihr, daſs ich mich bald mit meiner deutſchen Bärenhaut bei ihr einſtellen würde. Inzwiſchen bat ich ſie, mir die Ehre zu erweiſen, eine ſüdlichere Frucht von mir anzunehmen, nämlich eine Apfelſine. Sie nahm dieſelbe ohne weitere Ceremonie mit der Bemerkung an, daſs ſie, nächſt Schweinsfüßen à la sainte Ménéhould, juſt Apfelſinen am liebſten äße. „Was aber jene, die Schweinsfüße, betrifft," fügte ſie hinzu, „ſo verehre ich dieſelben bis zur Abgötterei, und für dies Gericht könnte ich eine Nichtswürdigkeit begehen." Während Mademoiſelle Joſephine langſam und mit Behagen ihre Apfelſine verſpeiſte, oder, um mich ihres eigenen Ausdrucks zu bedienen, ſich mit derſelben identificierte, ſuchte ich ſie in eben ſo angenehmer wie belehrender Art

zu unterhalten. Von den Bärenhäuten kam ich auf die Zoologie, ja selbst auf die häklichste Frage der vergleichenden Anatomie, auf die Schwanzfrage, ob nämlich der erste Mensch mit einem Schwanze, wie die Affen, begabt gewesen, und ob die menschliche Race diese antediluvianische Zierat später durch eine mehr oder minder rühmliche Krankheit verloren? Mademoiselle Josephine war erstaunt über meine große Gelehrsamkeit, und sagte mir mehrmals: „Sie werden es weit bringen, mein Herr!“ Ich bezweifle nicht, dass sie mir recht hilfreich unter die Arme gegriffen, indem sie meine Talente im ganzen Faubourg Saint-Jacques und den angrenzenden Straßen herumposaunte. Durch die Weiber wird man berühmt in Paris.

Wie groß auch meine Dankbarkeit gegen sie sei, muss ich doch ehrlich bekennen, dass ich in meiner Unterhaltung mit Mademoiselle Josephine bemerkte, wie das arme Kind sehr unwissend war und nicht einmal die ethnographischen Elementarbegriffe kannte. Sie wusste zum Beispiel nicht, dass die Stadt Hamburg eine Republik, wie einstmals Athen, und dass sie bei Altona gelegen, wo sich Klopstock's Grab befindet. Eben so unbekannt war ihr der Unterschied zwischen den Preußen und den Russen, zwischen der Fuchtel und der Knute. Sie glaubte,

die Astronomie sei eine Erfindung des Herrn Arago, und als ich sie belehrte, daſs die Erde, der Ball, den wir bewohnen, sich beständig um die Sonne dreht, rief sie aus: „Wie entsetzlich! die bloße Vorstellung solch einer Dreherei macht mich schwindlig!“ Ihren feinen und zarten Körper durchflog ein Zittern, und sie frug: „Wer hat Ihnen denn gesagt, daſs die Erde sich um die Sonne dreht?“ Als ich antwortete: Ein Pole, Namens Kopernikus, zuckte sie die Achseln und rief: „Ein Pole? dann glaube ich kein Wort davon. Man darf niemals Dem trauen, was die Polen Einem sagen; sie haben nicht die Wahrheit erfunden. Ihr Deutsche seid, bei all eurem tiefen Wissen, zu leichtgläubig. Glauben denn bei euch die Frauen auch an dies alberne Geschwätz von einem Umdrehen der Erde, das Einem zugleich das Herz verdreht? Dann sind sie wohl nicht so nervös, wie wir Französinnen, und sie können deſshalb auch ernstere Studien vertragen; man hat mir gesagt, die deutschen Frauen wären tausendmal gebildeter, als wir, und sie wüſsten alle Mumien Ägyptens auswendig. In der That, wir jungen Mädchen in Frankreich sind schlecht erzogen, wir lernen gar Nichts, und ich, die mit Ihnen redet, denken Sie sich, ich habe gar keinen Unter-

richt genoſſen; Alles, was ich von der Naturgeſchichte weiß, habe ich von mir ſelbſt gelernt.“

Als galanter Schmeichler hielt ich dieſe Geſtändniſſe nationaler Unwiſſenheit für Übertreibung, und ich ging ſelbſt ſo weit, die Bildung der deutſchen Damen etwas über Gebühr herabzuſetzen. Ich behauptete, dieſelbe ſei nicht ſo vollkommen, wie man ſich's im Auslande vorſtellt, ſie ſei ſogar recht mangelhaft, und ich hätte zum Beiſpiel in meiner Heimat ſogenannte wohlerzogene junge Mädchen geſehen, welche die ſchalkhaften Lieder Beranger's nicht zu ſingen verſtänden. „Ach, unmöglich!“ rief Mademoiſelle Joſephine.

Mir fallen heute bei der Erinnerung an dieſe treffliche Perſon die Worte ein, welche Mephiſtofeles ſpricht, indem er Fauſt den Hexentrank überreicht:

„Du ſiehſt, mit dieſem Trank im Leibe,
Bald Helenen in jedem Weibe.“

Die Neuheit des Genres iſt der Hexentrank, welcher auf jeden Deutſchen, der zum erſten Mal nach Paris kommt, denſelben Zauber übt. Er vergafft ſich in das hübſche Geſicht der erſten, beſten Griſette, wie er von der Küche des ſchlechteſten Sudelkoches im Palais-Royal entzückt iſt, wo man

für zwei Franken per Kopf zu Mittag ſpeiſt. Aber es ſind für ihn neue Gerichte mit fremder Sauce. Später wird Einem ſchlimm zu Muth, wenn man daran denkt, daſs man dies verdächtige, allzu ſtark gewürzte Miſchimaſchi verſchluckt hat; denn wir haben ſpäter in Reſtaurants der guten Geſellſchaft mit Damen der guten Geſellſchaft diniert, und wir haben dort gelernt, jene zugleich pikanten und einfachen Gerichte zu ſchätzen, welche gar gekocht und kunſtgerecht arrangiert ſind, manchmal etwas Hautgout haben, aber ſtets vortrefflich ſchmecken.

Am Abend deſſelben Tages, an dem ich die Grande-Chaumière beſucht hatte, wo ich die großen Männer Frankreichs noch in embryoniſchem Zuſtande ſah, führte mich einer meiner Landsleute, der ſchon in der Welt bekannt war, in ein anderes Lokal, das einige Ähnlichkeit mit dem eben beſprochenen hatte. Das weibliche Geſchlecht befand ſich dort in überwiegender Majorität. Ich machte daſelbſt die Bekanntſchaft eines großen Mannes, welcher damals auf dem Gipfel ſeiner Größe ſtand. Seitdem iſt ſein Ruhm geſunken, aber in Frankreich hat Nichts Beſtand, und die großen Männer treten ſchnell wieder ins Dunkel; ſie erſcheinen nur, um zu verſchwinden. Der große Mann, von dem ich ſpreche,

war der berühmte Chicard*), der berühmte Lederhändler und Kankantänzer, eine vierschrötige Figur, deren roth aufgedunsenes Gesicht gegen die blendend weiße Kravatte vortrefflich abstach; steif und ernsthaft, glich er einem Mairie-Adjunkten, der sich eben anschickt, eine Rosière zu bekränzen. Ich bewunderte seinen Tanz, und ich sagte ihm, dass derselbe große Ähnlichkeit habe mit dem antiken Silenostanz, den man bei den Dionysien tanzte, und der von dem würdigen Erzieher des Bacchus, dem Silenos, seinen Namen empfangen. Auch Herr Chicard sagte mir viel Schmeichelhaftes über meine Gelehrsamkeit und präsentierte mich einigen Damen seiner Bekanntschaft, die ebenfalls nicht ermangelten, mein gründliches Wissen herumzurühmen, so dass sich bald mein Ruf in ganz Paris verbreitete, und die Direktoren von Zeitschriften mich aufsuchten, um meine Kollaboration zu gewinnen.

Zu den Personen, die ich bald nach meiner Ankunft in Paris sah, gehört auch Victor Bohain, und ich erinnere mich mit Freude dieser jovialen, geistreichen Figur, die durch liebenswürdige Anregungen Viel dazu beitrug, die Stirne des deutschen

---

*) Vgl. die Anmerkung auf S. 244 dieses Bandes.

Der Herausgeber.

Träumers zu entwölken*) und sein vergrämtes Herz in die Heiterkeit des französischen Lebens einzuweihen. Er hatte damals die „Europe littéraire“ gestiftet, und als Direktor derselben kam er zu mir mit dem Ansuchen, einige Artikel über Deutschland in dem Genre der Frau von Staël für seine Zeitschrift zu schreiben. Ich versprach, die Artikel zu liefern, jedoch ausdrücklich bemerkend, dass ich sie in einem ganz entgegengesetzten Genre schreiben würde. „Das ist mir gleich,“ — war die lachende Antwort — „außer dem Genre ennuyeux gestatte ich, wie Voltaire, jedes Genre.“ Damit ich armer Deutscher nicht in das Genre ennuyeux verfiele, lud Freund Bohain mich oft zu Tische und begoss meinen Geist mit Champagner. Niemand wusste besser, wie er, ein Diner anzuordnen, wo man nicht bloß die beste Küche, sondern auch die köstlichste Unterhaltung genoss; Niemand wusste so gut, wie er, als Wirth die Honneurs zu machen, Niemand so gut zu repräsentieren, wie Victor Bohain — auch hat er gewiss mit Recht seinen Aktionären der „Europe littéraire“ hunderttausend Franken Repräsentationskosten angerechnet. Seine Frau war

*) Der Schluss dieses Satzes fehlt in der französischen Ausgabe.

Der Herausgeber.

ſehr hübſch und beſaß ein niedliches Windſpiel, welches Zi-Zi hieß. Zu dem Humor des Mannes trug ſogar ſein hölzernes Bein Etwas bei, und wenn er, allerliebſt um den Tiſch herumhumpelnd, ſeinen Gäſten Champagner einſchenkte, glich er dem Vulkan, als Derſelbe das Amt Hebe's verrichtete in der jauchzenden Götterverſammlung. Wo iſt er jetzt? Ich habe lange Nichts von ihm gehört. Zuletzt, vor etwa zehn Jahren, ſah ich ihn in einem Wirthshauſe zu Granville; er war von England, wo er ſich aufhielt, um die koloſſale engliſche Nationalſchuld zu ſtudieren, und bei dieſer Gelegenheit ſeine kleinen Privatſchulden zu vergeſſen, nach jenem Hafenſtädtchen der Baſſe-Normandie auf einen Tag herübergekommen, und hier fand ich ihn an einem Tiſchchen ſitzend neben einer Bouteille Champagner und einem vierſchrötigen Spießbürger mit kurzer Stirn und aufgeſperrtem Maule, dem er das Projekt eines Geſchäftes auseinanderſetzte, woran, wie Bohain mit beredſamen Zahlen bewies, eine Million zu gewinnen war. Bohain's ſpekulativer Geiſt war immer ſehr groß, und wenn er ein Geſchäft erdachte, ſtand immer eine Million Gewinn in Ausſicht, nie weniger als eine Million. Die Freunde nannten ihn daher auch Meſſer Millione, wie einſt Marco Paolo in Venedig genannt wurde, als Der-

ſelbe nach ſeiner Rückkehr aus dem Morgenlande den maulaufſperrenden Landsleuten unter den Arkaden des Sankt Marco-Platzes von den hundert Millionen und wieder hundert Millionen Einwohnern erzählte, welche er in den Ländern, die er bereiſt, in China, der Tartarei, Indien u. ſ. w., geſehen habe. Die neuere Geographie hat den berühmten Venetianer, den man lange für einen Aufſchneider hielt, wieder zu Ehren gebracht, und auch von unſerm Pariſer Meſſer Millione dürfen wir behaupten, daſs ſeine induſtriellen Projekte immer großartig richtig erſonnen waren, und nur durch Zufälligkeiten in der Ausführung miſslangen; manche brachten große Gewinne, als ſie in die Hände von Perſonen kamen, die nicht ſo gut die Honneurs eines Geſchäftes zu machen, die nicht ſo prachtvoll zu repräſentieren wuſſten, wie Victor Bohain. Auch die „Europe littéraire“ war eine vortreffliche Konception, ihr Erfolg ſchien geſichert, und ich habe ihren Untergang nie begriffen. Noch den Vorabend des Tages, wo die Stockung begann, gab Victor Bohain in den Redaktionsſälen des Journals einen glänzenden Ball, wo er mit ſeinen dreihundert Aktionären tanzte, ganz ſo wie einſt Leonidas mit ſeinen dreihundert Spartanern den Tag vor der Schlacht bei den Thermopylen. Jedes-

mal, wenn ich in der Galerie des Louvre das Gemälde von David ſehe, welches dieſe antik heroiſche Scene darſtellt, denke ich an den erwähnten letzten Tanz des Victor Bohain; ganz ebenſo, wie der todesmuthige König des David'ſchen Bildes, ſtand er auf einem Beine; es war dieſelbe klaſſiſche Stellung. — Wanderer! wenn du in Paris die Chauſſée d'Antin nach den Boulevards herabwandelſt, und dich am Ende bei einem ſchmutzigen Thal, das die Rue basse du rempart geheißen, befindeſt, wiſſe! du ſtehſt hier vor den Thermopylen der „Europe littéraire," wo Victor Bohain heldenkühn fiel mit ſeinen dreihundert Aktionären.

Die Aufſätze, die ich, wie geſagt, für jene ephemere Zeitſchrift zu verfaſſen hatte und darin abdrucken ließ, gaben mir Veranlaſſung, in weiterer Ausführung über Deutſchland mich auszuſprechen, und mit Freuden begrüßte ich die Aufforderung des Direktors der „Revue des deux mondes," für ſein Journal eine Reihe von Aufſätzen über die geiſtige Entwickelung meines Vaterlandes zu ſchreiben. Dieſer Direktor war Nichts weniger als ein luſtiger Kumpan, wie Meſſer Millione; ſein Fehler war vielmehr ein übermäßiger Ernſt. Es iſt ihm ſeitdem durch gewiſſenhafte und ehrenwerthe Arbeit gelungen, ſeine Zeitſchrift zu einer wahren

Revue beider Welten zu machen, d. h. zu einer Revue, die in allen civiliſierten Ländern verbreitet iſt, wo ſie den Geiſt und die Größe der franzöſiſchen Literatur repräſentiert. In dieſer Revue alſo veröffentlichte ich meine neuen Arbeiten über die intellektuelle und ſociale Geſchichte meines Vaterlandes; Mademoiſelle Joſephine hatte wohl Recht, zu prophezeien, daſs ich es weit bringen würde. Der große Wiederhall, den dieſe Aufſätze fanden, gab mir den Muth, ſie zu ſammeln, ſie zu vervollſtändigen, und es entſtand dadurch das Buch, das du, theurer Leſer! jetzt in Händen haſt.

Ich wollte nicht bloß ſeinen Zweck, ſeine Tendenz, ſeine geheimſte Abſicht, ſondern auch die Geneſis des Buches hier offenbaren, damit Jeder um ſo ſicherer ermitteln könne, wie viel Glauben und Zutrauen meine Mittheilungen verdienen. Ich ſchrieb nicht im Genre der Frau von Staël, und wenn ich mich auch beſtrebte, ſo wenig ennuyant wie möglich zu ſein, ſo verzichtete ich doch im Voraus auf alle Effekte des Stiles und der Phraſe, die man bei Frau von Staël, dem größten Autor Frankreichs während dem Empire, in ſo hohem Grade antrifft. Ja, die Verfaſſerin der „Corinne“ überragt nach meinem Bedünken alle ihre Zeitgenoſſen, und ich kann das ſprühende Feuerwerk

ihrer Darſtellung nicht genug bewundern; aber dieſes Feuerwerk läſſt leider eine übelriechende Dunkelheit zurück, und wir müſſen eingeſtehen*), ihr Genie iſt nicht ſo geſchlechtlos, wie nach der früheren Behauptung der Frau von Staël das Genie ſein ſoll; ihr Genie iſt ein Weib, beſitzt alle Gebrechen und Launen des Weibes, und es war meine Pflicht als Mann, dem glänzenden Kankan dieſes Genies zu widerſprechen. Es war um ſo nothwendiger, da die Mittheilungen in ihrem Buch „De l'Allemagne“ ſich auf Gegenſtände bezogen, die den Franzoſen unbekannt waren und den Reiz der Neuheit beſaßen, z. B. Alles, was Bezug hat auf deutſche Philoſophie und romantiſche Schule. Ich glaube, in meinem Buche abſonderlich über erſtere die ehrlichſte Auskunft ertheilt zu haben, und die Zeit hat beſtätigt, was damals, als ich es vorbrachte, unerhört und unbegreiflich ſchien.

Ja, was die deutſche Philoſophie betrifft, ſo hatte ich unumwunden das Schulgeheimnis ausge-

*) Im Originalmanuſkript lautete die nachfolgende Stelle urſprünglich etwas ausführlicher: „ihr Genie, obſchon es die Hoſen ihres ſchweizeriſchen Landsmanns Rouſſeau angezogen hat, iſt doch ein weibliches Genie. Ach, es iſt nicht ſo geſchlechtlos, wie nach der ꝛc.“

Der Herausgeber.

plaudert, das, eingewickelt in ſcholaſtiſchen Formeln, nur den Eingeweihten der erſten Klaſſe bekannt war. Meine Offenbarungen erregten hier zu Lande die größte Verwunderung, und ich erinnere mich, daſs ſehr bedeutende franzöſiſche Denker mir naiv geſtanden, ſie hätten immer geglaubt, die deutſche Philoſophie ſei ein gewiſſer myſtiſcher Nebel, worin ſich die Gottheit wie in einer heiligen Wolkenburg verborgen halte, und die deutſchen Philoſophen ſeien ekſtatiſche Seher, die nur Frömmigkeit und Gottesfurcht athmeten. Es iſt nicht meine Schuld, daſs Dieſes nie der Fall geweſen, daſs die deutſche Philoſophie juſt das Gegentheil iſt von Dem, was wir bisher Frömmigkeit und Gottesfurcht nannten, und daſs unſre modernſten Philoſophen den vollſtändigſten Atheismus als das letzte Wort unſrer deutſchen Philoſophie proklamierten. Sie riſſen ſchonungslos und mit bacchantiſcher Lebensluſt den blauen Vorhang vom deutſchen Himmel, und riefen: „Sehet, alle Gottheiten ſind entflohen, und dort oben ſitzt nur noch eine alte Jungfer mit bleiernen Händen und traurigem Herzen: die Nothwendigkeit.“

Ach! was damals ſo befremdlich klang, wird jetzt jenſeits des Rheins auf allen Dächern gepredigt, und der fanatiſche Eifer mancher dieſer Prädikanten iſt entſetzlich! Wir haben jetzt fanatiſche

Mönche des Atheismus, Großinquisitoren des Unglaubens, die den Herrn von Voltaire verbrennen lassen würden, weil er doch im Herzen ein verstockter Deist gewesen. So lange solche Doktrinen noch Geheimgut einer Aristokratie von Geistreichen blieben und in einer vornehmen Koterie-Sprache besprochen wurden, welche den Bedienten, die aufwartend hinter uns standen, während wir bei unsern philosophischen Petits-Soupers blasphemierten, unverständlich war — so lange gehörte auch ich zu den leichtsinnigen Esprits forts, wovon die Meisten jenen liberalen Grands-Seigneurs glichen, die kurz vor der Revolution mit den neuen Umsturzideen die Langeweile ihres müßigen Hoflebens zu verscheuchen suchten. Als ich aber merkte, daſs die rohe Plebs, der Jan Hagel, ebenfalls dieselben Themata zu diskutieren begann in seinen schmutzigen Symposien, wo statt der Wachskerzen und Girandolen nur Talglichter und Thranlampen leuchteten, als ich sah, daſs Schmierlappen von Schuster- und Schneidergesellen in ihrer plumpen Herbergsprache die Existenz Gottes zu leugnen sich unterfingen — als der Atheismus anfing, sehr stark nach Käse, Branntwein und Taback zu stinken: da gingen mir plötzlich die Augen auf, und was ich nicht durch meinen Verstand begriffen hatte, Das begriff ich

jetzt durch den Geruchssinn, durch das Misbehagen des Ekels, und mit meinem Atheismus hatte es, Gottlob! ein Ende.

Um die Wahrheit zu sagen, es mochte nicht bloß der Ekel sein, was mir die Grundsätze der Gottlosen verleidete und meinen Rücktritt veranlasste. Es war hier auch eine gewisse weltliche Besorgnis im Spiel, die ich nicht überwinden konnte; ich sah nämlich, dass der Atheismus ein mehr oder minder geheimes Bündnis geschlossen mit dem schauderhaft nacktesten, ganz feigenblattlosen, kommunen Kommunismus. Meine Scheu vor dem letztern hat wahrlich Nichts gemein mit der Furcht des Glückspilzes, der für seine Kapitalien zittert, oder mit dem Verdruss der wohlhabenden Gewerbsleute, die in ihren Ausbeutungsgeschäften gehemmt zu werden fürchten; nein, mich beklemmt vielmehr die geheime Angst des Künstlers und des Gelehrten, die wir unsre ganze moderne Civilisation, die mühselige Errungenschaft so vieler Jahrhunderte, die Frucht der edelsten Arbeiten unsrer Vorgänger, durch den Sieg des Kommunismus bedroht sehen*). Fortgerissen von der Strömung großmüthiger Gesinnung,

*) Die folgenden drei Sätze sind in der französischen Ausgabe der Form nach etwas kürzer ausgedrückt.
Der Herausgeber.

mögen wir immerhin die Interessen der Kunst und Wissenschaft, ja alle unsre Partikularinteressen dem Gesammtinteresse des leidenden und unterdrückten Volkes aufopfern; aber wir können uns nimmermehr verhehlen, wessen wir uns zu gewärtigen haben, sobald die große rohe Masse, welche die Einen das Volk, die Andern den Pöbel nennen, und deren legitime Souveränetät bereits längst proklamiert worden, zur wirklichen Herrschaft käme. Ganz besonders empfindet der Dichter ein unheimliches Grauen vor dem Regierungsantritte dieses täppischen Souveräns. Wir wollen gern für das Volk uns opfern, denn Selbstaufopferung gehört zu unsern raffiniertesten Genüssen — die Emancipation des Volkes war die große Aufgabe unseres Lebens, und wir haben dafür gerungen und namenloses Elend ertragen, in der Heimath wie im Exil — aber die reinliche, sensitive Natur des Dichters sträubt sich gegen jede persönlich nahe Berührung mit dem Volke, und noch mehr schrecken wir zusammen bei dem Gedanken an seine Liebkosungen, vor denen uns Gott bewahre! Ein großer Demokrat sagte einst: er würde, hätte ein König ihm die Hand gedrückt, sogleich seine Hand ins Feuer halten, um sie zu reinigen. Ich möchte in derselben Weise sagen: Ich würde meine Hand waschen, wenn

mich das souveräne Volk mit seinem Händedruck beehrt hätte.

O das Volk, dieser arme König in Lumpen, hat Schmeichler gefunden, die viel schamloser, als die Höflinge von Byzanz und Versailles, ihm ihren Weihrauchkessel an den Kopf schlugen. Diese Hoflakaien des Volkes rühmen beständig seine Vortrefflichkeiten und Tugenden, und rufen begeistert: „Wie schön ist das Volk! wie gut ist das Volk! wie intelligent ist das Volk!“ — Nein, ihr lügt. Das arme Volk ist nicht schön; im Gegentheil, es ist sehr häßlich. Aber diese Häßlichkeit entstand durch den Schmutz und wird mit demselben schwinden, sobald wir öffentliche Bäder erbauen, wo Seine Majestät das Volk sich unentgeltlich baden kann. Ein Stückchen Seife könnte dabei nicht schaden, und wir werden dann ein Volk sehen, das hübsch propre ist, ein Volk, das sich gewaschen hat*). Das Volk, dessen Güte so sehr gepriesen wird, ist gar nicht gut; es ist manchmal so böse, wie einige andere Potentaten. Aber seine Bosheit kommt vom Hunger; wir müssen sorgen, daß das souveräne Volk immer zu essen habe; sobald aller-

*) Dieser Satz fehlt in der französischen Ausgabe.
Der Herausgeber.

höchſt daſſelbe gehörig gefüttert und geſättigt ſein mag, wird es euch auch huldvoll und gnädig anlächeln, ganz wie die Andern. Seine Majeſtät das Volk iſt ebenfalls nicht ſehr intelligent*); es iſt vielleicht dümmer, als die Andern, es iſt faſt ſo beſtialiſch dumm, wie ſeine Günſtlinge. Liebe und Vertrauen ſchenkt es nur Denjenigen, die den Jargon ſeiner Leidenſchaft reden oder heulen, während es jeden braven Mann haſſt, der die Sprache der Vernunft mit ihm ſpricht, um es zu erleuchten und zu veredeln. iſt es in Paris, ſo war es in Jeruſalem. Laſſt dem Volk die Wahl zwiſchen dem Gerechteſten der Gerechten und dem ſcheußlichſten Straßenräuber, ſeid ſicher, es ruft: „Wir wollen den Barnabas! Es lebe der Barnabas!“ — Der Grund dieſer Verkehrtheit iſt die Unwiſſenheit; dieſes Nationalübel müſſen wir zu tilgen ſuchen durch öffentliche Schulen für das Volk, wo ihm der Unterricht auch mit den dazu gehörigen Butterbröten und ſonſtigen Nahrungsmitteln unentgeltlich er-

*) „es iſt ſo ſtupid, wie ein Monarch eben ſein darf; es iſt manchmal ſo dumm wie jene Brutuſſe, die es zu ſeinen Mandatarien macht, wenn es ſich für einen Augenblick der abſoluten Gewalt bemächtigt.“ lautet der Schluß dieſes Satzes in der franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

theilt werde. — Und wenn Jeder im Volke in den Stand gesetzt ist, sich alle beliebigen Kenntnisse zu erwerben, werdet ihr bald auch ein intelligentes Volk sehen — Vielleicht wird dasselbe am Ende noch so gebildet, so geistreich, so witzig sein, wie wir es sind, nämlich wie ich und du, mein theurer Leser, und wir bekommen bald noch andre gelehrte Friseure, welche Verse machen wie Monsieur Jasmin zu Toulouse, und noch viele andre philosophische Flickschneider, welche ernsthafte Bücher schreiben, wie unser Landsmann, der famose Weitling.

Bei dem Namen dieses famosen Weitling taucht mir plötzlich mit all ihrem komischen Ernste die Scene meines ersten und letzten Zusammentreffens mit dem damaligen Tageshelden wieder im Gedächtnis herauf. Der liebe Gott, der von der Höhe seiner Himmelsburg Alles sieht, lachte wohl herzlich über die saure Miene, die ich geschnitten haben muss, als mir in dem Buchladen meines Freundes Campe zu Hamburg der berühmte Schneidergesell entgegentrat und sich als einen Kollegen ankündigte, der sich zu denselben revolutionären und atheistischen Doktrinen bekenne. Ich hätte wirklich in diesem Augenblick gewünscht, dass der liebe Gott gar nicht existiert haben möchte, damit er nur nicht die Verlegenheit und Beschämung sähe, worin mich

eine solche saubre Genossenschaft versetzte! Der liebe Gott hat mir gewiss alle meine alten Frevel von Herzen verziehen, wenn er die Demüthigung in Anschlag brachte, die ich bei jenem Handwerksgruß des ungläubigen Knotenthums, bei jenem kollegialischen Zusammentreffen mit Weitling empfand. Was meinen Stolz am meisten verletzte, war der gänzliche Mangel an Respekt, den der Bursche an den Tag legte, während er mit mir sprach. Er behielt die Mütze auf dem Kopf, und während ich vor ihm stand, saß er auf einer kleinen Holzbank, mit der einen Hand sein zusammengezogenes rechtes Bein in die Höhe haltend, so dass er mit dem Knie fast sein Kinn berührte; mit der andern Hand rieb er beständig dieses Bein oberhalb der Fußknöchel. Diese unehrerbietige Positur hatte ich anfangs den kauernden Handwerksgewöhnungen des Mannes zugeschrieben, doch er belehrte mich eines Bessern, als ich ihn befrug, warum er beständig in erwähnter Weise sein Bein riebe? Er sagte mir nämlich im unbefangen gleichgültigsten Tone, als handle es sich von einer Sache, die ganz natürlich, dass er in den verschiedenen deutschen Gefängnissen, worin er gesessen, gewöhnlich mit Ketten belastet worden sei; und da manchmal der eiserne Ring, welcher das Bein umschloss, etwas zu eng gewesen,

habe er an jener Stelle eine jückende Empfindung bewahrt, die ihn zuweilen veranlasse, sich dort zu reiben. Bei diesem naiven Geständnis muſs der Schreiber dieser Blätter ungefähr so ausgesehen haben, wie der Wolf in der äsopischen Fabel, als er seinen Freund den Hund befragt hatte, warum das Fell an seinem Halse so abgescheuert sei, und dieser zur Antwort gab: „Des Nachts legt man mich an die Kette.“ — Ja, ich gestehe, ich wich einige Schritte zurück, als der Schneider solchermaßen mit seiner widerwärtigen Familiarität von den Ketten sprach, womit ihn die deutschen Schließer zuweilen beläſtigten, wenn er im Loch saß — „Loch! Schließer! Ketten!“ lauter fatale Koteriewworte einer geschlossenen Gesellschaft, womit man mir eine schreckliche Vertrautheit zumuthete. Und es war hier nicht die Rede von jenen metaphorischen Ketten, die jetzt die ganze Welt trägt, die man mit dem größten Anstand tragen kann, und die sogar bei Leuten von gutem Ton in die Mode gekommen — nein, bei den Mitgliedern jener geschlossenen Gesellschaft sind Ketten gemeint in ihrer eisernsten Bedeutung, Ketten, die man mit einem eisernen Ring ans Bein befestigt — und ich wich einige Schritte zurück, als der Schneider Weitling von solchen Ketten sprach. Nicht etwa die Furcht

vor dem Sprichwort: „Mitgefangen, mitgehangen!“ nein, mich ſchreckte vielmehr das Nebeneinandergehenktwerden.

Seltſame Widerſprüche in den Gefühlen des menſchlichen Herzens! Ich, der eines Tages zu Münſter mit inbrünſtigen Lippen die Reliquien des Schneiders Jan von Leyden geküſſt hatte, nebſt den Ketten, die er getragen, und den Zangen, mit denen man ihn gezwickt und die man noch heut zu Tage in einer Niſche vor dem Rathhauſe zu Münſter aufbewahrt — ich, der dem todten Schneider einen enthuſiaſtiſchen Kultus gewidmet: ich empfand eine unüberwindliche Averſion vor der Annäherung des lebendigen Schneiders, des Mannes, welcher doch ein Apoſtel und Märtyrer derſelben Sache war, für die Jan von Leiden, der König von Zion, glorreichen Andenkens, gelitten. Ich vermag dies Phänomen, dieſe Verirrung des menſchlichen Geiſtes, nicht zu erklären, und ich beſchränke mich darauf, die Thatſache hier zu konſtatieren, eine wie ungünſtige und harte Deutung ein ſolches Geſtändnis auch erfahren mag.

Dieſer Weitling, der jetzt verſchollen, war übrigens ein Menſch von Talent; es fehlte ihm nicht an Gedanken, und ſein Buch, betitelt: „Die Garantien der Geſellſchaft,“ war lange Zeit der Ka-

techismus der deutschen Kommunisten. Die Anzahl dieser Letztern hat sich in Deutschland während der letzten Jahre ungeheuer vermehrt, und diese Partei ist zu dieser Stunde unstreitig eine der mächtigsten jenseits des Rheines. Die Handwerker bilden den Kern einer Unglaubensarmee, die vielleicht nicht sonderlich discipliniert, aber in doktrineller Beziehung ganz vorzüglich einexerciert ist. Diese deutschen Handwerker bekennen sich größtentheils zum krassesten Atheismus, und sie sind gleichsam verdammt, dieser trostlosen Negation zu huldigen, wenn sie nicht in einen Widerspruch mit ihrem Princip, und somit in völlige Ohnmacht verfallen wollen. Diese Kohorten der Zerstörung, diese Sapeure, deren Axt das ganze gesellschaftliche Gebäude bedroht, sind den Chartisten Englands und den Gleichmachern und Umwälzern in andern Ländern unendlich überlegen, wegen der schrecklichen Konsequenz ihrer Doktrin; denn in dem Wahnsinn, der sie antreibt, ist, wie Polonius sagen würde, Methode. Die englischen Chartisten werden nur durch den Hunger, und nicht durch eine Idee, getrieben, und sobald sie ihren Hunger mit Roastbeef und Plumpudding und ihren Durst mit gutem Ale gestillt haben, werden sie nicht mehr gefährlich sein; gesättigt, fallen sie wie Blutegel zur Erde. Die mehr oder minder geheimen Führer der

deutſchen Kommuniſten ſind große Logiker, von denen die ſtärkſten aus der Hegel'ſchen Schule hervorgegangen, und ſie ſind ohne Zweifel die fähigſten Köpfe und die energievollſten Charaktere Deutſchlands. Dieſe Doktoren der Revolution und ihre mitleidslos entſchloſſenen Jünger ſind die einzigen Männer in Deutſchland, denen Leben innewohnt, und ihnen gehört die Zukunft. Alle andern Parteien und ihre linkiſchen Vertreter ſind todt, mauſetodt und wohl eingeſargt unter der Kuppel der St. Paulskirche zu Frankfurt. Ich ſpreche hier weder Wünſche noch Beklagniſſe aus; ich berichte Thatſachen, und ich rede die Wahrheit.

Das Verdienſt, jene grauenhaften Erſcheinungen, welche erſt ſpäter eintrafen, in meinem Buche „De l'Allemagne“ lange vorausgeſagt zu haben, iſt nicht von großem Belange. Ich konnte leicht prophezeien, welche Lieder einſt in Deutſchland gepfiffen und gezwitſchert werden dürften, denn ich ſah die Vögel ausbrüten, welche ſpäter die neuen Sangesweiſen anſtimmten. Ich ſah, wie Hegel mit ſeinem faſt komiſch ernſthaften Geſichte als Bruthenne auf den fatalen Eiern ſaß, und ich hörte ſein Gackern. Ehrlich geſagt, ſelten verſtand ich ihn, und erſt durch ſpäteres Nachdenken gelangte ich zum Verſtändnis ſeiner Worte. Ich glaube, er

wollte gar nicht verstanden sein, und daher sein verklausulierter Vortrag, daher vielleicht auch seine Vorliebe für Personen, von denen er wusste, dass sie ihn nicht verständen, und denen er um so bereitwilliger die Ehre seines nähern Umgangs gönnte. So wunderte sich Jeder in Berlin über den intimen Verkehr des tiefsinnigen Hegel mit dem verstorbenen Heinrich Beer, einem Bruder des durch seinen Ruhm allgemein bekannten und von den geistreichsten Journalisten gefeierten Giacomo Meyerbeer*). Jener Beer, nämlich der Heinrich, war ein schier unkluger Gesell, der auch wirklich späterhin von seiner Familie für blödsinnig erklärt und unter Kuratel gesetzt wurde, weil er, anstatt sich durch sein großes Vermögen einen Namen zu machen in der Kunst oder Wissenschaft, vielmehr für läppische Schnurrpfeifereien seinen Reichthum vergeudete und z. B. eines Tags für sechstausend Thaler Spazierstöcke gekauft hatte. Dieser arme Mensch, der weder für einen großen Tragödiendichter, noch für einen großen Sterngucker, oder für ein lorberbekränztes musikalisches Genie, einen Nebenbuhler von Mozart und Rossini, gelten wollte und lieber sein Geld

*) Die zwei folgenden Sätze fehlen in der französischen Ausgabe.

Der Herausgeber.

für Spazierstöcke ausgab — dieser aus der Art geschlagene Beer genoss den vertrautesten Umgang Hegel's, er war der Intimus des Philosophen, sein Pylades, und begleitete ihn überall wie sein Schatten. Der eben so witzige wie talentbegabte Felix Mendelssohn suchte einst dieses Phänomen zu erklären, indem er behauptete: Hegel verstände den Heinrich Beer nicht. Ich glaube aber jetzt, der wirkliche Grund jenes intimen Umgangs bestand darin, dass Hegel überzeugt war, Heinrich Beer verstände Nichts von Allem, was er ihn reden höre, und er konnte daher in seiner Gegenwart sich ungeniert allen Geistesergießungen des Moments überlassen. Überhaupt war das Gespräch von Hegel immer eine Art von Monolog, stoßweis hervorgeseufzt mit klangloser Stimme; das Barocke der Ausdrücke frappierte mich oft, und von letztern blieben mir viele im Gedächtnis. Eines schönen, hellgestirnten Abends standen wir Beide neben einander am Fenster, und ich, ein zweiundzwanzigjähriger junger Mensch, ich hatte eben gut gegessen und Kaffe getrunken, und ich sprach mit Schwärmerei von den Sternen und nannte sie den Aufenthalt der Seligen. Der Meister aber brümmelte vor sich hin: „Die Sterne, hum! hum! die Sterne sind nur ein leuchtender Aussatz am Himmel.“ Um Gotteswillen, rief ich,

es giebt also droben kein glückliches Lokal, um dort die Tugend nach dem Tode zu belohnen? Jener aber, indem er mich mit seinen bleichen Augen stier ansah, sagte schneidend: „Sie wollen also noch ein Trinkgeld dafür haben, daſs Sie Ihre kranke Mutter gepflegt und Ihren Herrn Bruder nicht vergiftet haben?“ — Bei diesen Worten sah er sich ängstlich um, doch er schien gleich wieder beruhigt, als er bemerkte, daſs nur Heinrich Beer herangetreten war, um ihn zu einer Partie Whist einzuladen.

Wie schwer das Verständnis der Hegel'schen Schriften ist, wie leicht man sich hier täuschen kann, und zu verstehen glaubt, während man nur dialektische Formeln nachzukonstruieren gelernt, Das merkte ich erst viele Jahre später hier in Paris, als ich mich damit beschäftigte, aus dem abstrakten Schul-Idiom jene Formeln in die Muttersprache des gesunden Verstandes und der allgemeinen Verständlichkeit, ins Französische, zu übersetzen. Hier muſs der Dolmetsch bestimmt wissen, was er zu sagen hat, und der verschämteste Begriff ist gezwungen, die mystischen Gewänder fallen zu lassen und sich in seiner Nacktheit zu zeigen. Ich hatte nämlich den Vorsatz gefasst, eine allgemein verständliche Darstellung der ganzen Hegel'schen Philosophie zu

verfaſſen, um ſie einer neuern Ausgabe meines Buches „De l'Allemagne“ als Ergänzung deſſelben einzuverleiben. Ich beſchäftigte mich während zwei Jahren mit dieſer Arbeit, und es gelang mir nur mit Noth und Anſtrengung, den ſpröden Stoff zu bewältigen und die abſtrakteſten Partien ſo populär als möglich vorzutragen. Doch als das Werk endlich fertig war, erfaſſte mich bei ſeinem Anblick ein unheimliches Grauen, und es kam mir vor, als ob das Manuſkript mich mit fremden, ironiſchen, ja boshaften Augen anſähe. Ich war in eine ſonderbare Verlegenheit gerathen; Autor und Schrift paſſten nicht mehr zuſammen. Es hatte ſich nämlich um jene Zeit der obenerwähnte Widerwille gegen den Atheismus ſchon meines Gemüthes bemeiſtert, und da ich mir geſtehen muſſte, daſs allen dieſen Gottloſigkeiten die Hegel'ſche Philoſophie den furchtbarſten Vorſchub geleiſtet, ward ſie mir äußerſt unbehaglich und fatal. Ich empfand überhaupt nie eine allzugroße Begeiſterung für dieſe Philoſophie, und von Überzeugung konnte in Bezug auf dieſelbe gar nicht die Rede ſein. Ich war nie abſtrakter Denker *), und ich nahm die Syntheſe der Hegel'-

*) „Ich war nie Selbſtdenker,“ ſteht im Originalmanuſkript. Der Ausdruck ward von Heine erſt bei Reviſion der Korrekturbogen geändert. Der Herausgeber.

ſchen Doktrin ungeprüft an, da ihre Folgerungen meiner Eitelkeit ſchmeichelten. Ich war jung und ſtolz, und es that meinem Hochmuth wohl, als ich von Hegel erfuhr, daſs nicht, wie meine Großmutter meinte, der liebe Gott, der im Himmel reſidiert, ſondern ich ſelbſt hier auf Erden der liebe Gott ſei*). Dieſer thörichte Stolz übte keineswegs einen verderblichen Einfluſs auf meine Gefühle, die er vielmehr bis zum Heroismus ſteigerte; und ich machte damals einen ſolchen Aufwand von Großmuth und Selbſtaufopferung, daſs ich dadurch die brillanteſten Hochthaten jener guten Spießbürger der Tugend, die nur aus Pflichtgefühl handelten und nur den Geſetzen der Moral gehorchten, gewiſs außerordentlich verdunkelte. War ich doch ſelber jetzt das lebende Geſetz der Moral und der Quell alles Rechtes und aller Befugnis. Ich war die Urſittlichkeit, ich war unſündbar, ich war die inkar-

*) Hier findet ſich in der franzöſiſchen Ausgabe der Zwiſchenſatz: „Ich hatte niemals glauben wollen, daſs Gott Menſch geworden, ich hielt dies erhabene Dogma für Aberglauben, und ſpäter glaubte ich Hegel aufs Wort, als ich ihn ſagen hörte, daſs der Menſch Gott ſei. Dieſe Vorſtellung behagte mir, ich nahm ſie alles Ernſtes an, und ich führte meine göttliche Rolle mit ſo viel Anſtand, wie möglich, durch.“

Der Herausgeber.

nierte Reinheit; die anrüchigſten Magdalenen wurden purificiert durch die läuternde und ſühnende Macht meiner Liebesflammen, und fleckenlos wie Lilien und erröthend wie keuſche Roſen, mit einer ganz neuen Jungfräulichkeit, gingen ſie hervor aus den Umarmungen des Gottes. Dieſe Reſtaurationen beſchädigter Magdthümer, ich geſtehe es, erſchöpften zuweilen meine Kräfte. Aber ich gab, ohne zu feilſchen, und unerſchöpflich war der Born meiner Barmherzigkeit. Ich war ganz Liebe und war ganz frei von Haſs. Ich rächte mich auch nicht mehr an meinen Feinden, da ich im Grunde keinen Feind mehr hatte, oder vielmehr Niemand als ſolchen anerkannte; für mich gab es jetzt nur noch Ungläubige, die an meiner Göttlichkeit zweifelten — Jede Unbill, die ſie mir anthaten, war ein Sakrilegium, und ihre Schmähungen waren Blasphemien. Solche Gottloſigkeiten konnte ich freilich nicht immer ungeahndet laſſen, aber alsdann war es nicht eine menſchliche Rache, ſondern die Strafe Gottes, die den Sünder traf. Bei dieſer höhern Gerechtigkeitspflege unterdrückte ich zuweilen mit mehr oder weniger Mühe alles gemeine Mitleid*). Wie ich

*) Dieſer Satz fehlt in der franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

keine Feinde beſaß, ſo gab es für mich auch keine Freunde, ſondern nur Gläubige, die an meine Herrlichkeit glaubten, die mich anbeteten, auch meine Werke lobten, ſowohl die verſificierten, wie die, welche ich in Proſa geſchaffen, und dieſer Gemeinde von wahrhaft Frommen und Andächtigen that ich ſehr viel Gutes, zumal den jungen Devotinnen.

Aber die Repräſentationskoſten eines Gottes, der ſich nicht lumpen laſſen will und weder Leib noch Börſe ſchont, ſind ungeheuer; um eine ſolche Rolle mit Anſtand zu ſpielen, ſind beſonders zwei Dinge unentbehrlich: viel Geld und viel Geſundheit. Leider geſchah es, daſs eines Tages — im Februar 1848 — dieſe beiden Requiſiten mir abhanden kamen, und meine Göttlichkeit gerieth dadurch ſehr ins Stocken. Zum Glück war das verehrungswürdige Publikum in jener Zeit mit ſo großen, unerhörten, fabelhaften Schauſpielen beſchäftigt, daſs daſſelbe die Veränderung, die damals mit meiner kleinen Perſon vorging, nicht beſonders bemerken mochte. Ja, ſie waren unerhört und fabelhaft, die Ereigniſſe in jenen tollen Februartagen, wo die Weisheit der Klügſten zu Schanden gemacht und die Auserwählten des Blödſinns aufs Schild gehoben wurden. Die Letzten wurden die Erſten, das Unterſte kam zu oberſt, ſowohl die Dinge wie die

Gedanken waren umgestürzt, es war wirklich die verkehrte Welt. — Wäre ich in dieser unsinnigen, auf den Kopf gestellten Zeit ein vernünftiger Mensch gewesen, so hätte ich gewiss durch jene Ereignisse meinen Verstand verloren, aber verrückt, wie ich damals war, musste das Gegentheil geschehen, und sonderbar! just in den Tagen des allgemeinen Wahnsinns kam ich selber wieder zur Vernunft! Gleich vielen andren heruntergekommenen Göttern jener Umsturzperiode, musste auch ich kümmerlich abdanken und in den menschlichen Privatstand wieder zurücktreten. Das war auch das Gescheiteste, das ich thun konnte. Ich kehrte zurück in die niedre Hürde der Gottesgeschöpfe, und ich huldigte wieder der Allmacht eines höchsten Wesens, das den Geschicken dieser Welt vorsteht, und das auch hinfüro meine eignen irdischen Angelegenheiten leiten sollte. Letztere waren während der Zeit, wo ich meine eigne Vorsehung war, in bedenkliche Verwirrung gerathen, und ich war froh, sie gleichsam einem himmlischen Intendanten zu übertragen, der sie mit seiner Allwissenheit wirklich viel besser besorgt. Die Existenz eines Gottes war seitdem für mich nicht bloß ein Quell des Heils, sondern sie überhob mich auch aller jener quälerischen Rechnungsgeschäfte, die mir so verhasst, und ich verdanke ihr die größten

Erſparniſſe. Wie für mich, brauche ich jetzt auch nicht mehr für Andre zu ſorgen, und ſeit ich zu den Frommen gehöre, gebe ich faſt gar Nichts mehr aus für Unterſtützung von Hilfsbedürftigen; — ich bin zu beſcheiden, als daſs ich der göttlichen Fürſehung, wie ehemals, ins Handwerk pfuſchen ſollte, ich bin kein Gemeindeverſorger mehr, kein Nachäffer Gottes, und meinen ehemaligen Klienten habe ich mit frommer Demuth angezeigt, daſs ich nur ein armſeliges Menſchengeſchöpf bin, eine ſeufzende Kreatur, die mit der Weltregierung Nichts mehr zu ſchaffen hat, und daſs ſie ſich hinfüro in Noth und Trübſal an den Herrgott wenden müſſten, der im Himmel wohnt, und deſſen Budget eben ſo unermeſſlich wie ſeine Güte iſt, während ich armer Exgott ſogar in meinen göttlichſten Tagen, um meinen Wohlthätigkeitsgelüſten zu genügeu, ſehr oft den Teufel an dem Schwanz ziehen muſſte.

Tirer le diable par la queue iſt in der That einer der glücklichſten Ausdrücke der franzöſiſchen Sprache, aber die Sache ſelbſt war höchſt demüthigend für einen Gott. Ja, ich bin froh, meiner angemaßten Glorie entledigt zu ſein, und kein Philoſoph wird mir jemals wieder einreden, daſs ich ein Gott ſei! Ich bin nur ein armer Menſch, der

obendrein nicht mehr ganz gesund*) und sogar sehr krank ist. In diesem Zustand ist es eine wahre Wohlthat für mich, dass es Jemand im Himmel giebt, dem ich beständig die Litanei meiner Leiden vorwimmern kann, besonders nach Mitternacht, wenn Mathilde sich zur Ruhe begeben, die sie oft sehr nöthig hat. Gottlob! in solchen Stunden bin ich nicht allein, und ich kann beten und flennen, so viel ich will, und ohne mich zu genieren, und ich kann ganz mein Herz ausschütten vor dem Allerhöchsten und ihm Manches vertrauen, was wir sogar unsrer eigenen Frau zu verschweigen pflegen**).

*) „ist, und sogar an einer Indisposition leidet, — einer sehr leichten zwar, wie meine Ärzte behaupten, die mich aber schon seit länger als sechs Jahren ans Bett fesselt.“ schließt dieser Satz in der französischen Ausgabe.

Der Herausgeber.

**) In der französischen Ausgabe folgen hier noch die nachstehenden Sätze: „Wie thöricht und grausam sind also jene atheistischen Philosophen, jene kalten und gesunden Dialektiker, welche sich's angelegen sein lassen, den leidenden Menschen ihren himmlischen Trost, ihr einziges Beruhigungsmittel zu rauben. Man hat gesagt, die Menschheit sei krank, die Welt sei ein großes Hospital. Es wäre noch schrecklicher, wenn man sagen müsste, die Welt sei ein großes Hotel-Dieu ohne Gott (un grand Hôtel-Dieu sans Dieu).“

Der Herausgeber.

Nach obigen Geständniſſen wird der geneigte Leſer leichtlich begreifen, warum mir meine Arbeit über die Hegel'ſche Philoſophie nicht mehr behagte. Ich ſah gründlich ein, daſs der Druck derſelben weder dem Publikum noch dem Autor heilſam ſein konnte, ich ſah ein, daſs die magerſten Spittelſuppen der chriſtlichen Barmherzigkeit für die verſchmachtende Menſchheit noch immer erquicklicher ſein dürften, als das gekochte graue Spinnweb der Hegel'ſchen Dialektik; — ja, ich will Alles geſtehen, ich bekam auf einmal eine große Furcht vor den ewigen Flammen — es iſt freilich ein Aberglaube, aber ich hatte Furcht — und an einem ſtillen Winterabend, als eben in meinem Kamin ein ſtarkes Feuer brannte, benutzte ich die ſchöne Gelegenheit, und ich warf mein Manuſkript über die Hegel'ſche Philoſophie in die lodernde Gluth, wie einſt mein Freund Kitzler bei ähnlichem Anlaſſe gethan*); die brennenden Blätter flogen hinauf in den Schlot mit einem ſonderbaren kichernden Geknifter.

Gottlob, ich war ſie los! Ach, könnte ich doch Alles, was ich einſt über deutſche Philoſophie

---

*) Vgl. Band VII, S. 211—218.

Der Herausgeber.

drucken ließ, in derselben Weise vernichten! Aber Das ist unmöglich, und da ich nicht einmal den Wiederabdruck bereits vergriffener Bücher verhindern kann, wie ich jüngst betrübsamlichst erfahren, so bleibt mir Nichts übrig, als öffentlich zu gestehen, daſs meine Darstellung der deutschen philosophischen Systeme, also fürnehmlich die ersten drei Abtheilungen meines Buches „De l'Allemagne," die sündhaftesten Irrthümer enthalten. Ich hatte die genannten drei Partien in einer deutschen Version als ein besonderes Buch drucken lassen, und da die letzte Ausgabe desselben vergriffen war, und mein Buchhändler das Recht besaß, eine neue Ausgabe zu veröffentlichen, so versah ich das Buch mit einer Vorrede, woraus ich eine Stelle hier mittheile, die mich des traurigen Geschäftes überhebt, in Bezug auf die erwähnten drei Partien der „Allemagne" mich besonders auszusprechen. Sie lautet, wie folgt: „Ehrlich gestanden, es wäre mir lieb, wenn ich das Buch ganz ungedruckt lassen könnte. Es haben sich nämlich seit dem Erscheinen desselben meine Ansichten über manche Dinge, besonders über göttliche Dinge, bedenklich geändert, und Manches, was ich behauptete, widerspricht jetzt meiner bessern Überzeugung. Aber der Pfeil gehört nicht mehr dem Schützen, sobald er von der Sehne des Bogens fortfliegt,

und das Wort gehört nicht mehr dem Sprecher, sobald es seiner Lippe entsprungen und gar durch die Presse vervielfältigt worden. Außerdem würden fremde Befugnisse mir mit zwingendem Einspruch entgegentreten, wenn ich das Buch ungedruckt ließe und meinen Gesammtwerken entzöge. Ich könnte zwar, wie manche Schriftsteller in solchen Fällen thun, zu einer Milderung der Ausdrücke, zu Verhüllungen durch Phrase meine Zuflucht nehmen; aber ich hasse im Grund meiner Seele die zweideutigen Worte, die heuchlerischen Blumen, die feigen Feigenblätter. Einem ehrlichen Manne bleibt aber unter allen Umständen das unveräußerliche Recht, seinen Irrthum offen zu gestehen, und ich will es ohne Scheu hier ausüben. Ich bekenne daher unumwunden, dass Alles, was in diesem Buche namentlich auf die große Gottesfrage Bezug hat, eben so falsch wie unbesonnen ist. Eben so unbesonnen wie falsch ist die Behauptung, die ich der Schule nachsprach, dass der Deismus in der Theorie zu Grunde gerichtet sei und sich nur noch in der Erscheinungswelt kümmerlich hinfriste. Nein, es ist nicht wahr, dass die Vernunftkritik, welche die Beweisthümer für das Dasein Gottes, wie wir dieselben seit Anselm von Canterbury kennen, zernichtet hat, auch dem Dasein Gottes selber ein

Ende gemacht habe. Der Deismus lebt, lebt ſein lebendigſtes Leben, er iſt nicht todt, und am allerwenigſten hat ihn die neueſte deutſche Philoſophie getödtet. Dieſe ſpinnwebige Berliner Dialektik kann keinen Hund aus dem Ofenloch locken, ſie kann keine Katze tödten, wie viel weniger einen Gott. Ich habe es am eignen Leibe erprobt, wie wenig gefährlich ihr Umbringen iſt; ſie bringt immer um, und die Leute bleiben dabei am Leben. Der Thürhüter der Hegel'ſchen Schule, der grimme Ruge, behauptete einſt ſteif und feſt, oder vielmehr feſt und ſteif, daſs er mich mit ſeinem Portierſtock in den Halliſchen Jahrbüchern todtgeſchlagen habe, und doch zur ſelben Zeit ging ich umher auf den Boulevards von Paris, friſch und geſund und unſterblicher als je. Der arme, brave Ruge! er ſelber konnte ſich ſpäter nicht des ehrlichſten Lachens enthalten, als ich ihm hier in Paris das Geſtändnis machte, daſs ich die fürchterlichen Todtſchlagblätter, die Halliſchen Jahrbücher, nie zu Geſicht bekommen hatte, und ſowohl meine vollen rothen Backen, als auch der gute Appetit, womit ich Auſtern ſchluckte, überzeugten ihn, wie wenig mir der Name einer Leiche gebührte. In der That, ich war damals noch geſund und feiſt, ich ſtand im Zenith meines Fettes

und war ſo übermüthig wie der König Nebukadnezar vor ſeinem Sturze.

„Ach! einige Jahre ſpäter iſt eine leibliche und geiſtige Veränderung eingetreten. Wie oft ſeitdem denke ich an die Geſchichte dieſes babyloniſchen Königs, der ſich ſelbſt für den lieben Gott hielt, aber von der Höhe ſeines Dünkels erbärmlich herabſtürzte, wie ein Thier am Boden kroch und Gras aß — (es wird wohl Salat geweſen ſein). In dem prachtvoll grandioſen Buch Daniel ſteht dieſe Legende, die ich nicht bloß dem guten Ruge, ſondern auch meinem noch viel verſtocktern Freunde Marx, ja auch den Herren Feuerbach, Daumer, Bruno Bauer, Hengſtenberg, und wie ſie ſonſt heißen mögen, dieſe gottloſen Selbſtgötter, zur erbaulichen Beherzigung empfehle. Es ſtehen überhaupt noch viele ſchöne und merkwürdige Erzählungen in der Bibel, die ihrer Beachtung werth wären, z. B. gleich im Anfang die Geſchichte von dem verbotenen Baume im Paradieſe und von der Schlange, der kleinen Privatdocentin, die ſchon ſechstauſend Jahre vor Hegel's Geburt die ganze Hegel'ſche Philoſophie vortrug. Dieſer Blauſtrumpf ohne Füße zeigte ſehr ſcharfſinnig, wie das Abſolute in der Identität von Sein und Wiſſen beſteht, wie der Menſch zum Gotte werde durch die Erkenntnis, oder,

was Dasselbe ist, wie Gott im Menschen zum Bewusstsein seiner selbst gelange. — Diese Formel ist nicht so klar wie die ursprünglichen Worte: „Wenn ihr vom Baume der Erkenntnis genossen, werdet ihr wie Gott sein!“ Frau Eva verstand von der ganzen Demonstration nur das Eine, dass die Frucht verboten sei, und weil sie verboten, aß sie davon, die gute Frau. Aber kaum hatte sie von dem lockenden Apfel gegessen, so verlor sie ihre Unschuld, ihre naive Unmittelbarkeit, sie fand, dass sie viel zu nackend sei für eine Person von ihrem Stande, die Stamm-Mutter so vieler künftigen Kaiser und Könige, und sie verlangte ein Kleid. Freilich nur ein Kleid von Feigenblättern, weil damals noch keine Lyoner Seidenfabrikanten geboren waren, und weil es auch im Paradiese noch keine Putzmacherinnen und Modehändlerinnen gab — o Paradies! Sonderbar, so wie das Weib zum denkenden Selbstbewusstsein kommt, ist ihr erster Gedanke ein neues Kleid! Auch diese biblische Geschichte, zumal die Rede der Schlange, kommt mir nicht aus dem Sinn, und ich möchte sie als Motto diesem Buche voransetzen, in derselben Weise, wie man oft vor fürstlichen Gärten eine Tafel sieht mit der warnenden Aufschrift: „Hier liegen Fußangeln und Selbstschüsse.““

Nach der Stelle, welche ich hier citiert, folgen Geständnisse über den Einfluss, den die Lektüre der Bibel auf meine spätere Geistesevolution ausübte. Die Wiedererweckung meines religiösen Gefühls verdanke ich jenem heiligen Buche, und dasselbe ward für mich eben so sehr eine Quelle des Heils, als ein Gegenstand der frömmigsten Bewunderung. Sonderbar! Nachdem ich mein ganzes Leben hindurch mich auf allen Tanzböden der Philosophie herumgetrieben, allen Orgien des Geistes mich hingegeben, mit allen möglichen Systemen gebuhlt, ohne befriedigt worden zu sein, wie Messaline nach einer liederlichen Nacht — jetzt befinde ich mich plötzlich auf demselben Standpunkt, worauf auch der Onkel Tom steht, auf dem der Bibel, und ich kniee neben dem schwarzen Betbruder nieder in derselben Andacht —

Welche Demüthigung! mit all meiner Wissenschaft habe ich es nicht weiter gebracht, als der arme unwissende Neger, der kaum buchstabieren gelernt! Der arme Tom scheint freilich in dem heiligen Buche noch tiefere Dinge zu sehen, als ich, dem besonders die letzte Partie noch nicht ganz klar geworden. Tom versteht sie vielleicht besser, weil mehr Prügel darin vorkommen, nämlich jene unaufhörlichen Peitschenhiebe, die mich manchmal

bei der Lektüre der Evangelien und der Apostelgeschichte sehr unästhetisch anwiderten. So ein armer Negersklave liest zugleich mit dem Rücken, und begreift daher viel besser als wir. Dagegen glaube ich mir schmeicheln zu dürfen, dass mir der Charakter des Moses in der ersten Abtheilung des heiligen Buches einleuchtender aufgegangen sei. Diese große Figur hat mir nicht wenig imponiert. Welche Riesengestalt! Ich kann mir nicht vorstellen, dass Og, König von Basan, größer gewesen sei. Wie klein erscheint der Sinai, wenn der Moses darauf steht! Dieser Berg ist nur das Postament, worauf die Füße des Mannes stehen, dessen Haupt in den Himmel hineinragt, wo er mit Gott spricht — Gott verzeih' mir die Sünde, manchmal wollte es mich bedünken als sei dieser mosaische Gott nur der zurückgestrahlte Lichtglanz des Moses selbst, dem er so ähnlich sieht, ähnlich in Zorn und in Liebe. Es wäre eine große Sünde, es wäre Anthropomorphismus, wenn man eine solche Identität des Gottes und seines Propheten annähme — aber die Ähnlichkeit ist frappant.

Ich hatte Moses früher nicht sonderlich geliebt, wahrscheinlich weil der hellenische Geist in mir vorwaltend war, und ich dem Gesetzgeber der Juden seinen Hass gegen alle Bildlichkeit, ge-

gen die Plastik, nicht verzieh. Ich sah nicht, dass Moses, trotz seiner Befeindung der Kunst, dennoch selber ein großer Künstler war und den wahren Künstlergeist besaß. Nur war dieser Künstlergeist bei ihm, wie bei seinen ägyptischen Landsleuten, nur auf das Kolossale und Unverwüstliche gerichtet. Aber nicht wie diese Ägypter formierte er seine Kunstwerke aus Backstein und Granit, sondern er baute Menschenpyramiden, er meißelte Menschenobelisken, er nahm einen armen Hirtenstamm und schuf daraus ein Volk, das ebenfalls den Jahrhunderten trotzen sollte, ein großes, ewiges, heiliges Volk, ein Volk Gottes, das allen andern Völkern als Muster, ja der ganzen Menschheit als Prototyp dienen konnte: er schuf Israel! Mit größerm Rechte, als der römische Dichter, darf jener Künstler, der Sohn Amram's und der Hebamme Jochebed, sich rühmen, ein Monument errichtet zu haben, das alle Bildungen aus Erz überdauern wird!

Wie über den Werkmeister, hab' ich auch über das Werk, die Juden, nie mit hinlänglicher Ehrfurcht gesprochen, und zwar gewiss wieder meines hellenischen Naturells wegen, dem der judäische Ascetismus zuwider war. Meine Vorliebe für Hellas hat seitdem abgenommen. Ich sehe jetzt, die Griechen waren nur schöne Jünglinge, die Juden aber

waren immer Männer, gewaltige, unbeugsame Männer, nicht bloß ehemals, sondern bis auf den heutigen Tag, trotz achtzehn Jahrhunderten der Verfolgung und des Elends. Ich habe sie seitdem besser würdigen gelernt, und wenn nicht jeder Geburtsstolz bei den Kämpen der Revolution und ihrer demokratischen Principien ein närrischer Widerspruch wäre, so könnte der Schreiber dieser Blätter stolz darauf sein, dass seine Ahnen dem edlen Hause Israel angehörten, dass er ein Abkömmling jener Märtyrer, die der Welt einen Gott und eine Moral gegeben, und auf allen Schlachtfeldern des Gedankens gekämpft und gelitten haben.

Die Geschichte des Mittelalters und selbst der modernen Zeit hat selten in ihre Tagesberichte die Namen solcher Ritter des heiligen Geistes eingezeichnet, denn sie fochten gewöhnlich mit verschlossenem Visier. Eben so wenig die Thaten der Juden, wie ihr eigentliches Wesen, sind der Welt bekannt. Man glaubt sie zu kennen, weil man ihre Bärte gesehen, aber mehr kam nie von ihnen zum Vorschein, und, wie im Mittelalter, sind sie auch noch in der modernen Zeit ein wandelndes Geheimnis. Es mag enthüllt werden an dem Tage, wovon der Prophet geweissagt, dass es alsdann nur noch einen Hirten und eine Herde geben wird, und der Ge-

rechte, der für das Heil der Menschheit geduldet, seine glorreiche Anerkennung empfängt.

Man sieht, ich, der ich ehemals den Homer zu citieren pflegte, ich citiere jetzt die Bibel, wie der Onkel Tom. In der That, ich verdanke ihr Viel. Sie hat, wie ich oben gesagt, das religiöse Gefühl wieder in mir erweckt; und diese Wiedergeburt des religiösen Gefühls genügte dem Dichter der vielleicht weit leichter als andre Sterbliche der positiven Glaubensdogmen entbehren kann. Er hat die Gnade, und seinem Geist erschließt sich die Symbolik des Himmels und der Erde; er bedarf dazu keines Kirchenschlüssels. Die thörichtsten und widersprechendsten Gerüchte sind in dieser Beziehung über mich in Umlauf gekommen. Sehr fromme, aber nicht sehr gescheite Männer des protestantischen Deutschlands haben mich dringend befragt, ob ich dem lutherisch evangelischen Bekenntnisse, zu welchem ich mich bisher nur in lauer, officieller Weise bekannte, jetzt, wo ich krank und gläubig geworden, mit größerer Sympathie als zuvor zugethan sei? Nein, ihr lieben Freunde, es ist in dieser Beziehung keine Änderung mit mir vorgegangen, und wenn ich überhaupt dem evangelischen Glauben angehörig bleibe, so geschieht es, weil er mich auch jetzt durchaus nicht geniert, wie er mich früher nie allzu sehr

genierte. Freilich, ich gestehe es aufrichtig, als ich mich in Preußen und zumal in Berlin befand, hätte ich, wie manche meiner Freunde, mich gern von jedem kirchlichen Bande bestimmt losgesagt, wenn nicht die dortigen Behörden Jedem, der sich zu keiner von den staatlich privilegierten positiven Religionen bekannte, den Aufenthalt in Preußen und zumal in Berlin verweigerten. Wie Henri IV. einst lachend sagte: „Paris faut bien une messe," so konnte ich mit Fug sagen: „Berlin vaut bien un prêche," und ich konnte mir, nach wie vor, das sehr aufgeklärte und von jedem Aberglauben filtrierte Christenthum gefallen lassen, das man damals sogar ohne Gottheit Christi, wie Schildkrötensuppe ohne Schildkröte, in den Berliner Kirchen haben konnte. Zu jener Zeit war ich selbst noch ein Gott, und keine der positiven Religionen hatte mehr Werth für mich als die andre; ich konnte aus Kourtoisie ihre Uniformen tragen, wie z. B. der russische Kaiser sich in einen preußischen Gardeofficier verkleidet, wenn er dem König von Preußen die Ehre erzeigt, einer Revüe in Potsdam beizuwohnen.

Jetzt, wo durch das Wiedererwachen des religiösen Gefühls, so wie auch durch meine körperlichen Leiden, mancherlei Veränderung in mir

vorgegangen — entspricht jetzt die lutherische Glaubensuniform einigermaßen meinem innersten Gedanken? In wie weit ist das officielle Bekenntnis zur Wahrheit geworden? Solcher Frage will ich durch keine direkte Beantwortung begegnen, sie soll mir nur eine Gelegenheit bieten, die Verdienste zu beleuchten, die sich der Protestantismus, nach meiner jetzigen Einsicht, um das Heil der Welt erworben; und man mag danach ermessen, inwiefern ihm eine größere Sympathie von meiner Seite gewonnen ward.

Früherhin, wo die Philosophie ein überwiegendes Interesse für mich hatte, wusste ich den Protestantismus nur wegen der Verdienste zu schätzen, die er sich durch die Eroberung der Denkfreiheit erworben, die doch der Boden ist, auf welchem sich später Leibnitz, Kant und Hegel bewegen konnten — Luther, der gewaltige Mann mit der Axt, musste diesen Kriegern vorangehen und ihnen den Weg bahnen. In dieser Beziehung habe ich auch die Reformation als den Anfang der deutschen Philosophie gewürdigt und meine kampflustige Parteinahme für den Protestantismus justificiert. Jetzt, in meinen spätern und reifern Tagen, wo das religiöse Gefühl wieder überwältigend in mir aufwogt und der gescheiterte Metaphysiker sich an die Bibel

festklammert: jetzt würdige ich den Protestantismus ganz absonderlich ob der Verdienste, die er sich durch die Auffindung und Verbreitung des heiligen Buches erworben. Ich sage: die Auffindung, denn die Juden, die dasselbe aus dem großen Brande des zweiten Tempels gerettet und es im Exile gleichsam wie ein portatives Vaterland mit sich herumschleppten das ganze Mittelalter hindurch, sie hielten diesen Schatz sorgsam verborgen in ihrem Ghetto, wo die deutschen Gelehrten, Vorgänger und Beginner der Reformation, hinschlichen, um Hebräisch zu lernen, um den Schlüssel zu der Truhe zu gewinnen, welche den Schatz barg. Ein solcher Gelehrter war der fürtreffliche Reuchlinus, und die Feinde Desselben, die Hochstraaten & Comp. in Köln, die man als blödsinnige Dunkelmänner darstellte, waren keineswegs so ganz dumme Tröpfe, sondern sie waren fernsichtige Inquisitoren, welche das Unheil, das die Bekanntschaft mit der heiligen Schrift für die Kirche herbeiführen würde, wohl voraussahen; daher ihr Verfolgungseifer gegen alle hebräischen Schriften, die sie ohne Ausnahme zu verbrennen riethen, während sie die Dolmetscher dieser heiligen Schriften, die Juden, durch den verhetzten Pöbel auszurotten suchten. Jetzt, wo die Motive jener Vorgänge aufgedeckt liegen, sieht man,

wie Jeder im Grunde Recht hatte. Die Kölner Dunkelmänner glaubten das Seelenheil der Welt bedroht, und alle Mittel, sowohl Lüge als Mord, dünkten ihnen erlaubt, zumal in Betreff der Juden. Das arme niedre Volk, die Kinder des Erb-Elends, hasste die Juden schon wegen ihrer aufgehäuften Schätze, und was heut zu Tage der Hass der Proletarier gegen die Reichen überhaupt genannt wird, hieß ehemals Hass gegen die Juden. In der That, da diese Letztern, ausgeschlossen von jedem Grundbesitz und jedem Erwerb durch Handwerk, nur auf den Handel und die Geldgeschäfte angewiesen waren, welche die Kirche für Rechtgläubige verpönte, so waren sie, die Juden, gesetzlich dazu verdammt, reich, gehasst und ermordet zu werden. Solche Ermordungen freilich trugen in jenen Zeiten noch einen religiösen Deckmantel, und es hieß, man müsse Diejenigen tödten, die einst unsern Herrgott getödtet. Sonderbar! eben das Volk, das der Welt einen Gott gegeben, und dessen ganzes Leben nur Gottesandacht athmete, ward als Deicide verschrieen! Die blutige Parodie eines solchen Wahnsinns sahen wir beim Ausbruch der Revolution von Sankt Domingo, wo ein Negerhaufen, der die Pflanzungen mit Mord und Brand heimsuchte, einen schwarzen Fanatiker an seiner Spitze hatte, der ein unge-

heures Krucifix trug und blutdürstig schrie: „Die Weißen haben Christum getödtet, lasst uns alle Weißen todtschlagen!“

Ja, den Juden, denen die Welt ihren Gott verdankt, verdankt sie auch dessen Wort, die Bibel; sie haben sie gerettet aus dem Bankerott des römischen Reichs, und in der tollen Raufzeit der Völkerwanderung bewahrten sie das theure Buch, bis es der Protestantismus bei ihnen aufsuchte und das gefundene Buch in die Landessprachen übersetzte und in alle Welt verbreitete. Diese Verbreitung hat die segensreichsten Früchte hervorgebracht, und dauert noch bis auf heutigen Tag, wo die Propaganda der Bibelgesellschaft eine providentielle Sendung erfüllt, die bedeutsamer ist und jedenfalls ganz andre Folgen haben wird, als die frommen Gentlemen dieser brittischen Christenthums-Speditions-Societät selber ahnen. Sie glauben eine kleine enge Dogmatik zur Herrschaft zu bringen und, wie das Meer, auch den Himmel zu monopolisieren, denselben zur brittischen Kirchendomäne zu machen — und siehe! sie fördern, ohne es zu wissen, den Untergang aller protestantischen Sekten, die alle in der Bibel ihr Leben haben und in einem allgemeinen Bibelthume aufgehen. Sie fördern die große Demokratie, wo jeder Mensch nicht bloß König,

ſondern auch Biſchof in ſeiner Hausburg ſein ſoll; indem ſie die Bibel über die ganze Erde verbreiten, ſie, ſo zu ſagen, der ganzen Menſchheit durch merkantiliſche Kniffe, Schmuggel und Tauſch in die Hände ſpielen und der Exegeſe der individuellen Vernunft überliefern, ſtiften ſie das große Reich des Geiſtes, das Reich des religiöſen Gefühls, der Nächſtenliebe, der Reinheit und der wahren Sittlichkeit, die nicht durch dogmatiſche Begriffsformeln gelehrt werden kann, ſondern durch Bild und Beiſpiel, wie Dergleichen enthalten iſt in dem ſchönen heiligen Erziehungsbuche für kleine und große Kinder, in der Bibel.

Es iſt für den beſchaulichen Denker ein wunderbares Schauſpiel, wenn er die Länder betrachtet, wo die Bibel ſchon ſeit der Reformation ihren bildenden Einfluß ausgeübt auf die Bewohner, und ihnen in Sitte, Denkungsart und Gemüthlichkeit jenen Stempel des paläſtiniſchen Lebens aufgeprägt hat, der in dem alten wie in dem neuen Teſtamente ſich bekundet. Im Norden von Europa und Amerika, namentlich in den ſkandinaviſchen und angloſächſiſchen, überhaupt in germaniſchen und einigermaßen auch in celtiſchen Landen, hat ſich das Paläſtinathum ſo geltend gemacht, daſs man ſich dort unter Juden verſetzt zu ſehen glaubt. Z. B.

die proteſtantiſchen Schotten, ſind ſie nicht Hebräer, deren Namen überall bibliſch, deren Cant ſogar etwas jeruſalemitiſch-phariſäiſch klingt, und deren Religion nur ein Judenthum iſt, welches Schweinefleiſch friſſt? So iſt es auch mit manchen Provinzen Norddeutſchlands und mit Dänemark; ich will gar nicht reden von den meiſten neuen Gemeinden der vereinigten Staaten, wo man das altteſtamentaliſche Leben pedantiſch nachäfft. Letzteres erſcheint hier wie daguerreotypiert, die Konturen ſind ängſtlich richtig, doch Alles iſt grau in grau, und es fehlt der ſonnige Farbenſchmelz des gelobten Landes. Aber die Karikatur wird einſt ſchwinden, das Echte, Unvergängliche und Wahre, nämlich die Sittlichkeit des alten Judenthums, wird in jenen Ländern eben ſo gotterfreulich blühen, wie einſt am Jordan und auf den Höhen des Libanons. Man hat keine Palmen und Kamele nöthig, um gut zu ſein*), und Gutſein iſt beſſer denn Schönheit.

Vielleicht liegt es nicht bloß in der Bildungsfähigkeit der erwähnten Völker, daſs ſie das jüdiſche Leben in Sitte und Denkweiſe ſo leicht in ſich aufgenommen. Der Grund dieſes Phänomens iſt viel-

*) Der Schluſs dieſes Satzes fehlt in der franzöſiſchen Ausgabe.

Der Herausgeber.

leicht auch in dem Charakter des jüdiſchen Volks zu ſuchen, das immer ſehr große Wahlverwandtſchaft mit dem Charakter der germaniſchen und einigermaßen auch der celtiſchen Race hatte. Judäa erſchien mir immer wie ein Stück Occident, das ſich mitten in den Orient verloren. In der That, mit ſeinem ſpiritualiſtiſchen Glauben, ſeinen ſtrengen, keuſchen, ſogar ascetiſchen Sitten, kurz mit ſeiner abſtrakten Innerlichkeit, bildete dieſes Land und ſein Volk immer den ſonderbarſten Gegenſatz zu den Nachbarländern und Nachbarvölkern, die, den üppig bunteſten und brünſtigſten Naturkulten huldigend, im bacchantiſchen Sinnenjubel ihr Daſein verlüderten. Iſrael ſaß fromm unter ſeinem Feigenbaum und ſang das Lob des unſichtbaren Gottes und übte Tugend und Gerechtigkeit, während in den Tempeln von Babel, Ninive, Sidon und Tyrus jene blutigen und unzüchtigen Orgien gefeiert wurden, ob deren Beſchreibung uns noch jetzt das Haar ſich ſträubt! Bedenkt man dieſe Umgebung, ſo kann man die frühe Größe Iſrael's nicht genug bewundern. Von der Freiheitsliebe Iſrael's, während nicht bloß in ſeiner Umgebung, ſondern bei allen Völkern des Alterthums, ſogar bei den philoſophiſchen Griechen, die Sklaverei juſtificiert war und in Blüthe ſtand, will ich gar nicht

reden, um die Bibel nicht zu kompromittieren bei den jetzigen Gewalthabern. Es giebt wahrhaftig keinen Socialisten, der terroristischer wäre, als unser Herr und Heiland, und bereits Moses war ein solcher Socialist, obgleich er als ein praktischer Mann bestehende Gebräuche, namentlich in Bezug auf das Eigenthum, nur umzumodeln suchte. Ja, statt mit dem Unmöglichen zu ringen, statt die Abschaffung des Eigenthums tollköpfig zu dekretieren, erstrebte Moses nur die Moralisation desselben, er suchte das Eigenthum in Einklang zu bringen mit der Sittlichkeit, mit dem wahren Vernunftrecht, und Solches bewirkte er durch die Einführung des Jubeljahrs, wo jedes alienierte Erbgut, welches bei einem ackerbauenden Volke immer Grundbesitz war, an den ursprünglichen Eigenthümer zurückfiel, gleichviel in welcher Weise dasselbe veräußert worden. Diese Institution bildet den entschiedensten Gegensatz zu der „Verjährung“ bei den Römern, wo nach Ablauf einer gewissen Zeit der faktische Besitzer eines Gutes von dem legitimen Eigenthümer nicht mehr zur Rückgabe gezwungen werden kann, wenn Letzterer nicht zu beweisen vermag, während jener Zeit eine solche Restitution in gehöriger Form begehrt zu haben. Diese letzte Bedingnis ließ der Chikane offnes Feld, zumal in

einem Staate, wo Despotismus und Jurisprudenz blühte und dem ungerechten Besitzer alle Mittel der Abschreckung, besonders dem Armen gegenüber, der die Streitkosten nicht erschwingen kann, zu Gebote stehn. Der Römer war zugleich Soldat und Advokat, und das Fremdgut, das er mit dem Schwerte erbeutet, wusste er durch Zungendrescherei zu vertheidigen. Nur ein Volk von Räubern und Kasuisten konnte die Präskription, die Verjährung, erfinden und dieselbe konsakrieren in jenem abscheulichsten Buche, welches die Bibel des Teufels genannt werden kann, im Kodex des römischen Civilrechts, der leider noch jetzt herrschend ist.

Ich habe oben von der Verwandtschaft gesprochen, welche zwischen Juden und Germanen, die ich einst „die beiden Völker der Sittlichkeit" nannte, stattfindet, und in dieser Beziehung erwähne ich auch als einen merkwürdigen Zug den ethischen Unwillen, womit das alte deutsche Recht die Verjährung stigmatisiert; in dem Munde des niedersächsischen Bauers lebt noch heute das rührend schöne Wort: „Hundert Jahr' Unrecht machen nicht ein Jahr Recht." Die mosaische Gesetzgebung protestiert noch entschiedener durch die Institution des Jubeljahrs. Moses wollte nicht das Eigenthum abschaffen, er wollte vielmehr, dass Jeder dessen be-

säße, damit Niemand durch Armuth ein Knecht mit knechtischer Gesinnung sei. Freiheit war immer des großen Emancipators letzter Gedanke, und dieser athmet und flammt in allen seinen Gesetzen, die den Pauperismus betreffen. Die Sklaverei selbst hasste er über alle Maßen, schier ingrimmig, aber auch diese Unmenschlichkeit konnte er nicht ganz vernichten, sie wurzelte noch zu sehr im Leben jener Urzeit, und er musste sich darauf beschränken, das Schicksal der Sklaven gesetzlich zu mildern, den Loskauf zu erleichtern und die Dienstzeit zu beschränken. Wollte aber ein Sklave, den das Gesetz endlich befreite, durchaus nicht das Haus des Herrn verlassen, so befahl Moses, dass der unverbesserliche servile Lump mit dem Ohr an den Thürpfosten des herrschaftlichen Hauses angenagelt würde, und nach dieser schimpflichen Ausstellung war er verdammt, auf Lebenszeit zu dienen. O Moses, unser Lehrer, Mosche Rabenu, hoher Bekämpfer der Knechtschaft, reiche mir Hammer und Nägel, damit ich unsre gemüthlichen Sklaven in schwarzrothgoldner Livrée*) mit ihren langen Ohren festnagle an das Brandenburger Thor!

---

*) „welche die Wonne der Knechtschaft besingen, mit ihren langen Ohren festnagle an das Schlossthor ihres

Ich verlasse den Ocean allgemeiner religiös-moralisch-historischer Betrachtungen, und lenke mein Gedankenschiff wieder bescheiden in das stille Binnenlandgewässer, wo der Autor so treu sein eignes Bild abspiegelt.

Ich habe oben erwähnt, wie protestantische Stimmen aus der Heimat in sehr indiskret gestellten Fragen die Vermuthung ausdrückten, als ob bei dem Wiedererwachen meines religiösen Gefühls auch der Sinn für das Kirchliche in mir stärker geworden. Ich weiß nicht, in wie weit ich merken ließ, daſs ich weder für ein Dogma, noch für irgend einen Kultus außerordentlich schwärme und ich in dieser Beziehung Derselbe geblieben bin, der ich immer war. Ich mache dieses Geständnis jetzt auch, um einigen Freunden, die mit großem Eifer der römisch-katholischen Kirche zugethan sind, einen Irrthum zu benehmen, in den sie ebenfalls in Bezug auf meine jetzige Denkungsart verfallen sind. Sonderbar! zur selben Zeit, wo mir in Deutschland der Protestantismus die unverdiente Ehre erzeigte, mir eine evangelische Erleuchtung zuzutrauen, verbreitete sich auch das Gerücht, als sei ich zum ka-

---

Herren, Sr. Majestät des Königs von Preußen!" schließt dieser Satz in der französischen Ausgabe.

Der Herausgeber.

tholiſchen Glauben übergetreten, ja, manche gute Seelen verſicherten, ein ſolcher Übertritt habe ſchon vor vielen Jahren ſtattgefunden, und ſie unterſtützten ihre Behauptung mit der Angabe der beſtimmteſten Details, ſie nannten Zeit und Ort, ſie gaben Tag und Datum an, ſie bezeichneten mit Namen die Kirche, wo ich die Ketzerei des Proteſtantismus abgeſchworen und den alleinſeligmachenden römiſch-katholiſch-apoſtoliſchen Glauben angenommen haben ſollte; es fehlte nur die Angabe, wie viel Glockengeläute und Schellengeklingel der Meſsner bei dieſer Feierlichkeit ſpendierte.

Wie ſehr ſolches Gerücht Konſiſtenz gewonnen, erſehe ich aus Blättern und Briefen, die mir zukommen, und ich gerathe faſt in eine wehmüthige Verlegenheit, wenn ich die wahrhafte Liebesfreude ſehe, die ſich in manchen Zuſchriften ſo rührend ausſpricht. Reiſende erzählen mir, daſs meine Seelenrettung ſogar der Kanzelberedſamkeit Stoff geliefert. Junge katholiſche Geiſtliche wollen ihre homiletiſchen Erſtlingsſchriften meinem Patronate anvertrauen. Man ſieht in mir ein künftiges Kirchenlicht. Ich kann nicht darüber lachen, denn der fromme Wahn iſt ſo ehrlich gemeint — und was man auch den Zeloten des Katholicismus nachſagen mag, Eins iſt gewiſs: ſie ſind keine Egoiſten, ſie

bekümmern sich um ihre Nebenmenschen; leider oft ein bischen zu viel. Jene falschen Gerüchte kann ich nicht der Böswilligkeit, sondern nur dem Irrthum zuschreiben; die unschuldigsten Thatsachen hat hier gewiss nur der Zufall entstellt. Es hat nämlich ganz seine Richtigkeit mit jener Angabe von Zeit und Ort, ich war in der That an dem genannten Tage in der genannten Kirche, die sogar einst eine Jesuitenkirche gewesen, nämlich in Saint-Sulpice, und ich habe mich dort einem religiösen Akte unterzogen — Aber dieser Akt war keine gehässige Abjuration, sondern eine sehr unschuldige Konjugation; ich ließ nämlich dort meine Ehe mit meiner Gattin nach der Civiltrauung auch kirchlich einsegnen, weil meine Gattin, von erzkatholischer Familie, ohne solche Ceremonie sich nicht gottgefällig genug verheirathet geglaubt hätte. Und ich wollte um keinen Preis bei diesem theuren Wesen in den Anschauungen der angebornen Religion eine Beunruhigung oder Störnis verursachen.

Es ist übrigens sehr gut, wenn die Frauen einer positiven Religion anhängen. Ob bei den Frauen evangelischer Konfession mehr Treue zu finden, lasse ich dahingestellt sein. Jedenfalls ist der Katholicismus der Frauen für den Gemahl sehr heilsam. Wenn sie einen Fehler begangen haben,

behalten ſie nicht lange den Kummer darüber im Herzen, und ſobald ſie vom Prieſter Abſolution erhielten, ſind ſie wieder trällernd aufgeheitert und verderben ſie ihrem Manne nicht die gute Laune oder Suppe durch kopfhängeriſches Nachgrübeln über eine Sünde, die ſie ſich verpflichtet halten, bis an ihr Lebensende durch grämliche Prüderie und zänkiſche Übertugend abzubüßen. Auch noch in andrer Beziehung iſt die Beichte hier ſo nützlich: die Sünderin behält ihr furchtbares Geheimnis nicht lange laſtend im Kopfe, und da doch die Weiber am Ende Alles ausplaudern müſſen, iſt es beſſer, ſie geſtehen gewiſſe Dinge nur ihrem Beichtiger, als daſs ſie in die Gefahr gerathen, plötzlich in überwallender Zärtlichkeit oder Schwatzſucht oder Gewiſſensbiſſigkeit dem armen Gatten die fatalen Geſtändniſſe zu machen!

Der Unglauben iſt in der Ehe jedenfalls gefährlich, und ſo freigeiſtiſch ich ſelbſt geweſen, ſo durfte doch in meinem Hauſe nie ein frivoles Wort geſprochen werden. Wie ein ehrſamer Spießbürger lebte ich mitten in Paris, und deſshalb, als ich heirathete, wollte ich auch kirchlich getraut werden, obgleich hier zu Lande die geſetzlich eingeführte Civilehe hinlänglich von der Geſellſchaft anerkannt iſt. Meine liberalen Freunde grollten mir deſshalb und

überschütteten mich mit Vorwürfen, als hätte ich der Klerisei eine zu große Konzession gemacht. Ihr Murrsinn über meine Schwäche würde sich noch sehr gesteigert haben, hätten sie gewusst, wie viel größere Konzessionen ich damals der ihnen verhassten Priesterschaft machte. Als Protestant, der sich mit einer Katholikin verheirathete, bedurfte ich, um von einem katholischen Priester kirchlich getraut zu werden, eine besondere Dispens des Erzbischofs, der diese aber in solchen Fällen nur unter der Bedingung ertheilt, dass der Gatte sich schriftlich verpflichtet, die Kinder, die er zeugen würde, in der Religion ihrer Mutter erziehen zu lassen. Es wird hierüber ein Revers ausgestellt, und wie sehr auch die protestantische Welt über solchen Zwang schreit, so will mich bedünken, als sei die katholische Priesterschaft ganz in ihrem Rechte, denn wer ihre einsegnende Garantie nachsucht, muss sich auch ihren Bedingungen fügen. Ich fügte mich denselben ganz de bonne foi, und ich wäre gewiss meiner Verpflichtung redlich nachgekommen. Aber unter uns gesagt, da ich wohl wusste, dass Kinderzeugen nicht meine Specialität ist, so konnte ich besagten Revers mit desto leichterm Gewissen unterzeichnen, und als ich die Feder aus der Hand legte, kicherten in meinem Gedächtnis die Worte der schönen

Ninon de Lenclos: „O, le beau billet qu'a Lechastre!“

Ich will meinen Bekenntniſſen die Krone aufſetzen, indem ich geſtehe, daſs ich damals, um die Dispens des Erzbiſchofs zu erlangen, nicht bloß meine Kinder, ſondern ſogar mich ſelbſt der katholiſchen Kirche verſchrieben hätte — Aber der Ogre de Rome, der wie das Ungeheuer in den Kindermärchen ſich die künftige Geburt für ſeine Dienſte ausbedingt, begnügte ſich mit den armen Kindern, die freilich nicht geboren wurden, und ſo blieb ich ein Proteſtant, nach wie vor, ein proteſtierender Proteſtant, und ich proteſtiere gegen Gerüchte, die, ohne verunglimpfend zu ſein, dennoch zum Schaden meines guten Leumunds ausgebeutet werden können.

Ja, ich, der ich immer ſelbſt das aberwitzigſte Gerede, ohne mich viel darum zu bekümmern, über mich hingehen ließ, ich habe mich zu obiger Berichtigung verpflichtet geglaubt, um der Partei des edlen Atta Troll, die noch immer in Deutſchland herumtroddelt, keinen Anlaſs zu gewähren, in ihrer täppiſch treuloſen Weiſe meinen Wankelmuth zu bejammern und dabei wieder auf ihre eigne, unwandelbare, in der dickſten Bärenhaut eingenähte Charakterfeſtigkeit zu pochen. Gegen den armen Ogre de Rome, gegen die römiſche Kirche, iſt alſo

diese Reklamation nicht gerichtet. Ich habe längst aller Befehdung derselben entsagt, und längst ruht in der Scheide das Schwert, das ich einst zog im Dienste einer Idee, und nicht einer Privatleidenschaft. Ja, ich war in diesem Kampf gleichsam ein Officier de fortune, der sich brav schlägt, aber nach der Schlacht oder nach dem Scharmützel keinen Tropfen Groll im Herzen bewahrt, weder gegen die bekämpfte Sache, noch gegen ihre Vertreter. Von fanatischer Feindschaft gegen die römische Kirche kann bei mir nicht die Rede sein, da es mir immer an jener Borniertheit fehlte, die zu einer solchen Animosität nöthig ist. Ich kenne zu gut meine geistige Taille, um nicht zu wissen, daſs ich einem Kolosse, wie die Peterskirche ist, mit meinem wüthendsten Anrennen wenig schaden dürfte; nur ein bescheidener Handlanger konnte ich sein bei dem langsamen Abtragen seiner Quadern, welches Geschäft freilich doch noch viele Jahrhunderte dauern mag. Ich war zu sehr Geschichtskundiger, als daſs ich nicht die Riesenhaftigkeit jenes Granitgebäudes erkannt hätte; — nennt es immerhin die Bastille des Geistes, behauptet immerhin, dieselbe werde jetzt nur noch von Invaliden vertheidigt; aber es ist darum nicht minder wahr, daſs auch diese Bastille nicht so leicht einzunehmen wäre und noch mancher junge

Anstürmer an seinen Wällen den Hals brechen wird. Als Denker, als Metaphysiker, musste ich immer der Konsequenz der römisch-katholischen Dogmatik meine Bewunderung zollen; auch darf ich mich rühmen, weder das Dogma, noch den Kultus je durch Witz und Spötterei bekämpft zu haben, und man hat mir zugleich zu viel Ehre und zu viel Unehre erzeigt, wenn man mich einen Geistesverwandten Voltaire's nannte. Ich war immer ein Dichter, und deßhalb musste sich mir die Poesie, welche in der Symbolik des katholischen Dogmas und Kultus blüht und lodert, viel tiefer als andern Leuten offenbaren, und nicht selten in meiner Jünglingszeit überwältigte auch mich die unendliche Süße, die geheimnisvoll selige Überschwänglichkeit und schauerliche Todeslust jener Poesie; auch ich schwärmte manchmal für die hochgebenedeite Königin des Himmels, die Legenden ihrer Huld und Güte brachte ich in zierliche Reime, und meine erste Gedichtesammlung enthält Spuren dieser schönen Madonnaperiode, die ich in spätern Sammlungen lächerlich sorgsam ausmerzte.

Die Zeit der Eitelkeit ist vorüber, und ich erlaube Jedem, über diese Geständnisse zu lächeln.

Ich brauche wohl nicht erst zu gestehen, daſs in derselben Weise, wie kein blinder Haſs gegen die

römiſche Kirche in mir waltete, auch keine kleinliche Ranküne gegen ihre Prieſter in meinem Gemüthe niſten konnte; wer meine ſatiriſche Begabnis und die Bedürfniſſe meines parodierenden Übermuths kennt, wird mir gewiſs das Zeugnis ertheilen, daſs ich die menſchlichen Schwächen der Kleriſei immer ſchonte, obgleich in meiner ſpätern Zeit die frommthuenden, aber dennoch ſehr biſſigen Ratten, die in den Sakriſteien Baierns und Öſterreichs herumraſcheln, das verfaulte Pfaffengeſchmeiß, mich oft genug zur Gegenwehr reizte. Aber ich bewahrte im zornigſten Ekel dennoch immer eine Ehrfurcht vor dem wahren Prieſterſtand, indem ich, in die Vergangenheit zurückblickend, der Verdienſte gedachte, die er ſich einſt um mich erwarb. Denn katholiſche Prieſter waren es, denen ich als Kind meinen erſten Unterricht verdankte; ſie leiteten meine erſten Geiſtesſchritte. Auch in der höhern Unterrichtsanſtalt zu Düſſeldorf, welche unter der franzöſiſchen Regierung das Lyceum hieß, waren die Lehrer faſt lauter katholiſche Geiſtliche, die ſich alle mit ernſter Güte meiner Geiſtesbildung annahmen; ſeit der preußiſchen Invaſion, wo auch jene Schule den preußiſch-griechiſchen Namen Gymnaſium annahm, wurden die Prieſter allmählich durch weltliche Lehrer erſetzt. Mit ihnen wurden auch ihre Lehrbücher

abgeschafft, die kurzgefassten, in lateinischer Sprache geschriebenen Leitfaden und Chrestomathien, welche noch aus den Jesuitenschulen herstammten, und sie wurden ebenfalls ersetzt durch neue Grammatiken und Kompendien, geschrieben in einem schwindsüchtigen, pedantischen Berlinerdeutsch, in einem abstrakten Wissenschaftsjargon, der den jungen Intelligenzen minder zugänglich war, als das leichtfassliche, natürliche und gesunde Jesuitenlatein. Wie man auch über die Jesuiten denkt, so muss man doch eingestehen, sie bewährten immer einen praktischen Sinn im Unterricht, und ward auch bei ihrer Methode die Kunde des Alterthums sehr verstümmelt mitgetheilt, so haben sie doch diese Alterthumskenntnis sehr verallgemeinert, so zu sagen demokratisiert, sie ging in die Massen über, statt dass bei der heutigen Methode der einzelne Gelehrte, der Geistesaristokrat, das Alterthum und die Alten besser begreifen lernt, aber der großen Volksmenge sehr selten ein klassischer Brocken, irgend ein Stück Herodot oder eine Äsopische Fabel oder ein Horazischer Vers im Hirntopfe zurückbleibt, wie ehemals, wo die armen Leute an den alten Schulbrotkrusten ihrer Jugend später noch lange zu knuspern hatten. „So ein bisschen Latein ziert den ganzen Menschen," sagte mir einst ein alter Schuster, dem aus der

Zeit, wo er mit dem schwarzen Mäntelchen in das Jesuitenkollegium ging, so mancher schöne Ciceronianische Passus aus den Catilinarischen Reden im Gedächtnisse geblieben, den er gegen heutige Demagogen so oft und so spaßhaft glücklich citierte. Pädagogik war die Specialität der Jesuiten, und obgleich sie dieselbe im Interesse ihres Ordens treiben wollten, so nahm doch die Leidenschaft für die Pädagogik selbst, die einzige menschliche Leidenschaft, die ihnen blieb, manchmal die Oberhand, sie vergaßen ihren Zweck, die Unterdrückung der Vernunft zu Gunsten des Glaubens, und statt die Menschen wieder zu Kindern zu machen, wie sie beabsichtigten, haben sie im Gegentheil, gegen ihren Willen, durch den Unterricht die Kinder zu Menschen gemacht. Die größten Männer der Revolution sind aus den Jesuitenschulen hervorgegangen, und ohne die Disciplin dieser letztern wäre vielleicht die große Geisterbewegung erst ein Jahrhundert später ausgebrochen.

Arme Väter von der Gesellschaft Jesu! Ihr seid der Popanz und der Sündenbock der liberalen Partei geworden, man hat jedoch nur eure Gefährlichkeit, aber nicht eure Verdienste begriffen. Was mich betrifft, so konnte ich nie einstimmen in das Zetergeschrei meiner Genossen, die bei dem

Namen Loyola immer in Wuth geriethen, wie Ochſen, denen man einen rothen Lappen vorhält! Und dann, ohne im Geringſten die Hut meiner Parteiintereſſen zu verabſäumen, muſſte ich mir in der Beſonnenheit meines Gemüthes zuweilen geſtehen, wie es oft von den kleinſten Zufälligkeiten abhing, daſs wir dieſer, ſtatt jener Partei zufielen und uns jetzt nicht in einem ganz entgegengeſetzten Feldlager befänden. In dieſer Beziehung kommt mir oft ein Geſpräch in den Sinn, das ich mit meiner Mutter führte vor etwa acht Jahren, wo ich die hochbetagte Frau, die ſchon damals achtzigjährig, in Hamburg beſuchte. Eine ſonderbare Äußerung entſchlüpfte ihr, als wir von den Schulen, worin ich meine Knabenzeit zubrachte, und von meinen katholiſchen Lehrern ſprachen, worunter ſich, wie ich jetzt erfuhr, manche ehemalige Mitglieder des Jeſuitenordens befanden. Wir ſprachen Viel von unſerm alten lieben Schallmeyer, dem in der franzöſiſchen Periode die Leitung des Düſſeldorfer Lyceums als Rektor anvertraut war, und der auch für die oberſte Klaſſe Vorleſungen über Philoſophie hielt, worin er unumwunden die freigeiſtigſten griechiſchen Syſteme auseinanderſetzte, wie grell dieſe auch gegen die orthodoxen Dogmen abſtachen, als deren Prieſter er ſelbſt zuweilen in geiſtlicher

Amtstracht am Altar fungierte. Es ist gewiss bedeutsam, und vielleicht einst vor den Assisen im Thale Josaphat kann es mir als Circonstance atténuante angerechnet werden, dass ich schon im Knabenalter den besagten philosophischen Vorlesungen beiwohnen durfte. Diese bedenkliche Begünstigung genoss ich vorzugsweise, weil der Rektor Schallmeyer sich als Freund unserer Familie ganz besonders für mich interessierte; einer meiner Öhme, der mit ihm zu Bonn studiert hatte, war dort sein akademischer Pylades gewesen, und mein Großvater errettete ihn einst aus einer tödlichen Krankheit. Der alte Herr besprach sich deßhalb sehr oft mit meiner Mutter über meine Erziehung und künftige Laufbahn, und in solcher Unterredung war es, wie mir meine Mutter später in Hamburg erzählte, dass er ihr den Rath ertheilte, mich dem Dienste der Kirche zu widmen und nach Rom zu schicken, um in einem dortigen Seminar katholische Theologie zu studieren; durch die einflussreichen Freunde, die der Rektor Schallmeyer unter den Prälaten des höchsten Ranges besaß, versicherte er im Stande zu sein, mich zu einem bedeutenden Kirchenamte zu fördern. Als mir Dieses meine Mutter erzählte, bedauerte sie sehr, dass sie dem Rathe des geistreichen alten Herrn nicht Folge ge-

leiſtet, der mein Naturell frühzeitig durchſchaut hatte und wohl am richtigſten begriff, welches geiſtige und phyſiſche Klima demſelben am angemeſſenſten und heilſamſten geweſen ſein möchte. Die alte Frau bereute jetzt ſehr, einen ſo vernünftigen Vorſchlag abgelehnt zu haben; aber zu jener Zeit träumte ſie für mich ſehr hochfliegende weltliche Würden, und dann war ſie eine Schülerin Rouſſeau's, eine ſtrenge Deiſtin, und es war ihr auch außerdem nicht recht, ihren älteſten Sohn in jene Soutane zu ſtecken, welche ſie von deutſchen Prieſtern mit ſo plumpem Ungeſchick tragen ſah. Sie wuſſte nicht, wie ganz anders ein römiſcher Abbate dieſelbe mit einem graciöſen Schick trägt und wie kokett er das ſchwarzſeidne Mäntelchen achſelt, das die fromme Uniform der Galanterie und der Schöngeiſterei iſt im ewig ſchönen Rom.

O, welch ein glücklicher Sterbliche iſt ein römiſcher Abbate, der nicht bloß der Kirche Chriſti, ſondern auch dem Apoll und den Muſen dient. Er ſelbſt iſt ihr Liebling, und die drei Göttinnen der Anmuth halten ihm das Tintenfaß, wenn er ſeine Sonette verfertigt, die er in der Akademie der Arkadier mit zierlichen Kadenzen recitiert. Er iſt ein Kunſtkenner, und er braucht nur den Hals einer jungen Sängerin zu betaſten, um vorausſagen zu

können, ob ſie einſt eine Celeberrima cantatrice, eine Diva, eine Weltprimadonna ſein wird. Er verſteht ſich auf Antiquitäten, und über den ausgegrabenen Torſo einer griechiſchen Bacchantin ſchreibt er eine Abhandlung im ſchönſten Ciceronianiſchen Latein, die er dem Oberhaupte der Chriſtenheit, dem Pontifex maximus, wie er ihn nennt, ehrfurchtsvoll widmet. Und gar, welcher Gemäldekenner iſt der Signor Abbate, der die Maler in ihren Ateliers beſucht und ihnen über ihre weiblichen Modelle die feinſten anatomiſchen Beobachtungen mittheilt. Der Schreiber dieſer Blätter hätte ganz das Zeug dazu gehabt, ein ſolcher Abbate zu werden und im ſüßeſten dolce far niente dahin zu ſchlendern durch die Bibliotheken, Galerien, Kirchen und Ruinen der ewigen Stadt, ſtudierend im Genuſſe und genießend im Studium, und ich hätte Meſſe geleſen vor den auserleſenſten Zuhörern, ich wäre auch in der heiligen Woche als ſtrenger Sittenprediger auf die Kanzel getreten, freilich auch hier niemals in ascetiſche Roheit ausartend — ich hätte am meiſten die römiſchen Damen erbaut, und wäre vielleicht durch ſolche Gunſt und Verdienſte in der Hierarchie der Kirche zu den höchſten Würden gelangt, ich wäre vielleicht ein Monſignore geworden, ein Violetſtrumpf, ſogar der

rothe Hut konnte mir auf den Kopf fallen — und wie das Sprüchlein heißt:

Es ist kein Pfäfflein noch so klein,
Es möchte gern ein Päpstlein sein —

so hätte ich am Ende vielleicht gar jenen erhabensten Ehrenposten erklommen — denn obgleich ich von Natur nicht ehrgeizig bin, so würde ich dennoch die Ernennung zum Papste nicht ausgeschlagen haben, wenn die Wahl des Konklaves auf mich gefallen wäre. Es ist Dieses jedenfalls ein sehr anständiges und auch mit gutem Einkommen versehenes Amt, das ich gewiss mit hinlänglichem Geschick versehen konnte. Ich hätte mich ruhig niedergesetzt auf den Stuhl Petri, allen frommen Christen, sowohl Priestern als Laien, das Bein hinstreckend zum Fußkuss. Ich hätte mich ebenfalls mit gehöriger Seelenruhe durch die Pfeilergänge der großen Basilika in Triumph herumtragen lassen, und nur im wackelndsten Falle würde ich mich ein bisschen festgeklammert haben an der Armlehne des goldnen Sessels, den sechs stämmige karmoisinrothe Kamerièren auf ihren Schultern tragen, während nebenher glatzköpfige Kapuciner mit brennenden Kerzen und galonnierte Lakaien wandeln, welche ungeheuer große Pfauenwedel emporhalten und das Haupt

des Kirchenfürsten befächeln — wie gar lieblich zu schauen ist auf dem Processionsgemälde des Horace Vernet. Mit einem gleichen unerschütterlichen sacerdotalen Ernste — denn ich kann sehr ernst sein, wenn es durchaus nöthig ist — hätte ich auch vom Lateran herab der ganzen Christenheit den jährlichen Segen ertheilt; in pontificalibus, mit der dreifachen Krone auf dem Kopfe, und umgeben von einem Generalstab von Rothhüten und Bischofsmützen, Goldbrokatgewändern und Kutten von allen Kouleuren, hätte sich Meine Heiligkeit auf dem hohen Balkon dem Volke gezeigt, das tief unten in unabsehbar wimmelnder Menge mit gebeugten Köpfen und knieend hingelagert — und ich hätte ruhig die Hände ausgestreckt und den Segen ertheilt, der Stadt und der Welt.

Aber, wie du wohl weißt, geneigter Leser, ich bin kein Papst geworden, auch kein Kardinal, nicht mal ein römischer Nuntius, und, wie in der weltlichen, so auch in der geistlichen Hierarchie habe ich weder Amt noch Würden errungen. Ich habe es, wie die Leute sagen, auf dieser schönen Erde zu Nichts gebracht. Es ist Nichts aus mir geworden, Nichts als ein Dichter.

Nein, ich will keiner heuchlerischen Demuth mich hingebend, diesen Namen geringschätzen. Man

iſt Viel, wenn man ein Dichter iſt, und gar wenn man ein großer lyriſcher Dichter iſt in Deutſchland, unter dem Volke, das in zwei Dingen, in der Philoſophie und im Liede, alle andern Nationen überflügelt hat. Ich will nicht mit der falſchen Beſcheidenheit, welche die Lumpen erfunden, meinen Dichterruhm verleugnen. Keiner meiner Landsleute hat in ſo frühem Alter, wie ich, den Lorber errungen, und wenn mein Kollege Wolfgang Goethe wohlgefällig davon ſingt, „daſs der Chineſe mit zitternder Hand Werthern und Lotten auf Glas male,“ ſo kann ich, ſoll doch einmal geprahlt werden, dem chineſiſchen Ruhm einen noch weit fabelhaftern, nämlich einen japaniſchen entgegenſetzen. Als ich mich etwa vor zwölf Jahren hier im Hôtel des Princes bei meinem Freunde H. Wöhrman aus Riga befand, ſtellte mir Derſelbe einen Holländer vor, der eben aus Japan gekommen, dreißig Jahre dort in Nangaſaki zugebracht und begierig wünſchte, meine Bekanntſchaft zu machen. Es war der Dr. Bürger, der jetzt in Leyden mit dem gelehrten Seybold das große Werk über Japan herausgiebt. Der Holländer erzählte mir, daſs er einen jungen Japaneſen Deutſch gelehrt, der ſpäter meine Gedichte in japaniſcher Überſetzung drucken ließ, und dieſes ſei das erſte europäiſche Buch geweſen,

das in japanischer Sprache erschienen — übrigens fände ich über diese kuriose Übertragung einen weitläuftigen Artikel in der englischen Review von Calcutta. Ich schickte sogleich nach mehren Cabinets de lecture, doch keine ihrer gelehrten Vorsteherinnen konnte mir die Review von Calcutta verschaffen, und auch an Julien und Paultier wandte ich mich vergebens, an jene gelehrten Widersacher, welche die Wissenschaft mit zwei großen Entdeckungen bereichert: Herr Julien, der berühmte Sinologe, hat entdeckt, daſs Herr Paultier kein Chinesisch versteht, während Herr Paultier, der große Indianist, entdeckte, daſs Herr Julien kein Sanskrit versteht; sie haben über dies, für das Publikum höchst wichtige und höchst interessante Thema viele Bücher veröffentlicht.

Seitdem habe ich über meinen japanischen Ruhm keine weitern Nachforschungen angestellt. In diesem Augenblick ist er mir eben so gleichgültig wie etwa mein finnländischer Ruhm. Ach! der Ruhm überhaupt, dieser sonst so süße Tand, süß wie Ananas und Schmeichelei, er ward mir seit geraumer Zeit sehr verleidet; er dünkt mich jetzt bitter wie Wermuth. Ich kann wie Romeo sagen: „Ich bin der Narr des Glücks.“ Ich stehe jetzt vor dem großen Breinapf, aber es fehlt mir der Löffel. Was nützt

es mir, daſs bei Feſtmahlen aus goldnen Pokalen und mit den beſten Weinen meine Geſundheit getrunken wird, wenn ich ſelbſt unterdeſſen, abgeſondert von aller Weltluſt, nur mit einer ſchalen Tiſane meine Lippen netzen darf! Was nützt es mir, daſs begeiſterte Jünglinge und Jungfrauen meine marmorne Büſte mit Lorberen umkränzen, wenn derweilen meinem wirklichen Kopfe von den welken Händen einer alten Wärterin eine ſpaniſche Fliege hinter die Ohren gedrückt wird!*) Was nützt es mir, daſs alle Roſen von Schiras ſo zärtlich für mich glühen und duften — ach, Schiras iſt zweitauſend Meilen entfernt von der Rue d'Amſterdam, wo ich in der verdrießlichen Einſamkeit meiner Krankenſtube Nichts zu riechen bekomme, als etwa die Parfüms von gewärmten Servietten. Ach! der Spott Gottes laſtet ſchwer auf mir. Der große Autor des Weltalls, der Ariſtophanes des Himmels, wollte dem kleinen irdiſchen, ſogenannten deutſchen Ariſtophanes recht grell darthun, wie die witzigſten Sarkasmen deſſelben nur armſelige Spötteleien geweſen im Vergleich mit den ſeinigen, und wie kläglich ich ihm nachſtehen muſs im Humor, in der koloſſalen Spaßmacherei.

*) Dieſer Satz fehlt in der franzöſiſchen Ausgabe.
Der Herausgeber.

Ja, die Lauge der Verhöhnung, die der Meister über mich herabgeußt, ist entsetzlich, und schauerlich grausam ist sein Spaß. Demüthig bekenne ich seine Überlegenheit, und ich beuge mich vor ihm im Staube. Aber wenn es mir auch an solcher höchsten Schöpfungskraft fehlt, so blitzt doch in meinem Geiste die ewige Vernunft, und ich darf sogar den Spaß Gottes vor ihr Forum ziehen und einer ehrfurchtsvollen Kritik unterwerfen. Und da wage ich nun zunächst die unterthänigste Andeutung auszusprechen, es wolle mich bedünken, als zöge sich jener grausame Spaß, womit der Meister den armen Schüler heimsucht, etwas zu sehr in die Länge; er dauert schon über sechs Jahre, was nachgerade langweilig wird. Dann möchte ich ebenfalls mir die unmaßgebliche Bemerkung erlauben, daſs jener Spaß nicht neu ist und daſs ihn der große Aristophanes des Himmels schon bei einer andern Gelegenheit angebracht, und also ein Plagiat an hoch sich selber begangen habe. Um diese Behauptung zu unterstützen, will ich eine Stelle der Limburger Chronik citieren. Diese Chronik ist sehr interessant für Diejenigen, welche sich über Sitten und Bräuche des deutschen Mittelalters unterrichten wollen. Sie beschreibt, wie ein Modejournal, die Kleidertrachten, sowohl die männlichen

als die weiblichen, welche in jeder Periode aufkamen. Sie giebt auch Nachricht von den Liedern, die in jedem Jahre gepfiffen und gesungen wurden, und von manchem Lieblingsliede der Zeit werden die Anfänge mitgetheilt. So vermeldet sie von Anno 1480, dass man in diesem Jahre in ganz Deutschland Lieder gepfiffen und gesungen, die süßer und lieblicher als alle Weisen, so man zuvor in deutschen Landen kannte, und Jung und Alt, zumal das Frauenzimmer, sei ganz davon vernarrt gewesen, so dass man sie von Morgen bis Abend singen hörte; diese Lieder aber, setzt die Chronik hinzu, habe ein junger Klerikus gedichtet, der von der Misselsucht behaftet war und sich, vor aller Welt verborgen, in einer Einöde aufhielt. Du weißt gewiss, lieber Leser, was für ein schauderhaftes Gebreste im Mittelalter die Misselsucht war, und wie die armen Leute, die solchem unheilbaren Siechthum verfallen, aus jeder bürgerlichen Gesellschaft ausgestoßen waren und sich keinem menschlichen Wesen nahen durften. Lebendigtodte, wandelten sie einher, vermummt vom Haupt bis zu den Füßen, die Kapuze über das Gesicht gezogen, und in der Hand eine Klapper tragend, die sogenannte Lazarusklapper, womit sie ihre Nähe ankündigten, damit ihnen Jeder zeitig aus dem Wege gehen konnte.

Der arme Klerikus, von dessen Ruhm als Liederdichter die obgenannte Limburger Chronik gesprochen, war nun ein solcher Missselsüchtiger, und er saß traurig in der Öde seines Elends, während jauchzend und jubelnd ganz Deutschland seine Lieder sang und pfiff! O, dieser Ruhm war die uns wohlbekannte Verhöhnung, der grausame Spaß Gottes, der auch hier derselbe ist, obgleich er diesmal im romantischern Kostüme des Mittelalters erscheint. Der blasierte König von Judäa sagte mit Recht: „Es giebt nichts Neues unter der Sonne" — Vielleicht ist diese Sonne selbst ein alter aufgewärmter Spaß, der, mit neuen Strahlen geflickt, jetzt so imposant funkelt!

Manchmal in meinen trüben Nachtgesichten glaube ich den armen Klerikus der Limburger Chronik, meinen Bruder in Apoll, vor mir zu sehen, und seine leidenden Augen lugen sonderbar stier hervor aus seiner Kapuze; aber im selben Augenblick huscht er von dannen, und verhallend, wie das Echo eines Traumes, hör' ich die knarrenden Töne der Lazarusklapper.

Druck von Jacob & Holzhausen in Wien.

Stanford University Libraries
3 6105 015 304 988

PR
2301
A1
1861
v. 13-14

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.